

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

Bd. 11. 1962

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

1962



Heimatkalender

für das

Oldenburger Münsterland

ZS
782



ZS	782
LANDESBIBL. OLDENBURG	
Abt.	
Nr. 34 116	

LB Oldenburg
105 252 02

<45>



Heimatkalender

für das

OLDENBURGER MÜNSTERLAND

1962

Bearbeitet

im Auftrage des Heimatbundes
für das Oldenburger Münsterland

von

Alwin Schomaker-Langenteilen

Druck und Verlag:

Vechtaer Druckerei und Verlag G. m. b. H., Vechta (Oldb)



Die Umschlagszeichnung lieferte Architekt BDA Karl Kösters, Cloppenburg. Die Fotos für die diesjährigen Monatsbilder sind der eigenen Sammlung des Bearbeiters entnommen. Die Urheber der dem Kalender eingefügten sonstigen Bilder und Zeichnungen sind unter diesen vermerkt. Der heimatliche Teil des Kalendariums entspricht, von wenigen Ergänzungen abgesehen, dem des Vorjahres. Nachdruck irgendwelcher Kalender-Aufsätze und -Beiträge nur mit Quellenangabe gestattet.

* 2 *



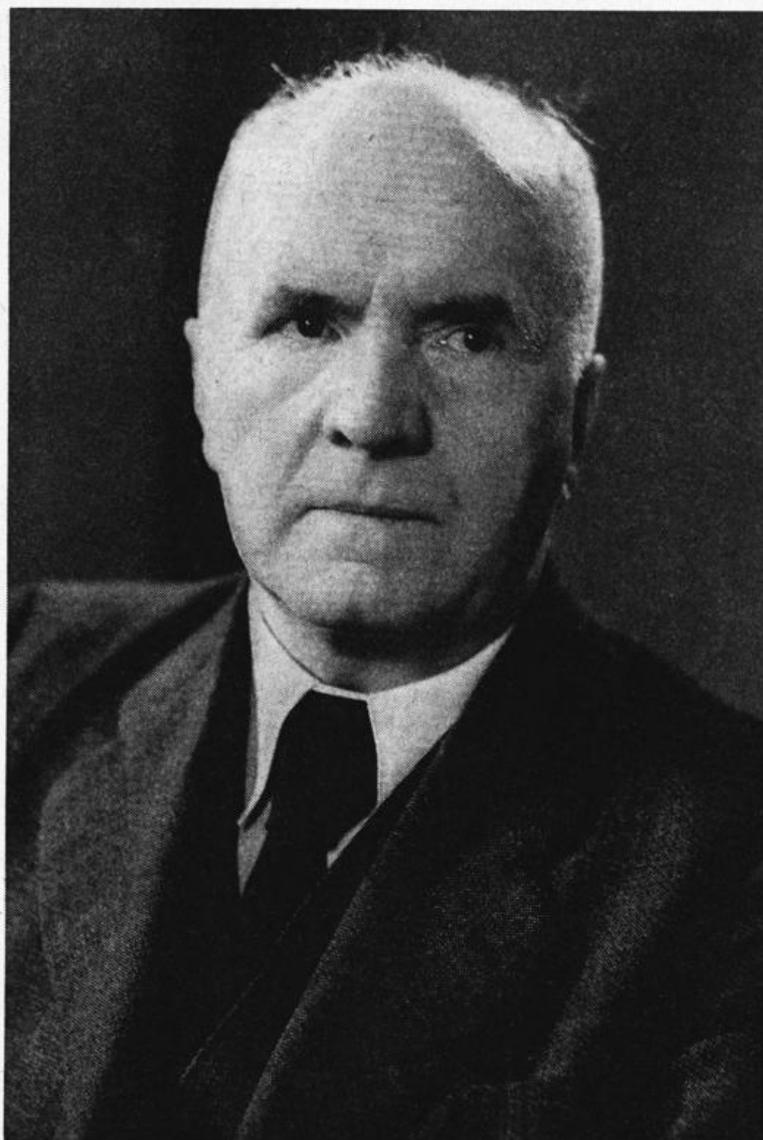
HEIMAT

*Ich trage dich
wie ein schönes Bild
im Herzen, verborgen tief —
Und stürmte es
durch meine Seele wild,
hat immer sich mir
das Bild enthüllt.
Du warst es dann,
die mich rief!*

Hermann Thole

„Im Reigen des endlosen Liedes“





Aufn.: Engels-Cloppenburg

Dr. Heinrich Ottenjann
(1886–1961)

* 4 *

EIN WORT AN DIE HEIMAT!

Uns alle hat der Tod unseres lieben Heimatfreundes, unseres unvergeßlichen Heinrich Ottenjann, tief erschüttert. Ihr alle seid mit mir einig, wenn ich sage, daß wir mit Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann nicht nur den Schöpfer und Gestalter des Museumsdorfes, nicht nur den rastlosen und erfolgreichen Forscher auf dem Gebiet der Volkskunde und Heimatkunde und den unermüdlichen Förderer der Heimatbewegung verloren haben, sondern den geistigen Mittelpunkt unseres Oldenburger Münsterlandes, zu dem ihn seine Persönlichkeit und sein Lebenswerk haben werden lassen. Niemand hat nachdrücklicher als er immer wieder die in Jahrhunderten gewachsene geistig-seelische Einheit des Oldenburger Münsterlandes betont und zu ihrer Bewahrung aufgerufen. Sein Lebenswerk, das Museumsdorf, sollte dieser Aufgabe dienen, es sollte sein der Ausdruck dieser Einheit unserer Heimat, die uns Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist.

Wir sind Jahrzehnte hindurch mit Dr. Heinrich Ottenjann gemeinsam im Heimatbund für das Oldenburger Münsterland den Weg gegangen, den er und wir für den richtigen erkannten. Wir haben treu zu ihm gestanden, und so ist sein Werk gewachsen, das mit seinem Namen auf immer verbunden bleiben wird.

Und wir Oldenburger Münsterländer fühlen uns aus jahrzehntelanger enger Verbundenheit mit Dr. Heinrich Ottenjann verpflichtet, für sein Lebenswerk auch in Zukunft uns einzusetzen, es nach Kräften zu fördern und sobald wie möglich zu vollenden.

Der Schöpfer des Museumsdorfes, Dr. Heinrich Ottenjann, wird weiterleben in seinem Werk. Er schuf es aus dem Geist unserer Heimat, dem Geist des Christentums, und es sollte nach seinem Willen sein ein Bollwerk gegen Materialismus und Entchristlichung! Und hier liegt unsere wichtigste Aufgabe: Daß Gott der Herr bleibt in unseren Dörfern und Stätten, in unseren Schulen und Rathäusern, in unseren Werkstätten und Fabriken und auf unseren Bauernhöfen, in unserem Alltag und unserem Sonntag!

*Leo Reinke-Bokel
Vorsitzender des Heimatbundes
für das Oldenburger Münsterland*



JANUAR

1. Woche	Ev.: Namen Jesu Luk. 2, 21	
1. Mo.	Neujahr Beschneidung des Herrn	
2. Di.	Stephanie, Adelhard	
3. Mi.	Genoveva	
4. Do.	Titus, Angela v. Fol.	
5. Fr.	Eduard, Telephorus	
6. Sa.	Fest der Hl. 3 Könige ☉	
2. Woche	Ev.: Der zwölfjährige Jesus im Tempel, Luk. 2, 42—52	
7. So.	1. So. nach Erscheinung Fest der hl. Familie Reinhold, Widukind	
8. Mo.	Severin, Erhard	
9. Di.	Julian, Siegbert	
10. Mi.	Wilhelm	
11. Do.	Baro (Alwin), Werner	
12. Fr.	Ernst, Erna	
13. Sa.	Jutta, Veronika, ☾	
3. Woche	Ev.: Hochzeit zu Kana Joh. 2, 1—11	
14. So.	2. So. nach Erscheinung Hilarius, Felix	
15. Mo.	Paulus der Einsiedler, Maurus	
16. Di.	Marcellus, Otto	
17. Mi.	Antonius, Abt	
18. Do.	Petri Stuhlfeier in Rom	
19. Fr.	Kanut, Ida	
20. Sa.	Fabian und Sebastian ☿	
4. Woche	Ev.: Der Hauptmann von Ka- pharnaum, Matth. 8, 1—13	
21. So.	3. So. nach Erscheinung Agnes, Meinrad	
22. Mo.	Vinzenz und Anastasius	
23. Di.	Raymund, Emerentia	
24. Mi.	Timotheus, Bertram	
25. Do.	Pauli Bekehrung	
26. Fr.	Polykarp	
27. Sa.	Johannes Chrysostomus	
5. Woche	Ev.: Sturm auf dem Meere Matth. 8, 23—27	
28. So.	4. So. nach Erscheinung Petrus Nolascus	
29. Mo.	Franz von Sales ☾	
30. Di.	Martina, Adelgunde	
31. Mi.	Johannes Bosco	
		1. 1827 Die Herrlichkeit Dinklage hörte endgültig zu bestehen auf.
		1. 1900 Eröffnung der Kleinbahn Cloppenburg—Kl. Ging (1. November bis Lindern, 1902 bis Landesgrenze). Im Jahre 1953 wurde sie wieder abgebaut.
		4. 1931 † Pfarrer Anton Stegemann, Lohne, der christlich - soziale Vorkämpfer des Olden- burger Landes.
		5. 1435 Cloppenburg wurde Stadt.
		5. 1714 Gründungstag des Gymnasium Antonianum, Vechta.
		5. 1906 † Graf Heribert v. Galen-Dinklage, Reichs- tagsabgeordneter.
		7. 1296 Graf Otto von Tecklenburg erbaute die Cloppenburg und übereignete dem Alex- anderkapitel in Wildeshausen für die ihm von diesem überlassene Mühle und Liegen- schaften des Erbes Hemmelsbühren zwei Höfe in Essen.
		13. 1935 † Anton Wempe-Emstek, Prälat.
		19. 1887 † Johann Heinrich Schuling-Vechta, Ehren- domherr.
		19. 1922 † Bernhard Grobmeyer-Vechta, Offizial.
		21. 1845 † Maria Johanna von Aachen geb. von Am- boten-Vechta, Dichterin, zuletzt in Münster.
		22. 1922 † Felix Funke-Essen, Komponist.



Die alte Huntebrücke in der Straße Dümmerlohausen—Lembruch. Unweit dieser Brücke wurden flußabwärts die erfolgreichen vorgeschichtlichen Ausgrabungen 1938/40 durchgeführt, und zwar am rechten Ufer des wenige Jahre zuvor begradigten Flusses.

FEBRUAR

1. Do. Ignatius v. A.
Brigitta, Siegbert
2. Fr. Mariä Lichtmeß
3. Sa. Blasius, Ansgar

6. Woche Ev.: Gleichnis v. Unkraut unter dem Weizen, Matth. 13, 24—30

4. So. **5. So. nach Erscheinung**
Andreas Corsini, Gilbert
5. Mo. Agatha, Adelheid ☉
6. Di. Titus, Dorothea, Otilde
7. Mi. Rich., Romuald, Theodor
8. Do. Johannes von Matha
9. Fr. Cyrillus, Apollonia
10. Sa. Scholastika, Wilhelm

7. Woche Ev.: Gleichnis vom Senfkörnlein, Matth. 13, 31—35

11. So. **6. So. nach Erscheinung**
Severin, Adolf ☾
12. Mo. 7 Stifter d. Servitenordens
13. Di. 26 Märt. v. Jap., Siegfried
14. Mi. Valentin, Bruno
15. Do. Faustinus und Jovita
16. Fr. Juliana
17. Sa. Engelbert, Donatus

8. Woche Ev.: Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, Matth. 20, 1—16

18. So. **Septuagesima**
Simeon, Florian
19. Mo. Konrad, Susanna ☽
20. Di. Eleutherius, Eucharius
21. Mi. Eleonore, Irene
22. Do. Petri Stuhlfeier in Ant.
23. Fr. Robert, Petrus Damianus
24. Sa. Matthias

9. Woche Ev.: Gleichnis vom Sämann
Luk. 8, 4—15

25. So. **Sexagesima**
Walburga
26. Mo. Mechtild
27. Di. Leander, Veronika ☾
28. Mi. Oswald, Romanus

1. 1909 Großer Brand in Dinklage vor der Kirche.

2. 1933 † Lambert Meyer-Vechta, Offizial.

3. 1700 Das 1699 nach Vechta verlegte Alexanderkapitel regelt die Mitbenutzung der kath. Pfarrkirche dortselbst (bis zur Aufhebung 1803).

3. 1926 † Eduard Brust-Cloppenburg, Prälat, Dechant, Ehrendomherr und Ehrenbürger der Stadt.

5. 1937 † Heinrich Averdam-Stukenborg, Ok.-Rat, 1. Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

5. 1957 † Dr. H. Lübbers, Med.-Rat, Lönigen.

8. 1951 † Dr. Ludwig Sieverding - Vechta, Geistl. Studienrat, Heimatschriftsteller.

9. 1870 Großer Brand in Lönigen.

10. 1633 Besetzung der Stadt Cloppenburg durch die Schweden.

10. 1812 Aufhebung des Franziskanerklosters Vechta.

11. 1837 † Theodora geb. Einhaus-Cappeln, Äbtissin.

15. 1953 † Hauptlehrer Franz Ostendorf-Langförden, verdienter Heimatforscher und -schriftsteller.

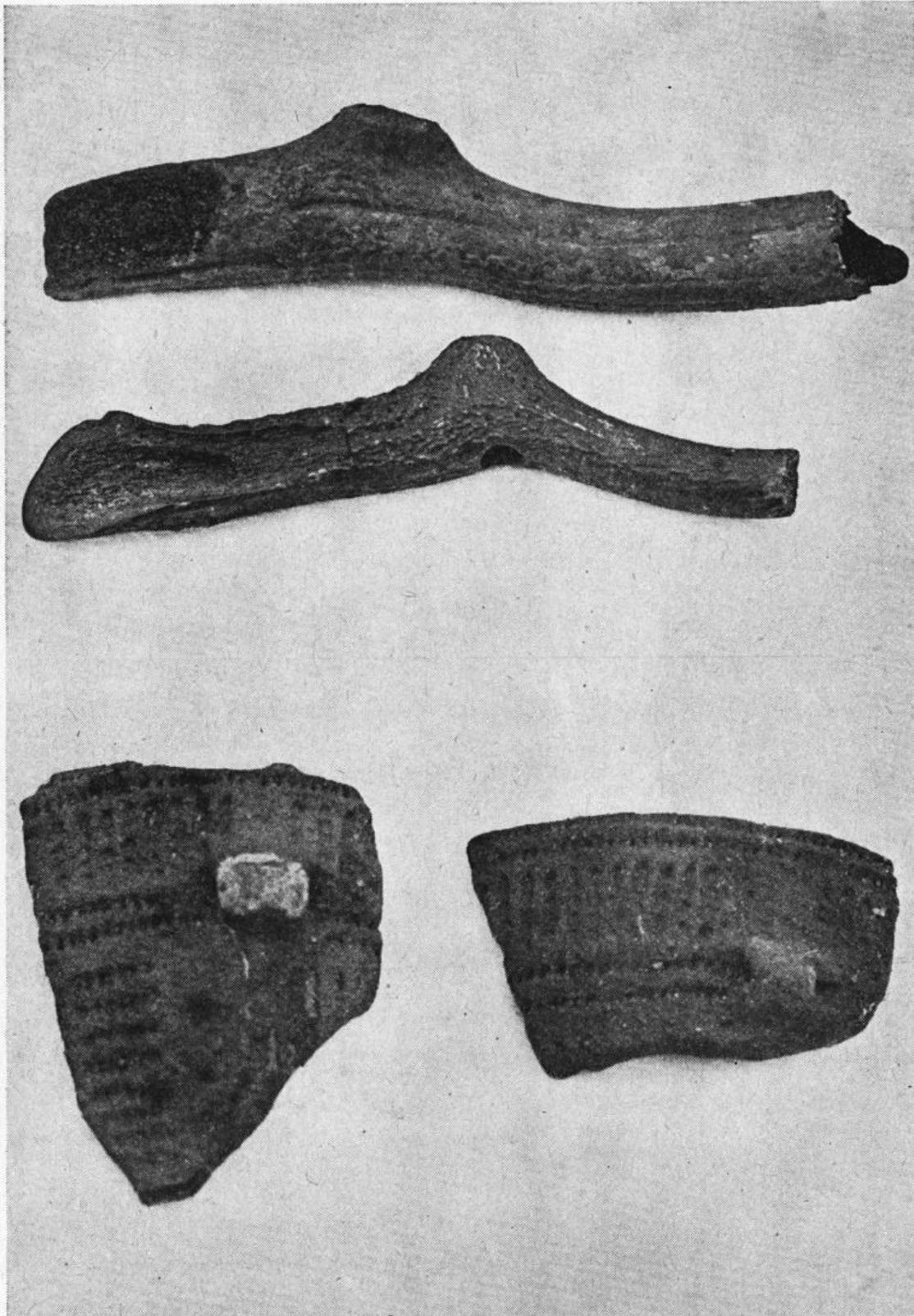
20. 1880 † Dr. Fr. Heinr. Reinerding - Osterfeine, Domkapitular, Prof. in Fulda (Dogmatik).

23. 1732 † Dr. theol. Johann Dalberg-Vechta, Burgvikar in Dinklage, theologischer Schriftsteller.

24. 1827 † Dr. Franz Schwietering - Cloppenburg, Kaplan.

25. 1946 † Dr. L. Averdam - Oythe, Dechant, Ehrendomherr, Heimatschriftsteller.

27. 1937 † Louis Kathmann-Calveslage, Pionier der Pferdezucht.

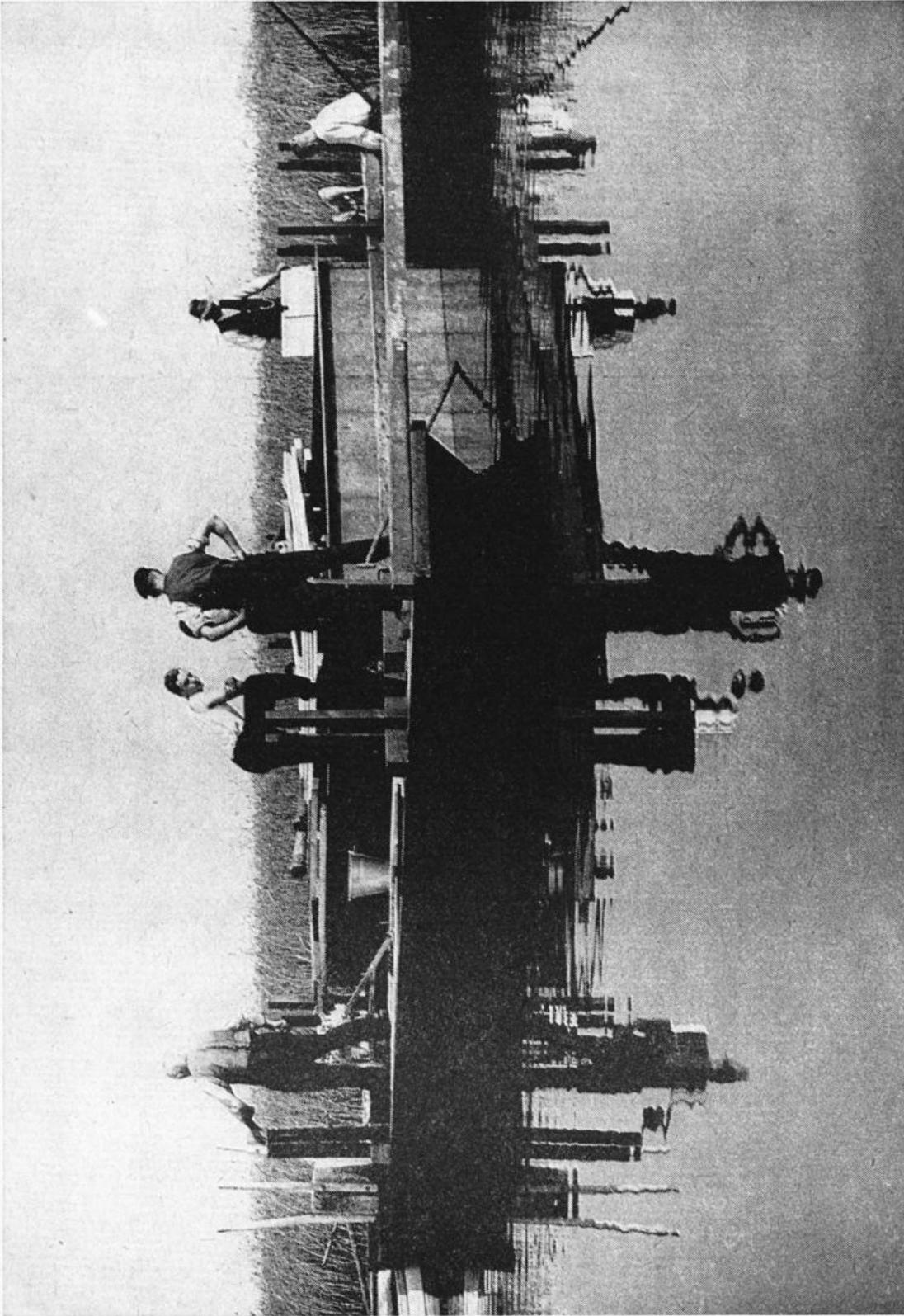


Hirschhorngerätschaften und „Tiefstich“-Keramikscherben aus dem Dümmer. Solche Funde ließen die Bedeutung des Sees für die Vorgeschichtsforschung hauptsächlich nach 1930 immer stärker in den Vordergrund des Interesses der Fachleute treten.

MÄRZ

1.	Do.	Albinus, Suitbert	
2.	Fr.	Luise	
3.	Sa.	Kunigunde, Anselm	
10. Woche		Ev.: Geheimnis des Leidens Luk. 18, 31—43	
4.	So.	Quinquagesima Kasimir	
5.	Mo.	Friedrich, Theophil	
6.	Di.	Pepetua u. Felicitas	
7.	Mi.	Aschermittwoch Thomas von Aquin	☉
8.	Do.	Johannes von Gott, Beate	
9.	Fr.	Franziska von Rom	
10.	Sa.	40 Märt., Gustav, Emil	
11. Woche		Ev.: Die Versuchung Christi Matth. 4, 1—11	
11.	So.	1. Fastensonntag (Invocavit) Rosemarie	
12.	Mo.	Gregor der Große	
13.	Di.	Erich, Euphrosina	☾
14.	Mi.	Mathilde, Alfred, Meta Quatember	
15.	Do.	Klemens M. Hofbauer	
16.	Fr.	Heribert, Rüdiger, Quat.	
17.	Sa.	Gertrud, Patricius, Quat.	
12. Woche		Ev.: Verklärung Christi Matth. 17, 1—9	
18.	So.	2. Fastensonntag (Reminiscere) Cyrill v. Jerusal., Eduard	
19.	Mo.	Joseph	
20.	Di.	Irmgard, Wolfram	
21.	Mi.	Benedikt, Emilie Frühlingsanfang	☼
22.	Do.	Nikolaus von Flüe, Konrad	
23.	Fr.	Otto, Eberhard	
24.	Sa.	Gabriel, Erzengel	
13. Woche		Ev.: Jesus treibt den Teufel aus Luk. 11, 14—28	
25.	So.	3. Fastensonntag (Oculi) Mariä Verkündigung	
26.	Mo.	Ludger, Felix	
27.	Di.	Joh. v. Damaskus, Rupert	
28.	Mi.	Johannes von Kapistran Sieben Schmerzen Mariä	
29.	Do.	Ludolf	☾
30.	Fr.	Roswitha, Quirin	
31.	Sa.	Guido, Cornelia	
5.	1922	Gründung des Heimatmuseums f. d. Oldenburger Münsterland in Cloppenburg.	
6.	1911	† Dr. Hermann Dingelstad-Münster, Bischof, vorher Gymnasiallehrer in Vechta.	
6.	1938	† Dr. theol. et phil. August Bahlmann OFM Essen, Bischof in Santarem in Brasilien.	
7.	1852	† Jos. Heinr. Ant. Beckering - Lastrup, Dechant.	
7.	1952	† Josef Krapp - Steinfeld, Päpstl. Hausprälat, Domkapitular, Geistlicher Rat in Münster.	
16.	1823	† Bernard Heinrich Haskamp-Vechta, Generaldechant.	
16.	1844	† Hermann Heinrich Fortmann - Vechta, Lehrer der Gewerbeschule in Münster, Verfasser zahlreicher Schriften philosophischen und historischen Inhalts.	
17.	1951	† Heinr. Schulte - Friesoythe, Landw. - Rat, Heimatschriftsteller.	
20.	1869	† Franz van der Wal-Dinklage, Gründer der mechanischen Weberei.	
22.	1625	† Otto von Dorgelo-Lohne, Dompropst in Münster.	
22.	1946	† Clemens August Graf v. Galen-Dinklage, Bischof von Münster, Kardinal.	
30.	1956	† Bernhard Riesenbeck-Emsdetten, verdienter Heimatforscher.	
31.	1812	† J. B. Gerst - Damme, Domprediger und Generalvikariats - Assessor in Osnabrück, theol. Schriftsteller.	



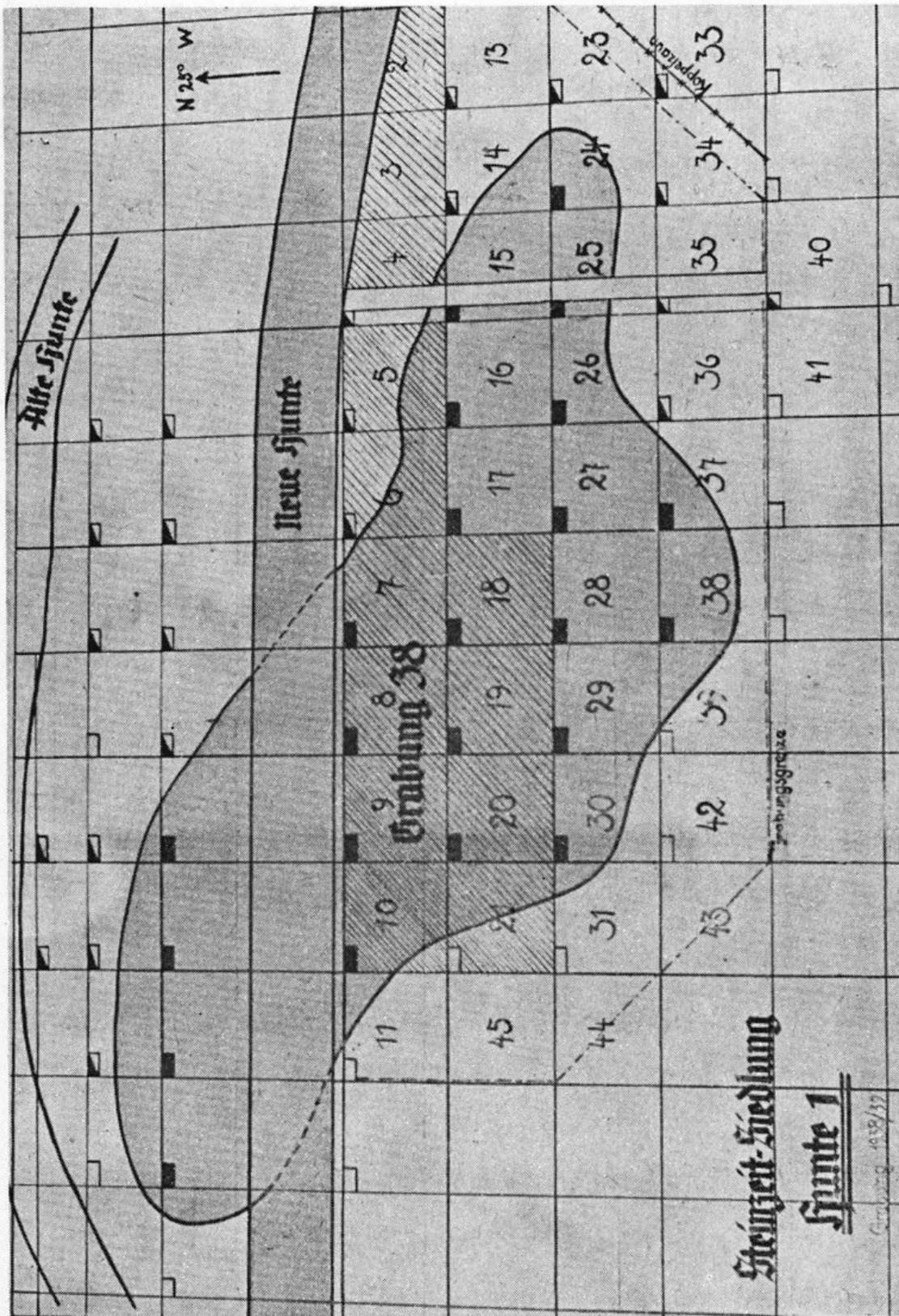


Stählerner Senkkasten auf dem Dümmer. Mittels dieses quadratischen und unten offenen Kastens wurden bestimmte Plätze im See systematisch abgesucht, die als vorgeschichtliche Fundstellen ausgemacht worden waren. Der schwere Kasten wurde durch zwei Transportkähne weitergeschafft, dann abgesenkt und leergepumpt, wonach der Seeboden abgesucht werden konnte.

APRIL

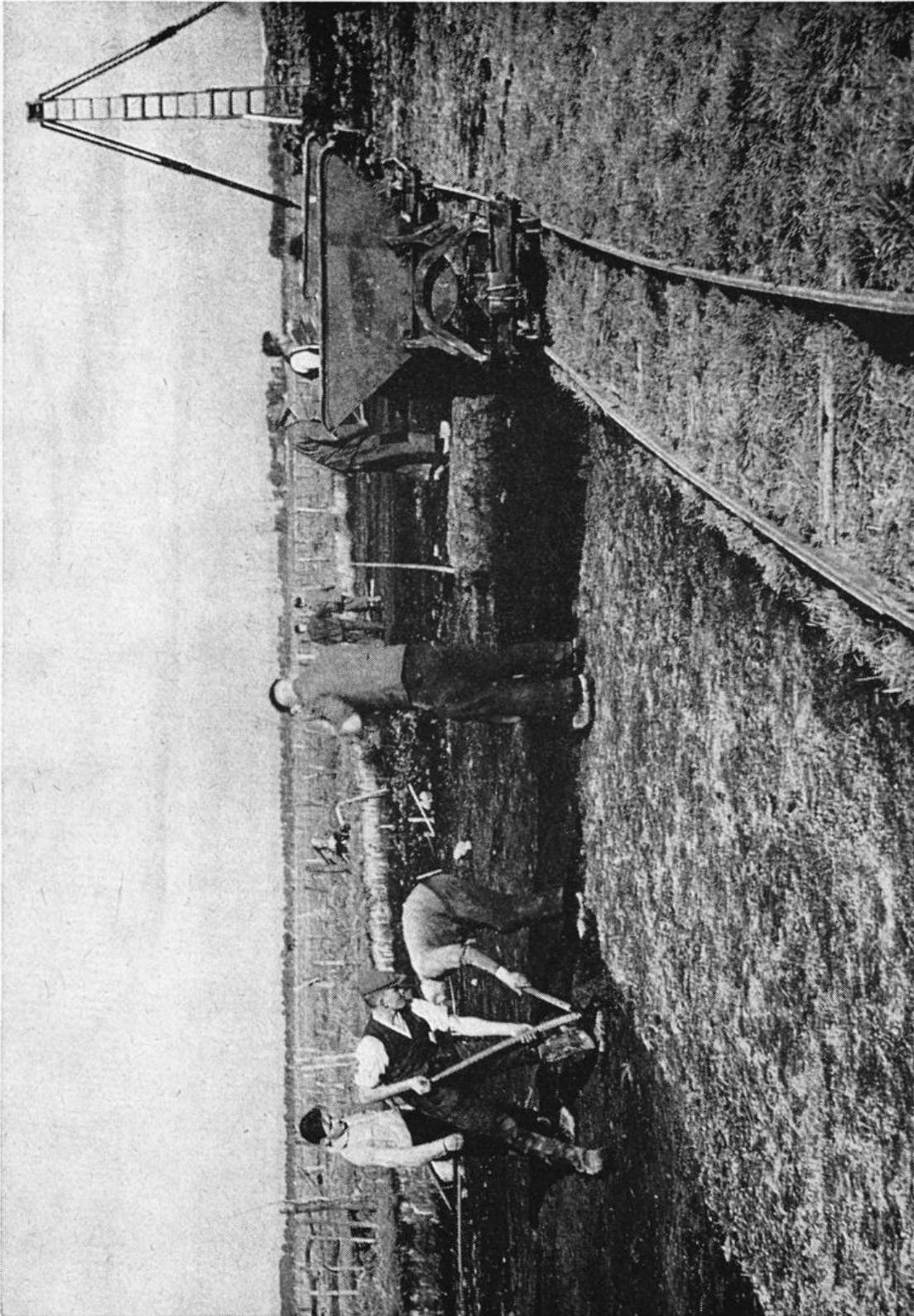
14. Woche	Ev.: Wunderbare Brotvermehrung, Joh. 6, 1—15	
1. So.	4. Fastensonntag (Laetare) Hugo, Theodora	
2. Mo.	Franz v. Paula	
3. Di.	Richard, Konrad	
4. Mi.	Isidor	☉
5. Do.	Vinzenz Ferrerius	
6. Fr.	Notker, Isolde	
7. Sa.	Hermann Joseph	
15. Woche	Ev.: Jesus inmitten seiner Feinde, Joh. 8, 46—49	
8. So.	Passionssonntag (Judica) Walter, Albert	
9. Mo.	Waltraud, Kleopha	
10. Di.	Mechthild, Hulda	
11. Mi.	Leo der Große	☾
12. Do.	Julius, Konstantin	
13. Fr.	Hermenegild, Ida	
14. Sa.	Justinus, Lambert	
16. Woche	Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem Matth. 21, 1—9	
15. So.	Palmsonntag (Palmarum) Veronika, Anastasia	
16. Mo.	Benedikt, Bernadette	
17. Di.	Robert, Rudolf	
18. Mi.	Apollonius	
19. Do.	Gründonnerstag Werner, Emma	
20. Fr.	Karfreitag Hildegard, Viktor	☿
21. Sa.	Karsamstag Konrad v. Parzham	
17. Woche	Ev.: Auferstehung Christi Mark. 16, 1—7	
22. So.	Ostersonntag Lothar, Soter und Cajus	
23. Mo.	Ostermontag Georg, Adalbert	
24. Di.	Fidelis von Sigmaringen	
25. Mi.	Markus, Erwin	
26. Do.	Kletus und Marzellinus	
27. Fr.	Petrus Canisius	☽
28. Sa.	Paul v. Kreuz, Vitalis	
18. Woche	Ev.: Der Osterfrie­de Joh. 20, 19—31	
29. So.	Weißer Sonntag Petrus von Mailand	
30. Mo.	Katharina v. Siena	
		1. 1919 † J. Holzenkamp-Lohne, Dechant u. Ehren­domherr.
		1. 1949 † Alwin Reinke-Vechta, Rechtsanwalt, Hei­matdichter und Mitbegründer des Heimat­bundes.
		4. 1956 † Ministerialrat Franz Teping-Vechta, ver­dienter Schulmann und Heimatschriftsteller.
		10. 1855 † Georg Schade-Essen, Pfarrer in Scharrel, vorher Prof. am Gymnasium in Vechta.
		11. 1851 † Karl Heinrich Nieberding-Lohne, bedeu­render Heimatschriftsteller.
		13. 1911 † Dr. Franz Hülskamp - Essen, Prälat in Münster, bekannter Literaturhistoriker.
		13. 1945 Zerstörung des Quatmannshofes im Mu­seumsdorf Cloppenburg.
		15. 1831 Errichtung des kath. Officialats in Vechta und Regelung der kirchlichen Verhältnisse in Cloppenburg und Vechta.
		16. 1951 † Bernhard Küstermeyer-Friesoythe, Dechant und Domkapitular.
		17. 1947 † Dr. August Crone - Münzebrock, Essen bedeutender Wirtschaftspolitiker.
		23. 1774 † Joh. Itel Sandhoff-Osnabrück, Vogt in Dinklage, Verfasser einer Geschichte der Osnabrücker Bischöfe.
		23. 1799 Eröffnung der Königs-Apotheke in Clop­penburg.
		24. 1824 † Matth. Jos. Wolffs-Vechta, Pfarrer in Löningen, Verfasser von Predigten.
		25. 1642 Gründung des Franziskanerklosters Vechta.
		28. 1914 Eröffnung des Realprogymnasiums in Clop­penburg.





Reproduktion des Ausgrabungsplanes. Durch einzelne Planquadrate war die Abwicklung der Grabung festgelegt. Auch ließen sich die Fundstellen auf solche Weise einwandfrei bestimmen. Das frühere Huntebett erscheint am oberen Rande. Links außerhalb ist die Straßenbrücke zu denken.

1. Di.	Maifeier, Tag der Arbeit Philippus und Jakobus	1. 1898 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Delmenhorst.
2. Mi.	Luthard, Athanasius	1. 1900 Eröffnung der Bahnlinien Lohne—Hesepe und Holdorf—Damme.
3. Do.	Kreuzauffindg., Alexand.	1. 1907 Lohne wurde Stadt.
4. Fr.	Monika, Florian	2. 1843 † Anton Siemer-Bakum, Landdechant.
5. Sa.	Pius V.	3. 1901 † Dr. Joseph Wennemer - Vechta , Prälat, Gymn.-Direktor.
19. Woche	Ev.: Der gute Hirt Joh. 10, 11—16	6. 1892 † Jos. Schrandt-Löningen, Ehrendomherr.
6. So.	2. Sonntag nach Ostern Joh. v. d. lat. Pforte	6. 1900 Großer Brand von Dümmerlohausen.
7. Mo.	Stanislaus, Gisela	8. 1914 Eröffnung der Kleinbahn Vechta—Schwichteler (7. Juni 1914: Vechta—Cloppenburg).
8. Di.	Erscheinung des Erzengels Michael	12. 1878 Großer Brand in Cloppenburg (Langestr.)
9. Mi.	Gregor v. Nazianz	13. 1727 Grundsteinlegung zur Franziskanerkirche in Vechta.
10. Do.	Isidor Bauer	13. 1926 † Bernard König - Löningen, Apotheker, Landtagsabg., verdienstvoller Sammler, Mitbegründer des Cloppenburger Heimat- museums.
11. Fr.	Mamertus	16. 1648 Vechta vom schwedischen General Königs- mark erstürmt.
12. Sa.	Pankratius	16. 1961 † Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann, Gründer des Museumsdorfes in Cloppen- burg , erster Herausgeber dieses Kalenders.
20. Woche	Ev.: Noch eine kleine Weile Joh. 16, 16—22	20. 1397 † Heinrich von Oyta (Friesoythe), Grün- der der theol. Fakultät Wien.
13. So.	3. Sonntag nach Ostern Servatius, Muttertag	27. 1891 † Franz Terbeck - Vechta , Seminardirektor, Prälat.
14. Mo.	Pachomius	27. 1922 † Gerhard Tepe-Vechta, Offizial.
15. Di.	Sophie, Johann Baptist	28. 1811 Großer Brand in Essen (147 Häuser ver- nichtet).
16. Mi.	Johannes von Nepomuk	
17. Do.	Dietmar, Paschalis	
18. Fr.	Erich, Erika	
19. Sa.	Petrus Cölestinus	
21. Woche	Ev.: Die Verheißung des Hl. Geistes, Joh. 16, 5—14	
20. So.	4. Sonntag nach Ostern Bernardin v. Siena	
21. Mo.	Ehrenfried, Felix	
22. Di.	Julia, Renate	
23. Mi.	Desiderius, Gisbert	
24. Do.	Johanna	
25. Fr.	Gregor VII., Urban I.	
26. Sa.	Philippus Neri	
22. Woche	Ev.: Die Kraft des Gebetes im Namen Jesu, Joh. 16, 23—30	
27. So.	5. Sonntag nach Ostern Beda	
28. Mo.	Wilhelm, Bittag	
29. Di.	Maria Magdalena, Bittag	
30. Mi.	Felix I., Papst, Ferdinand Bittag	
31. Do.	Christi Himmelfahrt Angela Merici, Petronella	



Blick auf das Ausgrabungsgelände an der Hunte. Planmäßig wurde der Wiesenboden abgehoben und mit Loren zur Seite geschafft. Die eigentliche Ausgrabungsschicht begann in 40 cm Tiefe. Links im Hintergrunde zwischen den Stacheldrahtzäunen die Hunte (nicht sichtbar!), rechts ein Leiterstativ, das fotografische Aufnahmen von oben ermöglichte.

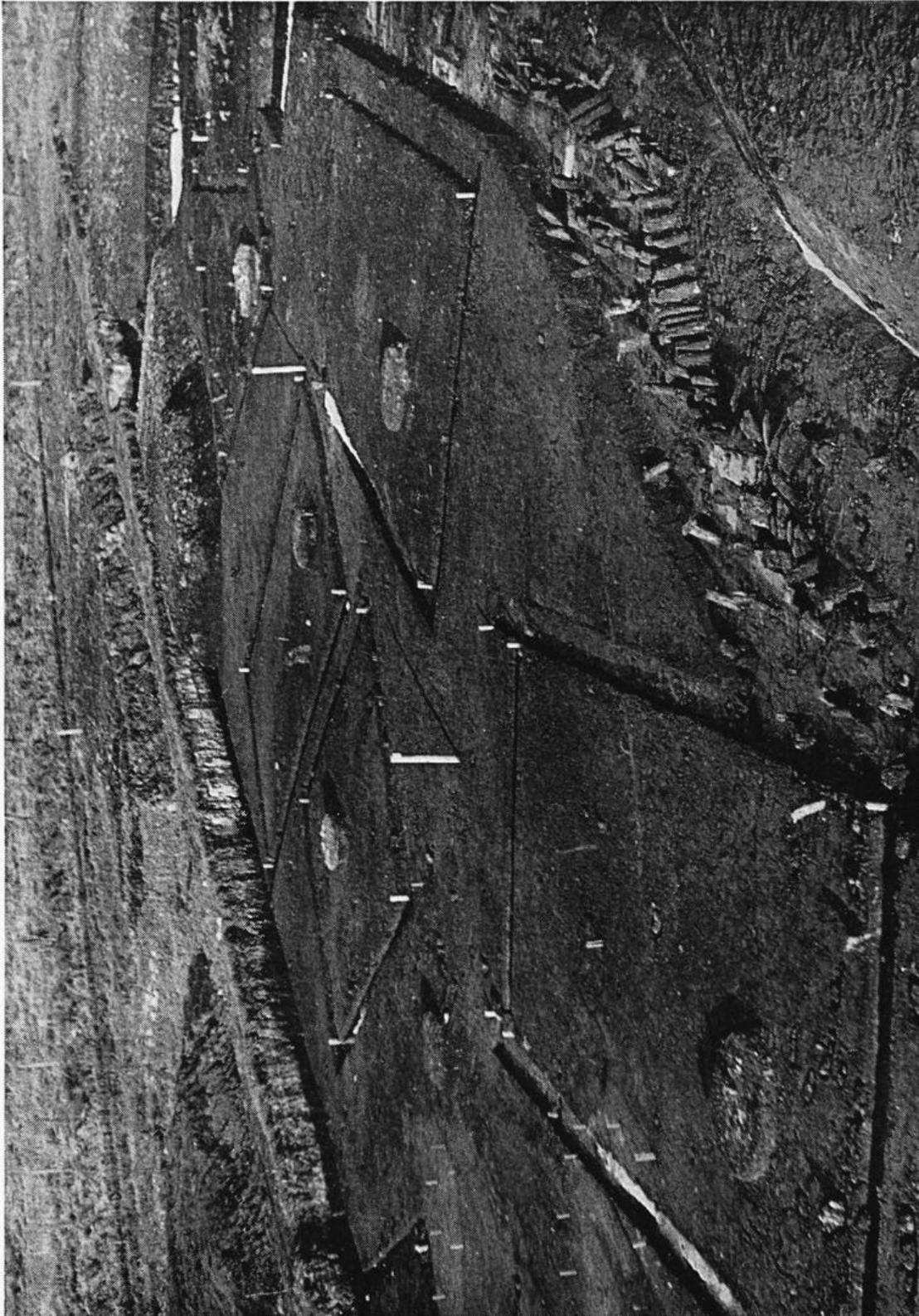
1. Fr.	Regina, Theobald	
2. Sa.	Erasmus, Marcellinus	☉
23. Woche	Ev.: Jüngerzeugnis und Jüngerlos, Joh. 15, 26—16, 4	
3. So.	6. Sonntag nach Ostern Klothilde	
4. Mo.	Franz Carraciolo	
5. Di.	Bonifatius	
6. Mi.	Norbert	
7. Do.	Gisela, Robert	
8. Fr.	Medardus	
9. Sa.	Primus und Felician	
24. Woche	Ev.: Die Pfingstgabe des Herrn Joh. 14, 23—31	
10. So.	Pfingstsonntag Margarethe	☾
11. Mo.	Pfingstmontag Barnabas, Rembert	
12. Di.	Johannes von Fac.	
13. Mi.	Antonius v. Padua, Quat.	
14. Do.	Basilius der Große	
15. Fr.	Vitus, Creszentia, Quat.	
16. Sa.	Benno, Luitgart, Quat.	
25. Woche	Ev.: Geheimnis der Hl. Dreifaltigkeit, Matth. 28, 18—20	
17. So.	Dreifaltigkeitssonntag Tag d. nationalen Einheit Rainer, Adolf	☉
18. Mo.	Markus und Marcellianus	
19. Di.	Gervasius, Protasius, Juliana	
20. Mi.	Adelgund, Silverius	
21. Do.	Fronleichnam Aloysius von Gonzaga Sommeranfang	
22. Fr.	Eberhard, Paulinus	
23. Sa.	Edeltraut	
26. Woche	Ev.: Vom großen Abendmahl Luk. 14, 16—24	
24. So.	2. Sonntag nach Pfingsten Johannes der Täufer	☾
25. Mo.	Prosper, Wilhelm, Helmut	
26. Di.	Johannes und Paulus	
27. Mi.	Ladislaus, Siebenschläfer	
28. Do.	Leo II., Irenäus	
29. Fr.	Peter und Paul Herz-Jesu-Fest	
30. Sa.	Pauli Gedächtnis	
1. 1809 †	Ferd. Matth. Driver, erster Heimat-schriftsteller.	
1. 1927	Wirbelsturm in Auen und Holthaus.	
2. 1927 †	Dr. Bernhard Brägelmann, Vechta, Pro-fessor.	
4. 1879 †	Dr. theol. Laurenz Reinke - Langförden, Prof. der Exegese Münster.	
5. 1940 †	Wilhelm Schulte - Scharrel, Pfarrer, her-vorragender Kenner der saterländischen Mundart.	
6. 1865 †	Joh. Heinrich Krogmann - Lohne. Be-gründer der Lohner Pinsel- und Bürsten-industrie.	
6. 1915 †	Karl Willoh - Vechta, Pfarrer, Heimat-schriftsteller.	
7. 1870 †	A. H. Wilking-Langförden, Lehrer, Ver-fasser von Jugendschriften.	
9. 1650	Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.).	
16. 1804 †	St. Joan Cristian Garrel, Judex Essensis, 69 Jahre, als letzter Richter in Essen.	
18. 1252	Walram von Monschau, seine Frau Jutta und deren Mutter Sophie traten alle ihre Rechte in der Grafschaft Vechta an den Bischof Otto II. von Münster ab.	
18. 1877	Großer Brand in Friesoythe (53 Häuser vernichtet).	
18. 1916 †	Heinrich Kühling-Essen, Pfarrer, Heimat-forscher.	
23. 1832 †	Joh. Bernard Tangemann-Damme, Pfarrer und Dechant in Badbergen, Verfasser theo-logischer Schriften.	
30. 1803	Übergang der Ämter Vechta und Cloppen-burg an das Herzogtum Oldenburg.	
30. 1848 †	Bernhard Mönig-Essen, Pfarrer, Heimat-schriftsteller.	





Ausgegrabene Palisadenreste im Hunte Dorf. Solche Pfahlstümpfe traten zuerst aus den Grabungsschichten. Sie verrieten, daß man auf der rechten Spur war. Ihre Gruppierung konnte nicht zufällig sein, sondern mußte von menschlicher Hand herrühren.

27. Woche	Ev.: Freund der Sünder und Zöllner, Luk. 15, 1—10		
1. So.	3. Sonntag nach Pfingsten Fest des kostbaren Blutes Theobald, Dieter		6. 1543 Bischof Franz von Münster und Osnabrück führt durch Magister Hermann Bonnus aus Lübeck, gebürtig aus Quakenbrück, in den Ämtern Vechta und Cloppenburg das evangelische Bekenntnis ein.
2. Mo.	Mariä Heimsuchung, Otto		7. 1933 † Bernard Kramer - Lohne, Verfasser der Schrift über die Lohner Industrie.
3. Di.	Hyazinth, Bertram ☉		9. 1912 † Dr. theol. Bernhard Neteler-Dinklage, bekannt als Verfasser exegetischer Abhandlungen.
4. Mi.	Berta, Ulrich		10. 851 Überführung der Reliquien des hl. Alexander von Rom nach Wildeshausen.
5. Do.	Antonius Zaccaria		10. 1534 Justifizierung aufrührerischer Bauern in Münster.
6. Fr.	Thomas Morus		10. 1840 † Joh. Heinr. Niemann - Friesoythe, Arzt, Verfasser naturkundlicher Schriften.
7. Sa.	Willibald, Cyrillus		10. 1900 † Friedr. Schröder-Vechta, Pater, Rektor des Collegium Germanicum in Rom.
28. Woche	Ev.: Der reiche Fischfang Luk. 5, 1—11		11. 1905 Eröffnung der Neuenkirchener Heilstätte.
8. So.	4. Sonntag nach Pfingsten Kilian, Elis. v. Portugal		15. 1932 † Wilhelm Lohaus-Dinklage, Ök.-Rat und Landwirtschaftsschuldirektor.
9. Mo.	Dieter, Veronika		16. 1774 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)
10. Di.	Hl. sieben Brüder ☾		18. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Vechta.
11. Mi.	Pius I., Siegbert		20. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Cloppenburg.
12. Do.	Johannes Gualbert		25. 1949 † August Hackmann-Cloppenburg, Dechant, Mitbegründer des Heimatbundes.
13. Fr.	Margarethe		29. 1915 † Heinrich Gründing-Vechta, Seminarlehrer.
14. Sa.	Bonaventura		
29. Woche	Ev.: Gerechtigkeit des Neuen Bundes, Matth. 5, 20—24		
15. So.	5. Sonntag nach Pfingsten Heinrich, Skapulierfest		
16. Mo.	Irmgard		
17. Di.	Alexis ☽		
18. Mi.	Arnold, Friedrich		
19. Do.	Vincenz von Paul		
20. Fr.	Hieronymus		
21. Sa.	Praxedis, Daniel		
30. Woche	Ev.: Zweite wunderbare Brotvermehrung, Mark. 8, 1—9		
22. So.	6. Sonntag nach Pfingsten Maria Magdalena		
23. Mo.	Apollinaris, Liborius		
24. Di.	Christina ☾		
25. Mi.	Jakobus		
26. Do.	Anna		
27. Fr.	Berthold, Pantaleon		
28. Sa.	Viktor I., Innozenz I.		
31. Woche	Ev.: Warnung vor den falschen Propheten, Matth. 7, 15—21		
29. So.	7. Sonntag nach Pfingsten Martha, Beatrix		
30. Mo.	Wiltrud, Ingeborg		
31. Di.	Ignatius von Loyola ☉		



Aufnahme aus dem mittleren Grabungsbereich. Im Blickfeld sind vier Hausgrundrisse sichtbar. Jeder Grundriß enthält eine Feuerstelle. Die Lage der einzelnen Häuser zu einander verrät keine klare Regel. Ihre Anordnung wirkt reichlich eng.

AUGUST

1.	Mi.	Petri Kettenfeier	
2.	Do.	Alfons v. Ligouri, Elfriede	
3.	Fr.	Auffindg. d. hl. Stephanus	
4.	Sa.	Dominikus	
<hr/>			
32. Woche		Ev.: Der untreue Verwalter Luk. 16, 1—9	
<hr/>			
5.	So.	8. Sonntag nach Pfingsten Oswald, Maria Schnee	
6.	Mo.	Verklärung Christi	
7.	Di.	Cajetan Bek., Donatus	
8.	Mi.	Cyriakus	☾
9.	Do.	Petrus Faber	
10.	Fr.	Laurentius	
11.	Sa.	Tiburtius, Susanne	
<hr/>			
33. Woche		Ev.: Jesus weint über Jerusalem Luk. 19, 41—47	
<hr/>			
12.	So.	9. Sonntag nach Pfingsten Klara, Hilarius	
13.	Mo.	Hippolyt und Kassian	
14.	Di.	Eusebius, Meinhard	
15.	Mi.	Mariä Himmelfahrt	☉
16.	Do.	Joachim, Rochus	
17.	Fr.	Hyazinth, Emilie	
18.	Sa.	Helena	
<hr/>			
34. Woche		Ev.: Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner, Luk. 18, 9—14	
<hr/>			
19.	So.	10. Sonntag n. Pfingsten Johannes Eudes	
20.	Mo.	Bernhard von Clairvaux	
21.	Di.	Franziska von Chantal	
22.	Mi.	Fest d. unbefl. Herz. Mariä	
23.	Do.	Philippus Benitus	☾
24.	Fr.	Bartholomäus	
25.	Sa.	Ludwig, Gregor	
<hr/>			
35. Woche		Ev.: Heilung eines Taub- stummen, Mark. 7, 31—37	
<hr/>			
26.	So.	11. Sonntag n. Pfingsten Egbert	
27.	Mo.	Gebhard, Josef v. Calasanza	
28.	Di.	Augustinus	
29.	Mi.	Johannes Enthauptung	
30.	Do.	Rosa v. Lima, Irmgard	☉
31.	Fr.	Raimund, Isabella	

1. 1855 Errichtung des kath. Oberschulkollegiums in Vechta.

3. 1818 † J. M. C. v. Ascheberg - Ihorst, letzter Direktor des Vechtaer Burgmannskollegiums, Verfasser historischer Abhandlungen.

4. 1872 † Christian Wehage - Essen, Pfarrer in Damme, Feldgeistlicher 1848, Begründer des Dammer Krankenhauses.

5. 1904 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.).

8. 1684 Großer Brand in Vechta.

8. 1933 † Gerhard Ostendorf-Vechta, Justizrat 1899 bis 1924.

11. 1888 Eröffnung der Bahn Lönigen—Essen.

11. 1902 Großer Brand in Cloppenburg.

13. 1841 † Bernhard Romberg-Dinklage, Cellist, zuletzt in Hamburg.

19. 1921 † Eduard Burlage, Reichsgerichtsrat und Reichstagsabgeordneter.

20. 1934 erfolgte der erste Spatenstich zum Museumsdorf Cloppenburg.

20. 1951 † Dr. Paul Clemens-Cloppenburg, Assistent am Museumsdorf, Heimatschriftsteller.

21. 1875 † Dr. Heinrich Rump-Essen, Schriftsteller.

21. 1914 † Augustin Kreutzmann - Dinklage, Orgelvirtuose.

23. 1927 † August Schillmöller, Heimatschriftsteller.

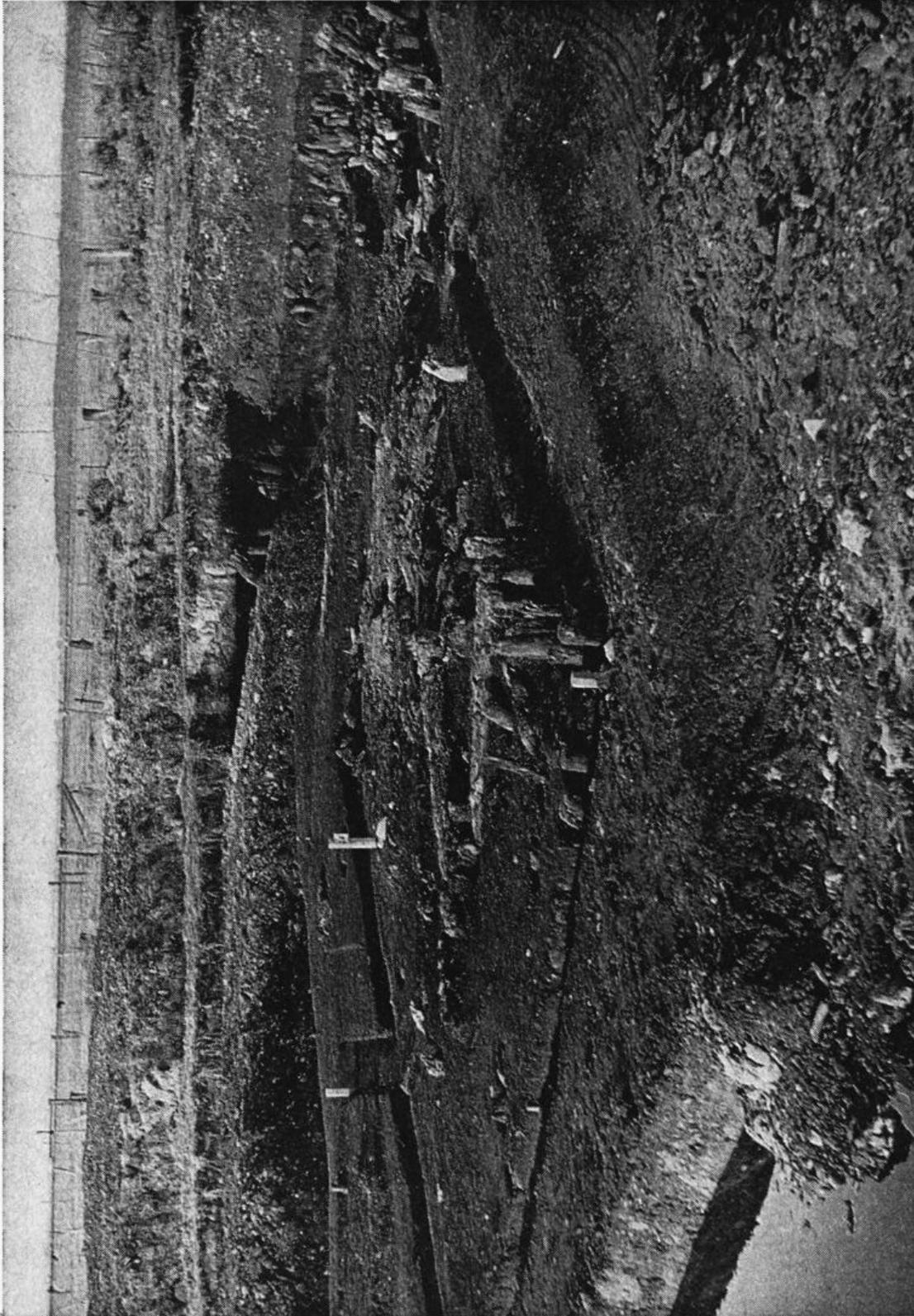
24. 1730 Gottfried Steding-Vechta, Kapitelsdirektor und Pfarrer.

24. 1716 Großer Brand in Cloppenburg (vom Krapendorfer Tor bis zur Mühle).

26. 1821 Großer Brand in Scharrel.

27. 1846 † Bernhard Jos. Hackstätte-Essen, Kaplan, Heimatschriftsteller.





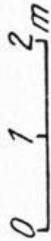
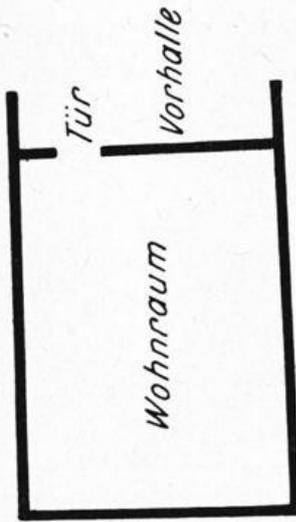
Blick auf den nördlichen Teilabschnitt der Ausgrabungen. Die Aufnahme zeigt einen Hausgrundriß mit Resten des hölzernen Fußbodenbelages und mit Flechtwerkresten aus der einen Giebelwand. Es handelt sich um den Grundriß eines Hauses, das nur einen Raum aufwies.

SEPTEMBER

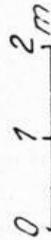
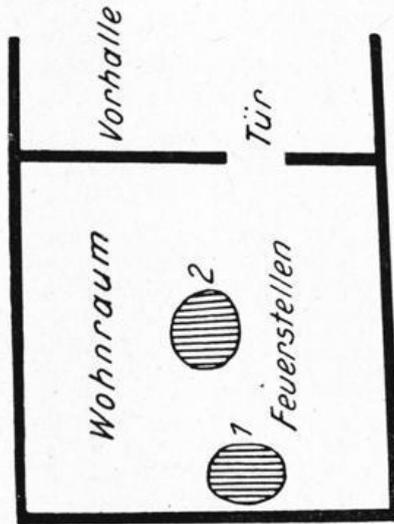
1. Sa.	Ägidius, Ruth				
36. Woche	Ev.: Gleichnis vom barmherzigen Samaritan, Luk. 10, 23—37				
2. So.	12. Sonntag n. Pfingsten Stephan, Schutzengelfest				
3. Mo.	Erasmus				
4. Di.	Rosalia, Irmgard, Ida				
5. Mi.	Laurentius Justiniani				
6. Do.	Magnus				
7. Fr.	Regina				
8. Sa.	Mariä Geburt, Hadrian				
37. Woche	Ev.: Gleichnis von den zehn Aussätzigen, Luk. 17, 11—19				
9. So.	13. Sonntag n. Pfüngsten Gorgonius, Korbinian				
10. Mo.	Nikolaus von Tolentino				
11. Di.	Protus und Hyazinth				
12. Mi.	Mariä Namensfest				
13. Do.	Notburga				
14. Fr.	Fest Kreuzerhöhung				
15. Sa.	Sieben Schmerzen Mariä				
38. Woche	Ev.: Gottes Vatergüte Matth. 6, 24—33				
16. So.	14. Sonntag n. Pfüngsten Ludmilla, Edith				
17. Mo.	Hildegard, Lambertus				
18. Di.	Richardis, Josef v. Cup.				
19. Mi.	Januarius, Quatember				
20. Do.	Eustachius				
21. Fr.	Matthäus, Quatember				
22. Sa.	Mauritius, Emmeran, Quatember				
39. Woche	Ev.: Jüngling von Naim Luk. 7, 11—16				
23. So.	15. Sonntag n. Pfüngsten Linus, Thekla, Herbstanfang				
24. Mo.	Gerhard				
25. Di.	Kleophas				
26. Mi.	Cyprian, Justina				
27. Do.	Kosmas und Damian				
28. Fr.	Wenzel, Lioba				
29. Sa.	Michael				
40. Woche	Ev.: Beim Gastmahl des Pharisäers, Luk. 14, 1—11				
30. So.	16. Sonntag n. Pfüngsten Hieronymus, Ursus				
		1. 1834 † Franz Trenkamp-Strücklingen, Pastor, Altertumsforscher.			
		1. 1888 Eröffnung der Bahn Vechta—Lohne.			
		1. 1928 † Georg Vorwerk - Cappeln, Pionier der Pferdezucht.			
		3. 1955 † Alois Tepe-Neuenkirchen, Heimatforscher.			
		4. 1833 † Gerhard Heinrich Kreymborg-Lohne, Be- gründer der Lohner Industrie.			
		6. 1943 † Zu Höne-Vestrup, Pfarrer, Heimat- und Familienforscher.			
		8. 1931 † Bernard Dinkgreffe - Addrup bei Essen, Dechant und Pastor Primarius, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, zuletzt Hamburg.			
		9. 1678 † Christoph Bernhard von Galen, Fürst- bischof, Münster.			
		9. 1926 † Heinrich Fortmann-Cloppenburg, Rektor, Gründer und langjähriger Leiter des kath. oldbg. Lehrervereins.			
		12. 1875 † Franz Heinr. Deters-Lohne, Bildhauer.			
		14. 1850 † Dr. med. H. Ch. A. Osthoff-Vechta, Ver- fasser verschiedener Schriften heimatkund- lichen Inhalts.			
		16. 1955 † Dr. phil. Georg Reinke-Vechta, Professor am Gymnasium Antonianum, Heimatschrift- steller, Mitbegründer des Heimatbundes.			
		17. 1374 Eroberung der alten Burg Dinklage (Fer- dinandsburg) durch Bischof Florenz von Münster.			
		20. 1929 † Jos. Grönheim - Löningen, Prof., Jubilar- priester.			
		22. 1959 Richtfest des neuen Quatmannhofes im Museumsdorf.			
		26. 1929 † August kl. Quade-Vechta, Professor am Seminar.			
		27. 1719 † Herbert Wichmann-Oythe, einziger Glok- kengießer im Lande Oldenburg.			
		28. 1868 † Friedrich August Clodius-Lohne, Zigarrenfabrikant.			
		30. 1777 Großer Brand in Bakum, der das ganze Dorf zerstörte.			



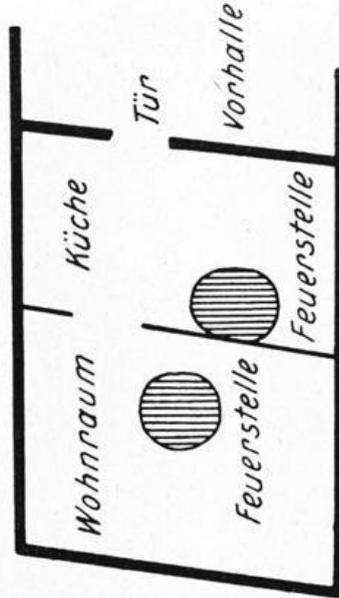
Haus 11



Haus 1



Haus 3



Grundrisskizzen von Vorhallenhäusern des Hunteorfes. Im Haus 1 und Haus 3 sind jeweils zwei Feuerstellen erhalten. Haus 3 hat eine Zwischenwand. Alle Beispiele weisen eine verhältnismäßig kleine Bodenfläche auf.

OKTOBER

1.	Mo.	Remigius, Giselbert	
2.	Di.	Leodegar	
3.	Mi.	Theresia vom Kinde Jesu	
4.	Do.	Franz von Assisi	
5.	Fr.	Helmut, Meinolf	
6.	Sa.	Bruno	☾
41. Woche		Ev.: Das Hauptgebot Matth. 22, 34—46	
7.	So.	17. Sonntag n. Pfingsten Erntedankfest, Rosenkranzfest, Sergius	
8.	Mo.	Brigitte	
9.	Di.	Günther	
10.	Mi.	Viktor, Franz von Borgia	
11.	Do.	Bruno, Protus	
12.	Fr.	Maximilian	
13.	Sa.	Eduard	☉
42. Woche		Ev.: Der rechte Gebrauch der irdischen Güter, Matth. 9, 1—8	
14.	So.	18. Sonntag n. Pfingsten Kirchweihfest, Burkhard	
15.	Mo.	Theresia von Avila	
16.	Di.	Hedwig, Gerhard	
17.	Mi.	Margareta Alacoque	
18.	Do.	Lukas	
19.	Fr.	Frieda, Edwin	
20.	Sa.	Wendelin, Irene	☾
43. Woche		Ev.: Vom königlichen Gastmahl Matth. 22, 1—14	
21.	So.	19. Sonntag n. Pfingsten Ursula, Meinhard	
22.	Mo.	Ingbert, Cordula	
23.	Di.	Severin, Joh. v. Kapistran	
24.	Mi.	Raphael	
25.	Do.	Crispin und Crispinian	
26.	Fr.	Amandus, Siegebald	
27.	Sa.	Vincenz, Sabine	
44. Woche		Ev.: Jesus heilt den Sohn des königl. Beamten, Joh. 4, 46—53	
28.	So.	20. Sonntag n. Pfingsten Christkönigsfest Alfred, Egbert	☉
29.	Mo.	Dorothea, Narzissus	
30.	Di.	Wolfgang, Jutta	
31.	Mi.	Serapion, Dietger Reformationsfest	
1.	1802 †	B. Sigismund Hoyng-Langförden, Pfarrer, „der Overberg des Oldenburger Münster- landes“.	
1.	1835	Eröffnung des Postwagenverkehrs von Vechta nach Ahlhorn.	
1.	1885	Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Ahlhorn.	
1.	1894	Gründung der landwirtschaftlichen Winter- schule in Dinklage, der ältesten derartigen Lehranstalt des Münsterlandes.	
1.	1906	Letzte Fahrt der Postkutsche von Cloppen- burg nach Friesoythe.	
3.	1948 †	Julius Bröring, Verfasser eines zweibän- digen Werkes über das Saterland.	
3.	1946 †	Joseph Haßkamp, Friesoythe - Vechta, Amtshauptmann, zuletzt in Oldenburg.	
5.	1939 †	Wilhelm Kotthoff-Vechta, Direktor des Gymnasiums.	
16.	1899 †	H. Möhlmann-Essen, Dechant, Erbauer der Kirche (1870—1875) und des Krankenhauses (1893) in Essen.	
17.	1912 †	Franz Diebels-Dinklage, Seminarmusik- lehrer, Komponist.	
19.	1945 †	Franz Meyer-Holte b. Damme, Landtags- abgeordneter.	
20.	1953 †	Werner Baumbach-Cloppenburg, Oberst, erfolgreichster deutscher Kampfflieger.	
21.	1956 †	Pater Laurentius Siemer, langjähriger Provinzial der Deutschen Dominikaner, weithin bekannt als Rundfunk- und Fern- sehprediger.	
25.	1400	Graf Nikolaus von Tecklenburg trat die Herrschaft über Amt und Burg Cloppen- burg nebst Friesoythe und Barbel an Bischof Otto von Münster ab.	
26.	1922 †	Ignaz Feigel-Cloppenburg, Bürgermeister und Landtagsabgeordneter.	
30.	1880 †	Clemens August Trenkamp-Lohne, Gründer der Fa. Trenkamp.	





Fundstücke aus dem Hunte-Dorf. Links: ein schlicht verzierter Trinkbecher; in der Mitte oben: eine steinerne Handmühle;
in der Mitte unten: Speerspitze (oder Handdoldh?) aus Feuerstein; rechts: zwei Schleifsteine.

NOVEMBER

1.	Do.	Allerheiligen	
2.	Fr.	Allerseelen	
3.	Sa.	Hubert	
45. Woche		Ev.: Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht, Matth. 18, 23—35	
4.	So.	21. Sonntag n. Pfingsten Karl Borromäus	
5.	Mo.	Zacharias und Elisabeth	
6.	Di.	Leonhard)
7.	Mi.	Engelbert, Willibrord	
8.	Do.	Gottfried, Egbert	
9.	Fr.	Theodor	
10.	Sa.	Andreas, Avellinus	
46. Woche		Ev.: Der Zinsgroschen Matth. 22, 15—21	
11.	So.	22. Sonntag n. Pfingsten Martin, Bischof	☉
12.	Mo.	Kunibert	
13.	Di.	Stanislaus, Kostka	
14.	Mi.	Alberich, Josaphat	
15.	Do.	Albertus Magnus	
16.	Fr.	Gertrud, Egmund	
17.	Sa.	Hugo, Gregor	
47. Woche		Ev.: Auferweckung der Tochter des Jairus, Matth. 9, 18—26	
18.	So.	23. Sonntag n. Pfingsten Kirchweihfest, Odo, Abt	
19.	Mo.	Elisabeth von Thüringen	
20.	Di.	Felix, Bernward	☾
21.	Mi.	Buß- und Betttag Mariä Opferung	
22.	Do.	Cäcilia	
23.	Fr.	Clemens, Felicitas	
24.	Sa.	Johannes vom Kreuz	
48. Woche		Ev.: Das Ende der Welt Matth. 24, 15—35	
25.	So.	Letzter So. nach Pfingsten Totensonntag, Katharina	
26.	Mo.	Konrad	
27.	Di.	Willehad	☉
28.	Mi.	Günther, Rufus	
29.	Do.	Saturnin	
30.	Fr.	Andreas	
1.	1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Cloppenburg.		
4.	1252 † Johannes von Wildeshausen (Johannes Teutonicus).		
4.	1955 † Wilhelm Niermann-Delmenhorst, Dechant und Propst.		
7.	1960 † Johannes Ostendorf-Lohne, Konrektor, verdienter Heimatforscher und -schrift- steller.		
8.	1851 Eröffnung des St. Marienhospitals in Vechta, des ältesten Krankenhauses des Oldenburger Münsterlandes.		
9.	1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Vechta.		
9.	1826 † Bernhard Overberg, Förderer und Refor- mator der kath. Volksschulen.		
10.	1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich August, Verzicht auf die Thronfolge. Oldenburg wurde Freistaat.		
10.	1918 † Friedrich Graf v. Galen-Dinklage, Reichs- tagsabgeordneter.		
15.	1904 Eröffnung der Bahnverbindung Dinklage— Lohne.		
15.	1876 Eröffnung der Bahnlinie Osnabrück—Clop- penburg — Oldenburg (17. Oktober 1875 Oldenburg—Quakenbrück).		
15.	1933 † Direktor Johann Wewer-Cloppenburg, be- deutender Schulmann und Schriftsteller.		
17.	1875 † Franz Bramlage-Lohne, Begründer der Lohner Korkindustrie.		
18.	1885 † Bernhard Holthaus sen., Dinklage, Ma- schinenfabrikant, Begründer der Holthaus- schen Maschinenfabrik.		
18.	1887 Großer Brand in Dinklage.		
19.	1668 Das Niederstift Münster (Südoldenburg) wird auch kirchlich dem Bischof von Mün- ster unterstellt; bis dahin hatte es kirch- lich zum Bistum Osnabrück gehört.		
28.	1821 † Andreas Romberg-Vechta, Komponist, zu- letzt in Gotha.		
29.	1896 † Anton Johannes Benker-Lohne, Bildhauer.		





Neue Huntebrücke in der Straße Dümmerlohausen-Lembruch mit der Siedlungsstelle (rechts am Fluß!). Als die Grabungen vor-
bei waren, wurde der Platz wieder aufgefüllt und planiert. Die heutige Wiesendecke läßt nicht ahnen, daß einmal 40 bis 70 cm
unter ihr ein ganzes Steinzeitdorf aufgedeckt worden ist.

DEZEMBER

<p>1. Sa. Arnold</p> <hr/> <p>49. Woche Ev.: Wiederkehr Christi zum Gericht, Luk. 21, 25—33</p> <hr/> <p>2. So. 1. Adventssonntag Anfang des Kirchenjahres (Geschlossene Zeit) Blanka, Bibina</p> <p>3. Mo. Franz Xaver</p> <p>4. Di. Barbara ☾</p> <p>5. Mi. Reinhard</p> <p>6. Do. Nikolaus, Bischof</p> <p>7. Fr. Ambrosius</p> <p>8. Sa. Mariä unbefl. Empfängnis Elfriede</p> <hr/> <p>50. Woche Ev.: Gesandtschaft des Täufers Matth. 11, 2—10</p> <hr/> <p>9. So. 2. Adventssonntag Abel</p> <p>10. Mo. Melchiades</p> <p>11. Di. Damasus ☿</p> <p>12. Mi. Justinus</p> <p>13. Do. Lucia</p> <p>14. Fr. Berthold, Franziska</p> <p>15. Sa. Rainald, Christiana</p> <hr/> <p>51. Woche Ev.: Das Zeugnis des heiligen Johannes, Joh. 1, 19—28</p> <hr/> <p>16. So. 3. Adventssonntag Adelheid, Eusebius</p> <p>17. Mo. Begga, Lazarus</p> <p>18. Di. Wunibald, Christoph ☾</p> <p>19. Mi. Fausta, Friedbert, Quat.</p> <p>20. Do. Christian</p> <p>21. Fr. Thomas, Quatember</p> <p>22. Sa. Beate, Quatember</p> <hr/> <p>52. Woche Ev.: Die Stimme des Rufenden in der Wüste, Luk. 3, 1—6</p> <hr/> <p>23. So. 4. Adventssonntag Dagobert</p> <p>24. Mo. Hl. Abend, Adam u. Eva</p> <p>25. Di. 1. Weihnachtstag</p> <p>26. Mi. 2. Weihnachtstag ● Stephanus (Offene Zeit)</p> <p>27. Do. Johannes Evangelist</p> <p>28. Fr. Fest der unschuld. Kinder</p> <p>29. Sa. Thomas von Canterbury, David, Lothar</p> <hr/> <p>53. Woche Ev.: Das Zeichen, dem widersprochen wird, Luk. 2, 33—40</p> <hr/> <p>30. So. Sonntag n. Weihnachten Amadeus</p> <p>31. Mo. Silvester</p>	<p>1. 1955 † P. Reginald Weingärtner O.P., anerkannter Heimat- und Naturforscher.</p> <p>2. 1895 † Pfarrer Dr. C. L. Niemann-Cappeln, Helmschriftsteller.</p> <p>3. 1946 † Dr. Heinrich Zerhusen - Vechta, Amtsgerichtsrat, Mitbegründer des Heimatbundes.</p> <p>8. 1703 Ein Sturm zerstörte den Kirchturm in Dinklage.</p> <p>8. 1919 Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.</p> <p>11. 1827 Einsturz des Turmes der Löninger Pfarrkirche.</p> <p>11. 1937 † Josef Renschen-Dinklage, Dechant, eifriger Sammler.</p> <p>14. 1932 † Bernard Büniger-Altenoythe, Pfarrer, Helmschriftsteller.</p> <p>20. 1595 Großer Brand in Emstek, der das ganze Dorf zerstörte.</p> <p>20. 1933 † Josef Meyer-Hemmelsbühren, Ökonomierat.</p> <p>24. 1431 † Konrad von Vechta, Bischof von Olmütz, Erzbischof von Prag.</p> <p>24. 1623 Niederbrennung des Dorfes Altenoythe durch Mansfeldsche Truppen.</p> <p>25. 1932 † Dr. Clemens Pagenstert-Vechta, Lokalhistoriker.</p> <p>30. 1934 † Heinrich Klingenberg-Lohne, Kunstmaler.</p>
---	--





Reste eines vorgeschichtlichen Einbaumes im Dümmerlohausener Moor. An vielen Stellen birgt das Moor rings um den Dümmer wertvolle Bodenkunden aus vergangenen Tagen. Gelegentlich stößt der heutige Mensch bei Kultivierungs- und Entwässerungsarbeiten auf uralte Zeugen. Beim Aushub des Randkanals im Zuge der Deichung wurden mehrere solche Einbaumboote gefunden, die sich allerdings nicht mehr präparieren ließen und rasch an der Luft zerfielen.

ZU DEN MONATSBILDERN

Unsere diesjährigen Monatsbilder im Heimatkalender sind einem sehr denkwürdigen Ereignis der Vorgeschichtsforschung gewidmet. Dieses hat vor rund zwei Jahrzehnten in unserer engeren Heimat stattgefunden und damals allgemeine Aufmerksamkeit weithin erregt. Leider wurde es dann wegen bestimmter Zeitumstände allzu rasch und allzu gründlich vergessen. Heute aber sollte es allmählich wieder verdienstermaßen gewürdigt werden. Ich meine die Ausgrabungen einer Siedlung der Großsteingräberleute am Dümmer bzw. an der Hunte nördlich vom Dümmer.

Die norddeutsche und skandinavische Vorgeschichtsforschung hatte ihre Stärke vorher hauptsächlich in Grabuntersuchungen entwickelt. Dafür boten sich vielfältige und naheliegende Voraussetzungen. Die Probleme der vorgeschichtlichen Moorsiedlungen spielten lange Zeit nur eine geringe Rolle. Diese Forschungslücke wurde nach 1930 immer stärker spürbar. In Süddeutschland und der Schweiz kam es dagegen zu einer Sonderentwicklung auf dem Gebiete der Erkundung und Aufdeckung vorgeschichtlicher Moor- und Seesiedlungen. Um so mehr wurde die Ausgrabung eines Dorfes der jüngeren Steinzeit im Heimatraum der Großsteingräberkultur zu einem bedeutungsvollen Ereignis in der Geschichte der ganzen deutschen und nordeuropäischen Vorgeschichtsforschung.

Ehe es dazu kommen konnte, bedurfte es wiederholter Antriebe von verschiedensten Richtungen. Schon vor 1900 wußte die Wissenschaft um steinzeitliche Funde im und am Dümmer. Es handelte sich vornehmlich um Hirschhorngerätschaften, Steinwerk-

zeuge und Keramikscherben, die von Fischern immer wieder an bestimmten Stellen vom Grunde des Sees heraufgeholt wurden. Bei der Huntebegradigung im Jahre 1934 gelang es, einen wohlerhaltenen Menschenschädel aus dem Moor zu bergen, der typische Merkmale vorgeschichtlichen Ursprungs trug. Besonders war es H a n n e s S c h o m a k e r - Dümmerlohausen (1942 im Osten gefallen), der namhafte Vertreter der vorgeschichtlichen Wissenschaft entscheidend aufmerksam machte. Er veranstaltete in den dreißiger Jahren auf Grund von anfänglichen Zufallsfunden eine systematische Suche nach steinzeitlichen Fundstellen im Dümmer und förderte dabei erstaunliche Dinge ans Tageslicht.

So setzten endlich landschafts- und siedlungskundliche Spezialforschungen rings um den Dümmer ein. Nach ihnen besaß der „Urdümmer“ um 10 000 v. Chr. den mehrfachen Umfang des heutigen Sees. Als ausgedehnter und fischreicher Flachsee zog er schon in der mittleren Steinzeit, etwa um 8000 v. Chr., den Menschen zur Jagd und zum Fischfang an. Die Forschung erschloß für jene Zeitstufe mehr als 40 Wohnplätze rund um den „Urdümmer“. Diese älteste Besiedlung machte sich die sandigen, locker mit Kiefern und Birken bewaldeten Uferstellen zunutze. Das Klima war damals erheblich trockener als heute.

In der jüngeren Steinzeit um 2000 v. Chr. war der See dank einem niederschlagsarmen und verdunstungsreichen warmem Klima stark zusammengeschrumpft. Verhältnismäßig trockener Erlenbruchwald nahm große Strecken der ehemaligen Wasserfläche ein. Inzwischen waren die Nachkommen der einstigen

Jäger und Fischer seßhafte Bauern geworden, die die höheren Randlagen der Hunte-niederung beackerten, aber in den Erlens-bruchwäldern wohnten. Entlang der jung-steinzeitlichen Hunte hat die vorgeschicht-liche Wissenschaft insgesamt sechs Sied-lungsstellen oder Dörfer (davon drei im See) nachgewiesen. Sie alle lagen ursprünglich in Lichtungen des Waldes. Um 800 v. Chr. wurde das Klima kühler und feuchter. Der Dümmer nahm wieder an Umfang zu. Die jungsteinzeitlichen Siedlungen konnten nicht weiter bewohnt werden und ver-schwanden schließlich unter der wuchernden Moordecke, bis die großen Ausgrabungen, die im Jahre 1938 begannen, eine von ihnen wieder aufdeckten.

Während im Sommer 1938 zunächst die Nachforschungen auf dem Seeboden des Dümmer selbst mittels eines stählernen Senkkastens nur mäßigen Erfolg zeitigten und bald ganz eingestellt wurden, stieß die erste provisorische Versuchsgrabung von Juli 1938 sofort auf die gemutmaßte Sied-lungsstelle, die zudem einen guten Erhal-tungsstand und reiche Funde versprach. Diese Versuchsgrabung erschloß mittels eines quadratischen Netzes von Probelöchern im Abstand von 10 m bereits auf Anhieb den rohen Lageplan des Dorfes, und zwar in einer Ausdehnung von 110 und 40 m. Noch im September 1938 setzten die eigent-lichen Grabungen ein, die rasch zu beacht-lichen Erfolgen führten und im folgenden Jahre 1939 das ganze Dorf freilegten.

Die schichtweise Freilegung des dicht mit Häusern bestandenen Dorfes (zunächst 13, später ungefähr 40 (?) Grundrisse) schuf zahlreiche neue Forschungsgrundlagen. Unter der oberen Deckschicht von 30—40 cm Diatomeenerde tauchten Feuerstellen und sonstige Kulturreste auf. Tiefere Schichten bargen Wand-, First- und Türpfosten, deren Stärke zwischen 8 und 20 cm wechselte. Die sorgfältig in voller Frische herauspräparier-ten Pfähle erlaubten unmittelbare Rück-schlüsse auf Form und Größe der einzelnen

Bauten. Ihre Reihung verriet deutlich das Baugerippe und die Wandungen der Häuser. So erschienen größere und kleinere Rech-eckgebilde (4,8 : 7 m, 3 : 4 m) teils mit einem Raum und einer Feuerstelle, teils mit zwei Räumen und zwei Feuerstellen, sowie mit und ohne Vorplatz. Die jeweiligen Eingänge lagen immer in den schmalen Giebelfronten. Dazu fanden sich gut erhaltene Fußböden aus Holz und ganze Flechtwände. Zwischen den verschiedenen Grundrissen wurden eigenartige kreisrunde Bodenaushebungen entdeckt, die als Brunnen mit Grundwasser-anschluß gedeutet werden konnten. So er-brachte die Ausgrabung endlich das wissen-schaftlich fundierte, anschauliche Bild einer Siedlung aus der Großsteingräberkultur.

Darüber hinaus lieferte sie in besonders großem und beispielhaft günstigem Aus-maß eine unübersehbare Fülle von Klein-funden. Die alltägliche Gebrauchsware der steinzeitlichen Hausfrau trat gleichsam um-fassend wieder ans Tageslicht (Stein-, Knochen- und Horngeräte; Tongefäße aller Art; sogar wichtige Holzgeräte wie: Spach-tel, Riegel oder ganze Ruderblätter). Von den reichen Haustiernachweisen (Rind, Schaf, Ziege, Schwein, Hund) war der Fundreich-tum an Pferdeknochen geradezu sensationell. Er wurde zum ältesten Zeugnis europäischer Pferdezucht. Auch die Kenntnis von vorge-schichtlichen Getreidearten, von Garten- und Sammelpflanzen konnte beträchtlich er-weitert werden. Selbst zahlreiche Jagdtiere und Fische ließen sich aus der Kulturschicht des Huntedorfes mit Sicherheit erschließen. Sogar hochbedeutsame Funde von Menschen-knochen (Skeletteile aus Unglücksfällen, vom Huntewasser auseinandergerissen) wur-den gemacht. Das Moor hatte in einem Umfange konservierend gewirkt, wie es bei anderen steinzeitlichen Fundstellen in Grä-bern oder auf Sand- und Lehmboden nie-mals beobachtet worden war. Das Wissen um die Kultur der Großsteingräberleute er-fuhr eine ungeahnte Bereicherung mit plastischen Details. Die Dichte und Vielfalt



der Funde konnte gar nicht im Tempo der Ausgrabung wissenschaftlich verarbeitet werden. Umfangreiche und präzise Fundkataloge mußten hier weiterhelfen. Desgleichen erhielt die Fotografie allergrößte Bedeutung.

Die Grabungsstelle mit ihren Feldbahnen, Geleisen, Pumpen, Schutzhütten, ihrem mächtigen Bodenaushub und technischem Gerät zog lange Zeit in der stillen und weiten Moorlandschaft an der Straße von Dümmerlohausen nach Lembruch bei der Huntebrücke die Blicke der Passanten auf sich. Mancher machte Rast, um die Gelegenheit einer mündlichen Einführung in die Grabungsergebnisse zu nutzen. Auch fanden fortwährend Besichtigungen irgendwelcher interessierter Gruppen statt. Die Grabungen sollten über mehrere Jahre fortgesetzt werden, um den Dümmerlandmooren alle vorgeschichtlichen Bodenurkunden und damit die letzten Geheimnisse mit modernsten Mitteln der Technik und ausgeklügelten wissenschaftlichen Forschungsmethoden zu entreißen. Eine vorläufige Sammelausstellung befand sich in Vorbereitung. Für später war sogar an den Wiederaufbau des Huntehofes in ursprünglicher Gestalt auf der Grundlage der gemachten Funde gedacht . . .

Aber der zweite Weltkrieg machte die großartigen Grabungspläne völlig zunichte. Er zerstörte auch die Ausstellungs- und musealen Aufbaupläne. Nicht zuletzt war es die unglückselige Verkettung mit dem Nationalsozialismus, die das Unternehmen nach der katastrophalen Niederlage diffamierte und die bedeutungsvollen Forschungsergebnisse vorerst untergehen ließ. Die Ausgrabungen am Dümmer traten bei der Fachwelt trotz offenkundiger Bedeutsamkeit in den Hintergrund. Ein großes Schweigen breitete sich darüber aus. Die in Dümmer-

lohausen angesammelten und aufbewahrten Funde wurden unter dem Schock der Niederlage unkontrolliert in alle Winde verstreut. Nur wenig wurde gerettet und an zuständige Stellen geleitet. Jedoch der Zusammenhang der Fundsammlung mit den Fundkatalogen und sonstigen schriftlichen Unterlagen, sofern dieselben überhaupt noch irgendwo vorhanden sind, fiel hoffnungsloser Zerstörung anheim. Ebenso wurde der Mitarbeiterstab der Ausgrabungen gänzlich zerschlagen. Leider fehlt eine angemessene und abschließende Darstellung. Sie ist vielleicht unmöglich geworden, weil die Auswertung der Grabungsergebnisse praktisch auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stößt.

Der Leiter der Ausgrabungen, Prof. Dr. Reinerth-Berlin, hatte in Dümmerlohausen mit seinem Arbeitsstab Wohnung genommen. Dort gewann ich persönlichen Kontakt mit ihm und durfte vom ersten Tage an den Gang der Ereignisse in allen Phasen verfolgen. Es war mir gestattet, jede gewünschte Aufnahme zu machen. Während die farbigen Aufnahmen, die ich dem Grabungsleiter für eine Spezialpublikation zur Verfügung gestellt hatte, in dessen Berliner Dienststelle verlorengegangen sind, blieben die Schwarz-Weiß-Negative glücklicherweise erhalten. Wenn ich eine Auswahl davon hier der Öffentlichkeit vorlege, geschieht das in dem Wunsche, daß die Vorgeschichtsforschung allmählich wieder ihren Weg in das Dümmergebiet finden möge, wo reiche Schätze ungehoben ruhen.

Quellen: Hans Reinerth: „Ein Dorf der Großsteingräberleute“, Germanenerbe 4. Jhg. 1939, Heft 8. Oswald Rohling OP: „Vom Dümmer und seiner Geschichte“, Heimatkalender 1956, S. 40 ff.; ferner eigene Ausgrabungsnotizen des Verfassers.

Alwin Schomaker-Langenteilen





Wollgras im Dreiecksmoor

Foto: Heinz Zurborg

Die Treue ist kein leerer Wahn

Konservative Geisteshaltung im Blickpunkt der heutigen Zeit

Denkst du an ein Jahr,
so säe ein Samenkorn!
Denkst du an ein Jahrzehnt,
so pflanze einen Baum!
Denkst du an ein Jahrhundert,
so erziehe den Menschen!

Chinesische Spruchweisheit

Der Leitaufsatz des vorigen Heimatkaltenders über Tradition und Traditionspflege in unseren Tagen scheint — wie die früheren — einige Wellen geschlagen zu haben. Dabei liegt mir die Rolle eines „aggressiven Störenfriedes in der Kulturpolitik“ gar nicht. Ich fasse solche undankbare Publizistik als Dienst an der Heimat auf und bin der Meinung, daß meine Aufsätze notwendige Abwehr jener umfassenden „antitraditionalen“ Offensive sind, deren Gefahren von Tag zu Tag deutlicher werden. Wer bei meiner rebellischen Zeitkritik und deren absichtlich überspitzten Thesen pausenlos anderer Meinung ist, kommt schließlich zum Nachdenken. Vielfältige Rückwirkungen spiegeln diesen Erfolg . . .

Solches Echo gibt Veranlassung, nun den ganzen Umkreis des kulturpolitischen Anliegens mit zäher Beharrlichkeit weiter auszuloten. Nachstehender Aufsatz wird, gleich dem vorjährigen, freilich zeigen, wie wenig die Themen über den Gesamtkomplex scharf zu trennen sind. Außerdem soll er den Heimatfreunden neu einschärfen, wie sehr ländlich-bäuerliche Kulturpolitik zur Pflege angestammter Traditionen fehlt. Vornehmlich der konservative Urgrund unseres Hauptthemas muß anvisiert werden. Tradition und Traditionspflege wohnen nämlich von Natur aus im bewahrenden Denken, dessen Begriff und Bedeutung in heutiger Zeit einer Überprüfung bedürfen. Das ist angesichts widerstrebender, ebenso bedrohlicher wie lautstark vertretener Entwicklungen unerlässlich.

Zunächst wäre die Ausgangslage eingehend zu betrachten. Sie bildet den Hintergrund des eigentlichen Themas, das den Begriff der konservativen Geisteshaltung durchleuchten wird. Abschließend sind die Schlußfolgerungen zu behandeln. Der Heimatkaltender hat das Recht, zeitgenössische Tendenzen unter die Lupe zu nehmen. Als

Bannerträger der Heimatfreunde hat er sogar die Aufgabe, Anregungen für persönliche Gespräche oder für allgemeine Diskussionen über die konservative Standortbestimmung der Heimatbewegung zu geben.

Wir alle brauchen die lebendige Erkenntnis, daß heute auf dem Gebiete von Volkstum und Heimat weltgeschichtliche Entscheidungen fallen. Sobald wir Gefahr laufen, die Treue zum angestammten Erbe zu mißachten, beginnen Entwicklungen von größter Tragweite. Darum gilt es, die geistige Zukunft des Lebens im Dorfe kurzatmigen Tagesparolen vorzuziehen. Wer dafür den Sinn verliert, der verliert überhaupt die Freude an der ländlichen Schicksalsgemeinschaft. Derartiger Kontaktmangel macht unfähig, die anstehenden Probleme bäuerlicher Kulturpolitik und die Bestrebungen praktischer Heimatarbeit zu würdigen. Wer dem Gelde verfallen ist, dessen Herz wird schwer ansprechbar für Lebenswerte der Heimat. Wer billigem Tagesruhm und vordergründiger Erfolgspolitik nachjagt, mag ebenfalls versagen vor dem, was den Heimatfreund brennend bewegt, der um die Verwurzelung des Jetzt im Gestern unmitttelbar weiß. —

A. Die Ausgangslage

„Es verstört einen, das Gefühl verloren zu haben, einer einzigen, Sicherheit gewährenden, Gemeinschaft anzugehören.“

Thornton Wilder

Der Mensch der westlichen Hemisphäre lebt in einer Welt, die mit jedem Tag „moderner“ wird, so modern, daß niemand den Veränderungen der Modernisierung folgen kann. Neuzeitliche Technik hat zivilisatorisch Großes geleistet. Ihr sogenannter „Fortschritt“ hat aber althergebrachte Lebensordnungen zerstört, ohne dafür Besseres zu bringen. Die Menschen setzen blindes Vertrauen in eine Technik, die sie selber schufen. Überheblichkeit, die keine Fehler einbeziehen will, bedeutet die eigentliche Gefahr.

Unsere Zeit ist kraftgespannt, neuerungs-süchtig und eigenherrlich wie kaum eine andere. Sie hat gelernt, den Hebel richtig an die Naturkräfte anzulegen. Der Mensch



bringt das Ungeahnte fertig, sich von der Erde abzustoßen. Jedoch den Vorstößen unserer Epoche in das All entsprechen keine Fortschritte auf moralisch-ethischer Ebene. Die inneren Eroberungen des heutigen Menschen hinken hinter den naturwissenschaftlich-technischen her.

In diesem Spannungszustand findet bindingsloses Denken mit destruktiven Tendenzen günstigen Nährboden. Ein technisches Bildungsideal macht den Erwerb materieller Güter zum Hauptlebenszweck. Leicht werden darüber jene Werte vergessen, die im Umkreis von Glaube und Heimat gedeihen. Der Sog der technischen Zivilisation hat die Idylle von einst unwiederbringlich verweht. Mit dem geistigen und materiellen Erbe sind alte kulturelle, politische und soziale Strukturen in Frage gestellt. Ordnungsgrenzen, die unverrückbar schienen, wurden ärger gesprengt, als mancher ahnt.

„Modernes Leben überwindet Dorfromantik“, „Fortschritt gegen konservative Zöpfe“, „Abkehr von der romantischen Sicht des Bauerntums“, „Tradition ohne Chance“, „Absage der Jugend an konservative Gesellschaftsformen“, „Letzter Ausweg in die Landflucht“ . . .

Bis zum Überdruß tönen solche Schlagworte — das Ergebnis eines einzigen Tages! — aus Zeitungen, Lautsprechern und vom Bildschirm. Sie erzeugen ein Zerrbild, das weder der Wirklichkeit noch der echten Problematik des Gegenstandes gerecht wird. Halbe Wahrheiten erwecken den Eindruck, als ob ein Vorgang abgeschlossen oder unaufhaltsam sei, dessen Folgeschwere größte Bedeutung für das Gesamtchicksal unseres ländlichen Volkstums und schließlich für die Heimarbeit hat. Wenn tatsächlich der Fall wäre, was die Schlagworte glaubhaft machen wollen, dann hätte die Heimatbewegung ihre letzte Schlacht verloren und stände auf unhaltbarem Posten.

Jedoch die Lage gibt Anlaß zu Befürchtungen. Sie zeitigt mehr als nur erdachte Übel. Beispiellose Umwälzungen — Geldentwertungen, Vertreibungen vom erworbenen oder ererbten Besitz, Rechtswillkür ohne Maßen usw. — haben den Glauben, Eigentum garantiere Sicherheit und Lebensüberlegenheit, schwer angeschlagen. Es ist unmöglich geworden, eine Generation noch ohne weiteres durch die nächste, durch Befehle, Drohungen, Warnungen, Überredungen, psychologische Tricks oder selbst statutarische Vorbildlichkeit zu erzielen.

Auch auf dem Lande liegt dumpfe Unsicherheit angesichts der vernichtenden Urkraft von Atombomben bei möglichen Katastrophen. Ferner ist ein bisher nicht erlebter Materialismus ausgebrochen, der offiziell auftritt, Respekt heischt und auf vielen Gebieten geistige Triebkräfte verschlingt. Er geht Hand in Hand mit allgemeiner Lebengier und einer kulturpolitischen Propaganda, deren Gefährlichkeit für unser Anliegen besonders darzutun ist.

Geldmachen wurde Maßstab der Dinge, sowie Mittelpunkt und Ziel des Strebens einzelner und der Gesamtheit. Im Vordergrund alltäglicher Wünsche stehen höhere Löhne und Erzeugerpreise, kürzere Arbeitszeiten und längerer Urlaub. Sie beherrschen die landläufigen Debatten. Nach 1945 geschah alles, um größte Not zu beheben, nach 1948, um die Wirtschaftsentwicklung zu fördern. Beides war gewiß nötig. Doch die geistigen Bedürfnisse kamen im „Wirtschaftswunder“ zu kurz.

Wirtschaftliche und materielle Ziele absorbieren gewissermaßen die Geisteskräfte von kulturellen Aufgaben. Die Verlockungen des Lebensstandardwahnes lassen von Auto, Ölheizung, Hausbar, Parties, Külschrank, Waschautomat, Fernsehgerät, Reisen und Moden soziales Prestige oder gar echte Lebensbeglückung erhoffen. „Kultur“ wird durch Luxus, Komfort und Konsum vornehmlich ausgewiesen. Der gesteigerte Lebensstandard führte in Stadt und Land jedoch zu geistig-seelischer Lethargie. Die konservativen Ideale in Volkstum und Heimat verkümmern.

Auch die agrarpolitische Diskussion der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft bewegt sich seit Beginn fast ausschließlich auf materiellen Bahnen. Gleiches gilt für die Maßnahmen der verschiedenen „grünen Pläne“. Kaum ist die Rede von angemessenen Mitteln für die wirkungsvolle ländlich-bäuerliche Kulturpolitik. Eine solche Forderung würde im Augenblick gar nicht ernst genommen.

Der Mensch lebt aber nicht vom Brote allein! Ein Volk, das nur arbeitet, Geld verdient und entsprechend „lebt“, geht den gefährlichen Weg geistiger Verödung. Sobald ein solches Volk anfängt, sein Wohleben höher einzuschätzen als die heiligen Güter von Freiheit, Glauben und Heimat, muß es geschichtlich verrotten, falls die Landbevölkerung mit ihren lebenskräftigen, konser-



vativen Grundsätzen keine Gesundheit mehr einleitet.

Eine Generation, die keine anderen geistigen Forderungen an sich stellt, als daß die Räder der Wirtschaft fleißig rollen, verfehlt wichtige Lebensziele. „Der zeitgenössische Mensch, genauer gesagt: der in der welt-europäischen Zivilisationsgesellschaft heute existierende Mensch, vermag, so scheint es, immer weniger zu begreifen, wieso ein Tun, das nicht primär auf einen unmittelbar praktischen Nutzeffekt zielt, überhaupt sinnvoll sein könnte“ (aus der Zeitschr. „Hochland“). Dieser Materialismus der Zweckgläubigkeit und Anbetung wirtschaftlichen Nutzens verbaut die Wege schöpferischer Bezwungung unseres technischen Zeitalters. Nur die Wiederbelebung echter Kulturgesinnung auf der Grundlage konservativer Geisteshaltung kann das den Zerfallserscheinungen zugrundeliegende „positivistische Denkmodell“ neutralisieren und einseitiges Ingenieurdenken entkräften. Der Weckruf ans kulturelle Gewissen muß sein Ziel daher auch auf dem Lande suchen.

Kein Baum fällt mit dem ersten Streich, besonders nicht der tief wurzelnde Baum ländlicher Volkskultur. Aber das „stille Dorf“ von früher ist gewesen. Seine Inselage wird fortwährend schwächer. Die bäuerliche Romantik des Tanzes unter der Dorflinde ist ausgeträumt. Neonlichter vom Dorfkino oder von der Straßenbeleuchtung erhellen den Dorfplatz . . .

Unsere Bauern sind gegen die Annehmlichkeiten der technischen Zivilisation — diese größte Versuchung unserer Zeit — nicht gefeit, obwohl ihnen ursprünglich eine instinktive Abneigung gegen Fremdes, ein gesunder Widerwille gegen den Einbruch fremder Sitten, fremden Gebahrens, Sprechens und Sich-Kleidens, innewohnt. Traditionen, die das Leben im Dorfe maßgeblich bestimmten, haben viel von ihrer tragenden Kraft verloren. Dazu kommt modische Neuerungs-sucht, die übermächtig auf das flache Land dringt. Anfälligkeit gegenüber Tagesmoden jeglicher Art erzeugt leider einen neid-erfüllten Nachahmungstrieb.

Wo Traditionen als Ketten empfunden werden, sucht man ihnen zu entrinnen. Manche Bräuche sind zwar schön, aber für heutige Begriffe außerordentlich zeitraubend oder kostspielig. So drängt die ländliche Welt mancherorts verständlicherweise selbst aus den überholten Formen. Dort ist Vollalarm für die ländlich-bäuerliche Kulturpolitik, damit die Dinge nicht aus der Art

schlagen. Dort müssen konservative Kräfte neue Wege zeigen.

Die Maschine beansprucht auf dem Lande eigenen Lebensraum ohne Rücksicht darauf, ob wir sie hassen oder lieben. Der Bauer nimmt aufmerksam von ihr Notiz, so zögernd und mißtrauisch er anfangs auch war. In Haus und Hof, in der Viehhaltung und auf dem Acker unterliegen die überlieferten Arbeitsmethoden mit zunehmender Technisierung radikalstem Wandel. Neue Betriebsformen wollen sach- und zeitgerecht angewendet werden. Kein Bauer kann solchen Veränderungen der landwirtschaftlichen Siedlungs-, Anbau- und Arbeitsformen entgehen. Die allgemeine Modernisierung des Lebens und Arbeitens in Haus und Hof verlangt gründliche Auseinandersetzung mit konservativen Grundsätzen. Sonst wird der Neubau einer den gegenwärtigen Lebensbedingungen angepaßten Daseinsform mißlingen.

Die Mechanisierung ändert außerdem die althergebrachte soziale Struktur der Höfe und des Dorfes. Diese wichtige Umwandlung der ländlichen Lebensgemeinschaft gerät in besonders heftige Spannung zu bisherigen Ordnungen. Im gleichen Maße, wie die Technik den Menschen ersetzt, bewirkt sie schicksalhafte Veränderungen innerhalb der dörflichen und bäuerlichen Arbeitsgemeinschaft. Was einst wohlbegründet und sinnvoll war, verlor seine Voraussetzungen, abgesehen davon, daß die städtische Zivilisationsgesellschaft die sozialen und kulturellen Verhältnisse des Dorfes als rückständig und primitiv diffamierte. Hier steht das konservative Element vor unabwendbaren Tatbeständen. Die Zugkraft des leichteren Geldverdienens in der Stadt und in der Industrie wächst stetig. Eine Folge davon ist die personale Entleerung der einzelnen Betriebe. Deshalb muß die Wechselwirkung zwischen Landflucht und Arbeitskräftemangel vorzüglich unter dem Aspekt konservativer Chancen beobachtet werden.

Es begann so etwas, wie eine zweite *Abwanderungswelle* aus dem landwirtschaftlichen Beruf. Von der Vorkriegszeit bis zur Gegenwart hat ein Drittel der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte die Bauernhöfe verlassen. Vor dem Kriege besaß unser Bauer meistens kein Auto, dafür aber einen Knecht und mindestens eine Magd. Wenn die Arbeit drängte, standen Hilfskräfte zur Verfügung. Heute hat der gleiche Bauer ein Auto, aber in den seltensten Fällen Knecht und Magd. Saisonarbeiter gibt



es fast gar nicht mehr. Andererseits gehen jährlich viele Hektare landwirtschaftlicher Bodenfläche verloren (für Straßen, Wohnsiedlungen, Industrieanlagen, Verteidigungszwecke usw.). Mit diesem Verlust hält der Gewinn an Neukultivierungen bei weitem nicht Schritt. Das Land wird überwiegend von der modernen Zivilisations- und Industriegesellschaft, in der entwurzelte Menschen das Gros ausmachen. Überwanderung und technische Umklammerung drohen einer verhängnisvollen geistig-seelischen Umfassung die Wege zu ebnen.

Manche ehemaligen Bauerndörfer, selbst in unserer engeren Heimat, sind heute „ländliche Wohngemeinden“. Familien, die ausschließlich eine bäuerliche Tätigkeit ausüben, gerieten dort in die Minderheit. Wenn auch der Bestand alter Höfe vorerst unangetastet ist, nimmt die Zahl der reinen Geschäfts- und Wohnhäuser, sowie der handwerklichen und gewerblichen Betriebe rasch zu. Eine Analyse des gesellschaftlichen Leitbildes unserer Heimat würde bereits erkennen lassen, daß die Bauernfamilien vielfach von der Spitze abtreten. Von einem Bauernverbandspräsidenten erzählt man die wahrlich tragische Geschichte, daß dessen Sohn sich weigerte, den ansehnlichen Hof zu übernehmen, den der Vater eigens für ihn gekauft hatte. Was hier am grünen Holze in der Spitze der Bauernverbandsführung geschah, vollzieht sich „unten“ im Landvolk seit Jahren mit erheblichem Umfang.

Wir wissen, daß unsere Zeit der Atome und Elektronen zahlreiche jahrhundertalte Einrichtungen über den Haufen stürzt. Wir leben nicht mehr im Zeitalter der Steinschleuder, sondern in der Düsenepoche, deren Entwicklung rasch über alle Rückständigkeit hinwegbraust. Mit manchen landwirtschaftlichen Arbeitsmethoden und ländlichen Erwerbszweigen werden auch ganze Industrierarten, auf die wir heute vielleicht noch stolz sind, eines Tages überflüssig. Die Proteste gefährdeter Berufe, z. B. vonseiten des ländlichen Handwerks und Gewerbes, gegen die unablässig erscheinenden Neuerungen werden ebensowenig nützen wie seinerzeit fromme Postillen gegen die Eisenbahn.

Das Widerspiel geheiligter Traditionen mit tönenden „modernen“ Schlagworten mag zunächst die Köpfe verwirren und die Sinne vernebeln. Seine tendenzöse Fernsteuerung durch einen Zeitgeist, der in vielen Masken und Variationen gegen Glauben und Heimat, Volkstum und Tradition kämpft,



Der kleine Anstreicher. Unsere Jugend liebt das Spiel mit technischen Dingen. Autos, Lastwagen und Trecker stehen auch auf dem Lande im Mittelpunkt ihres Interesses. Offenbar bildet sich von Grund auf ein neues Lebensgefühl, das später leicht mit der konservativen Geisteshaltung in Spannung gerät.

Foto: Alwin Schomaker-Langenteilen

muß jedoch unterbunden werden. Gegenmittel sind zu finden, Schäden in der konservativen Grundsubstanz des Landes zu verhindern. Bauern, deren konservative Geisteshaltung bis zur Wurzel erschüttert ist, müssen innerer Verfremdung anheimfallen, wenn sie im Zivilisationsfortschritt aufgehen. Es erhebt sich die Frage, was geschehen soll, damit die Verbindung zur Vergangenheit, die Treue zum angestammten Erbe, in das die bäuerliche Welt so innig verwoben ist, nicht hoffnungslos abreißt.

Die Gegenwart ist grausam. Sie möchte rücksichtslos alles Überlieferte abwürgen bis

auf einen schwankenden Rest, um diesen dann dem politischen Wind und wirtschaftlichen Wetter zum freien Spiel zu überlassen. Ein antitraditionales Weltbeben erschüttert die Erde ringsum. Harte Rückstöße pflanzen sich bis in unsere Heimat fort. Offene und getarnte Mächte betreiben aktiv das Kräftespiel um die Zukunft des Globus. Möge Gott verhüten, daß solche ganz freie Hand erhalten! Oder ist hier ein Fatum am Werk, das die entwurzelte Massengesellschaft geschäftig blendet für die zeitlose Bedeutung eines bodenständigen Bauerntums und heimatliebenden Volkstums? „Wählen die allerdümmsten Kälber hier ihre eigenen Metzger selber?“

Wir Heimatfreunde dürfen das bewahrende Denken also nicht verwarhlosen lassen. Wenn die Zeichen der Zeit immer weniger verstanden werden, sollte uns die Durchleuchtung des konservativen Fragenkomplexes zu einer Erleuchtung verhelfen. Jene Menschen, die „noch nicht in die schwindelnde Hast unseres rollenden Zeitalters hineingerissen sind“ (Nietzsche), erfüllt tiefe Unruhe darüber, was sich am Horizonte unserer Zeit und unserer Heimat zusammenballt. Sie fragen besorgt, wohin die moderne Zivilisation unser heimisches Volkstum treibt. Die richtungslos jagenden Wogen der bewegten Gegenwart und technisierten Vermassung können niemals die soziale, wirtschaftliche und kulturelle Zukunftsgestalt des flachen Landes gebären.

Bereits eingetretene und die noch bevorstehenden Entwicklungen rechtzeitig zu erkennen, ist Grundanliegen der konservativen Geisteshaltung. Für die Zukunft unserer Heimat oder ganz Deutschlands und Europas wird wichtig sein, wieviel Einfluß der bewahrende Sinn auf die Dinge des Fortschritts auszuüben vermag. Wenn unser Volk den bodenlosen und traumtänzerischen Irrlehren „vaterlandsloser Gesellen“ folgte, die weder Geschichte noch Heimat für den Aufbau der Zukunft gelten lassen, würde es mit der eigenen Existenz sein natürliches Wesen aufs Spiel setzen.

An dieser Stelle wird die Naht der Welt sichtbar, in der es kracht. Die anti-konservativen materialistischen Zeitgenossen haben ihrem Herzen einen Linksdrall gegeben. Endziel ist der, in eine verordnete Primitivität und verwaltete gemüts-, charakter-, erinnerungs- und besitzlose Masse völlig eingepflanzte und nivellierte Mensch. Der ausentwickelte Materialismus perfektionierte nicht von ungefähr die Vertreibung

aus der Heimat. Diese drastische Erfahrung sollte uns zur Warnung dienen. Für den Heimatfreund ist es eine schöne Gnade, trotz allem aus der Vergangenheit wahre Sterne für die Zukunft aufschimmern zu sehen. Ein Abglanz davon mag nun in den Entwurf des nachstehenden Bildes der konservativen Geisteshaltung hineinfließen!

B. Begriff und Bedeutung der konservativen Geisteshaltung

„Die größten Entscheidungen einer Zeit spielen sich trotz allen äußeren Lärmens im Innern der Menschen ab.“

B. Pascal (1623—1662)

Wer die konservative Geisteshaltung und ihr Verhältnis zum heutigen Zeitgeist erfassen will, tut gut, das Wort „konservativ“ auf seine Herkunft und seinen ursprünglichen Sinn zurückzuführen. Das ist deswegen empfehlenswert, weil der Begriff einen Bedeutungswandel erfahren hat. Das lateinische Zeitwort „conservare“, von dem das Fremdwort „konservativ“ abstammt, heißt in der Grundbedeutung: „unversehrt bewahren“. Es erscheint ferner im Sinne von „erhalten“, „bewachen“ und „behüten“. Die Bedeutung des Fremdwortes „konservativ“ liegt damit auf der Hand.

Das lateinische „conservare“ sollte jedoch nicht mit einem französischen Zeitwort verwechselt werden, das mit dem lateinischen gleichbedeutend und daraus abgeleitet ist, aber den Stamm für die Fremdwörter „Konserve“ und „konservieren“ bzw. „konserviert“ bildet. Diese haben spezielle Bedeutung und müssen fein unterschieden werden. Jedenfalls ist das „Konservative“ nicht das „Konservierte“, wie einige Spötter gelegentlich lästerten, denen der englische Schriftsteller G. K. Chesterton zurief: „Wer Konserven ißt, ist noch kein Konservativer“.

Der konservative Geist strebt also nach „bewahrendem“ Handeln, das bestimmte Dinge unversehrt erhalten, bewachen und behüten möchte. Sein besonderer Wille zielt auf das angestammte Kulturerbe mit allen religiösen, politischen, kulturellen und sozialen Wesensgehalten. Eine große Rolle spielt dabei die „Tradition“, ebenfalls ein Fremdwort aus lateinischem Stamm: „tradere“ = „überliefern“ („hinübergehen“). „Tradition“ heißt wörtlich „Überlieferung“. Tatsächlich findet die konserva-

tive Geisteshaltung lebendigsten Ausdruck in der Weitergabe des ideellen und materiellen Erbes von Generation zu Generation.

Lebensgestaltung aus verbindlicher Tradition wurzelt in konservativen Grundsätzen. Die Hüter der Tradition sind konservativen Sinnes, aber sie hüten sich vor „Tradition aus der Konserve“, die eine „überzuckerte Vergangenheit“ zu verlogenen Zwecken konserviert. Tradition bedeutet für konservative Geister ein Lebensprinzip. Der Verzicht auf Tradition kommt für sie der Preisgabe des wirklichen Lebensgrundes gleich. Für den konservativen Menschen verblassen mit der Tradition wesentliche Wert- und Rangordnungen. Er ist überzeugt, daß die Vergangenheit als gelebte Erfahrung vergangener Geschlechter heutigen und zukünftigen Geschlechtern zugleich Lehrmeisterin und Stütze sein muß. Demzufolge lehnt er eine Haltung ab, die sich der Bindung an die Vergangenheit widersetzt und glaubt, den Wurzelgrund des eigenen Seins dennoch unversehrt bewahren zu können. Nach seiner Auffassung stellt die Vergangenheit mit der Gegenwart und Zukunft einen fortwährenden Zusammenhang (Kontinuität) dar.

Der konservative (bewahrende) Geist empfindet die Vergangenheit als etwas Lebendiges und bringt sie schöpferisch verwandelt in die Gegenwart. Er allein vermag, über die Gegenwart Vergangenheit und Zukunft zu verknüpfen. Für ihn ist die Gestalt der Tradition wandelbar und anpassungsfähig, der Inhalt aber grundsätzlich unvergänglich. Stets von neuem sucht er Klarheit über die eigene Stellung im Zeitgeschehen. Deshalb muß er unermüdlich prüfen und neu beginnen. Das Verhältnis jeder Generation zum Erbe der Überbelieferung begreift er in fruchtbarer Auseinandersetzung mit fortschrittlichen Mächten. Weil er ein festes Weltbild bewahrt hat, fährt er sicher auf den modernen Strömungen, ohne von ideologischen Winden und politischen Stürmen aus seinem Kurs geschleudert zu werden. Die konservative Geisteshaltung gesunden Volkstums besitzt so eine Art von bodenständiger Autorität.

Wie die Tradition ist besonders die Treue ein Wesensausdruck des konservativen Menschen. Tradition und Treue entspringen der bewahrenden Denkungsart als Wechselbegriffe und Geschwister. Zähe Heimatliebe und Treue sind ebenfalls miteinander verwandt. Zur Treue drängt ein urwüchsiger Trieb desto stärker, je edler die Veranla-

gung eines Menschen oder Menschenschlages ist. Unnachgiebige, notfalls kämpferische Treue kennzeichnet bodenständige Volkstümer. Menschen, die ihrem Volkstum, ihrer Heimat und ihren Idealen treu bleiben, sind irgendwie liebenswürdig. Sie haben vor allem Gemüts- und Charakterwert. Es gibt keine Treue ohne Gemüts- und Charakterfestigkeit. Treue Menschen begegnen uns als verlässliche Menschen, die immer an ihrem Platze sind. Die großartige Verlässlichkeit des Glaubens und der Heimatliebe empfängt unzerstörbare Widerstandskraft aus der Tugend der Treue. Dieser wichtige Zusammenhang kann kaum überschätzt werden. Der Appell an die Treue bezieht in allen gesunden Völkern seine Wirksamkeit aus konservativen Impulsen.

Gläubigkeit und Treue müssen in der Welt sein, sonst verlieren die Menschen ihre Maßstäbe. Die Kulturen der Völker sind weitgehend Früchte konservativer Maßstäbe und traditioneller Grundsätze, die schöpferisch gestaltet wurden. Jegliche Kultur benötigt Bindungen nach rückwärts, nach vorne und zur Seite. Nirgends erscheint die zufällige Hülle einer zufälligen Seele. Jeder Mensch und jede Generation haben in ihrer Zeitkonstellation etwas Besonderes geerbt. Für den konservativen Menschen existieren unendliche Beziehungen des Geistes und Gefühls, sowie abertausend andere Verflechtungen und Verstrickungen mit der Vergangenheit. Keine Gewalt schneidet sie ohne Schaden ab, der nicht wie ein Bummerang zurückfiele.

Vorwärtsgerichtete konservative Geister wirken als Brückenbauer von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft. Sie können — das ist kein Widerspruch — Wegbereiter und Pioniere sein, weil sie weite Horizonte überblicken. Wo andere Untergänge sehen, erkennen sie bereits neue Anfänge. Da sie sich vom Flüchtigen und Oberflächlichen lösen, erscheint ihnen das Bleibende und Unvergängliche in klarer Gestalt. Barbarische Zeiten verfahren rücksichtslos mit Kulturen und Traditionen. Doch konservative Geister sind imstande, ewige Fundamente zu bewachen, bis darauf wieder aufgebaut werden kann. Ihre bewahrende Treue hat die Kraft, unter schwierigsten Lebensumständen das hohe Gut von Glaube, Heimat, Freiheit und Volkstum weiterzugeben. Wer ein überkommenes Erbe auf solche Weise verwaltet, gilt als charaktervoller Mensch, ein solches Volkstum als edel. Wie edel die natürlich geübte konser-

vative Treue ist, beweisen in der Geschichte genügend eindrucksvolle Beispiele.

Sich selbst bewahrende Volkstümer gleichen festen Bollwerken in den Unwettern der Zeit. Sie haben mehr untergründige Wesenheit als Herrscher und Herrschaftsformen. Solange sie der konservativen Grundhaltung anhängen, bleiben sie, wohl sich wandelnd, unvergängliche Gebilde. Ihre vitale Abneigung gegen Mächte, die politisch und geistig die angestammten Auffassungen und Rechte zu schmälern drohen, entspringt konservativem Quellgrunde. Wir wissen nicht, was die Zukunft bringt, aber wir wissen, daß Kaiser- und Königskronen in den Staub der Geschichte gerollt sind, daß Diktatoren und Diktaturen ohne Spur dahinschwanden . . .

Konservative Treue bedeutet eine erstklassige Ordnungsmacht. Wenn die Dinge im Staate schlecht stehen und Gefahr im Verzuge ist, verhütet sie das Ärgste. Staatserhaltende Elemente sind wesensverwandt mit konservativen. Treue Menschen, im konservativen Sinne und am rechten Platze, garantieren überall auf der Welt dauerhafte Ordnung. Wo sich die Dinge und Menschen am rechten Platz befinden, da herrscht innerer Friede. Untreue bringt Unordnung und schreckliche Umstürze. Auch der Föderalismus hat seine Nährwurzeln in konservativer Staatsgesinnung, die nach Eigenleben strebt und gleichmacherischer Zentralisation Widerstand leistet. Zwischen ihm und der „Kulturhoheit“ der Länder schlingen sich politische Fäden von Landschaftsverbänden und landschaftlichen Vereinigungen, die den zentralistischen Kräften ein Dorn im Auge sind. Jedoch das tatsächlich wirksame Ausmaß des Konservativen ist ein schwer berechenbarer Faktor.

Der Heimatfreund bekennt sich zum konservativen Gesellschafts- und Staatsideal in der ganzen Tiefe und Weite des Gedankens. Er ist Verfechter entsprechender Stufungen und Werte. Es wäre oberflächlich und einseitig, das Konservative auf parteigebundener oder rein politischer Ebene zu suchen. Die konservative Geisteshaltung geht über die Enge eines nationalistischen, monarchistischen oder gar chauvinistischen Parteiprogramms hinaus. Politische Parteien haben den Begriff des Konservativen eher verdächtig gemacht und mißbraucht.

Wie das geistige bedarf unser staatliches Leben weithin konservativer Impulse. Damit wird nicht jenem politischen Konservativismus das Wort geredet, der den natürlichen

Nationalismus in die Arme einer imperialistischen Verfälschung führte. Obwohl das gesunde Nationalgefühl im Zusammenbruch von 1945 bei uns tief getroffen wurde, blieb doch der echte konservative Kern unseres Volkes unberührt. Nur einige intellektuelle Lakaien haben sich den antitraditionalen Ideologien verschrieben. Die konservative Geisteshaltung unterscheidet sich wesentlich vom politischen Nationalismus. Nationalistisch-chauvinistische bzw. reaktionäre Bestrebungen konservativ zu verbrämen, geschah besonders während der wilhelminischen Epoche in allerlei unechten Bündnissen, in denen eine angeblich konservative (aber meistens monarchistisch und feudalistisch verstandener!) Innenpolitik revolutionäre Tendenzen zurückzudrängen oder eigene Geschäfte und Interessen zu wahren suchte. Dem Ansehen des volkstümlichen bewahrenden Denken hat das sehr geschadet. Jene schädliche, parteipolitische Verquickung verschiedener Dinge verwirrte die Ideale der konservativen Geisteshaltung einerseits und rückte sie in ein verdächtiges Zwielicht andererseits so, daß bis heute immer wieder eine Klarstellung erfolgen muß.

In vorzüglicher Wechselwirkung mit der konservativen Geisteshaltung lebt die Kirche. Sie hat dank ihrer Sendung und Aufgabe von Natur aus bewahrenden Charakter. Trotz Anpassung an wechselnde Zeitverhältnisse und geographische Umweltbedingungen gibt sie keine Bausteine ihres theologischen und moralischen Lehrgebäudes preis. Sie nimmt Rücksicht auf Rassen, Volkstümer und Kulturen, ohne ihre innere Einheit in Gefahr zu bringen und ohne einseitig zu wirken. Während die moderne Zivilisationsgesellschaft, erst recht die kommunistische Staatsgesellschaft, durch die Massenmedien von Presse, Film und Funk einem Nivellierungsprozeß ohnegleichen ausgesetzt sind, schützt kirchlicher Einfluß in hohem Grade die Originalität der Volkstümer. Hierarchie und Seelsorge pflegen selbst konservative Traditionen. Wie die Kirche fordert die konservative Geisteshaltung jene echte Gemeinschaft, die durch Sitte und Brauch, Sprache und Kultur zusammengewachsen ist, die Unterschiede anerkennt, nicht vermischt und so ernsthaft beachtet, daß für das Ganze das Gefühl der Gemeinschaft bestimmend bleibt.

Niemals verlangt die konservative Treue — und die Treue überhaupt —, daß der Mensch zum gedankenlosen Schaf wird.



Der sonntägliche Kirchgang im alten Stil findet heute nicht mehr statt. Das Auto beherrscht vor und nach den Gottesdiensten das Straßenbild. Als vor rund hundert Jahren die Kutsche und sogar der „Landauer“ aufkamen, geschah ebenfalls eine Wandlung im Bilde des Kirchgangs. Jedoch erschien der äußere Umbruch des sonntäglichen Bildes nicht so radikal wie heute. Die Frage lautet deshalb: Wird das Auto im Dorfe eine Außerlichkeit bleiben oder innere Folgen bei unserer Landbevölkerung hervorrufen? Foto: Alwin Schomaker-Langenteilen

Ebensowenig rechtfertigt sie jeden superkonservativen Unfug. Treue muß auf freiem Entschluß beruhen, oder sie ist keine Tugend, sondern Zwang. Für den konservativen Geist bedeutet die Treue aus verpflichtender Einsicht in die Kontinuität der Geschichte ein tapferes Wagnis des Wanderns mit der Überlieferung. Jede Zeit erntet nach dieser Auffassung die Früchte ihrer Geschichte.

Der schöne Begriff der Treue hat gegenwärtig den edlen Glanz früherer Tage verloren. Bestimmte Geister möchten ihn in „dumme Sturheit“ umfälschen. Wie das Wort „Tradition“ so ist auch das Wort „konservativ“ in seiner wahren Bedeutung verzerrt und entwertet worden. Die politischen Ursachen dafür kamen bereits zur Sprache. Die ideologischen müssen hier folgen. Der raffinierte Angriff gegen die volkhaftere Neigung zur Treue und zum bewahrenden Festhalten an der Väter Art und Sitte setzt folgerichtig beim Versuch der Zerstörung gemüthlicher, überlieferter Moralwerte ein. Die heimatlose moderne „Geisteselite“ verrät sich

durch den Mangel an gemüthlicher Ehrfurcht. Schamlosigkeit und Taktlosigkeit kennzeichnen ihr Wirken. Sobald es nach ihr, welche schlichte Grundsatztreue als Feigheit abstempelt, ginge, würde die konservative Treue bloß „verpaßte Gelegenheit“ oder „Mangel an Lebenskraft“ sein. Diese weltbürgerliche „Prominenz“ unterstellt der konservativen Geisteshaltung absichtlich verschrobene Leitbilder, sentimentale Verschleierungen und abgestandene Romantik. Ihr Bannstrahl ist das Odium der Rückständigkeit, der geistigen Enge und stumpfsinnigen Kleinbürgerlichkeit.

„An Konservativen ist der Mechanismus der Verdrängung zu studieren“ tönte ein bissiger Aphorismus in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 296, 1959, S. 12). Ebenso unfreundlich bemerkte Picasso neulich: „Konservative Menschen hängen aus Furcht am überwundenen Gestern“. Häufig sind Deutungen in dem Sinne zu lesen und zu hören, daß die traditionellen Hof- und Betriebserben den konservativen Hang entwickeln, „um ihre Vormachtstellung zu wahren“.

ren oder wiederzugewinnen". Oder das Alter liebe im konservativen Verhalten unbewußt die Dauer, um gleichsam die schwindende Zeit festzuhalten, während die Jugend den Veränderungen zugetan sei, die als „Fortschritt“ begriffen würden. Kein Wunder, wenn unsere grobschlächtige Zeit mit ihrer brutalen Nüchternheit oder materiellen Eigensucht solchen Entstellungen das Ohr leiht und die konservative Geisteshaltung mit „Romantik“, Treue mit „Dummheit“, Traditionspflege mit „Gefühlsduselei“ verwechselt.

In Wirklichkeit teilt die weltoffene konservative Geisteshaltung weder den simplen Glauben an die totale Wiedererweckung der Vergangenheit, in deren altausgefahrenen Geleisen etwa die Gegenwart und die Zukunft zurückgezwungen werden sollten, noch lebt sie aus dem trüben Grundstock spießbürgerlichen Behagens, wo geistiger Provinzialismus und engstirniger Lokalpatriotismus gedeihen. Konservatives Streben möchte keine Ersatzreligion anbieten, keine alten Zöpfe anleimen und abgestorbene Formen, die längst ihre Aufgabe erfüllt haben, am Leben erhalten. Konservatives Denken baut niemals auf Gemeinplätzen auf, obwohl das Leben des Volkes vielfach den „gesunden Gemeinplätzen des einfachen Menschenverstandes“ folgt (Sprichwörter, Sinnsprüche, volkstümliche Spruchweisheit usw.).

„Das Charakteristikum des Konservativen ist, alles Gute erhalten zu wollen, das Charakteristikum des Reaktionärs, alles Gegenwärtige für schlecht zu halten.“ Aber im konservativen Lager der Heimatfreunde versammeln sich weder Reaktionäre noch letzte Reste bornierten Pfahlbürgertums. Konservative Ideale müssen keine banalbürgerlichen Ideale sein. Obwohl konservative Menschen sich stets von einem feinmaschigen Netz verwandschaftlicher, freundschaftlicher, nachbarlicher und wohl auch geschäftlicher Beziehungen umstrickt sehen, huldigen sie anderen Zielen als falschverstandener Restauration. Der souveräne konservative Geist entbehrt den philiströsen Zug bloßer Verwalter von überkommenen Dingen. Solcher ist ihm fremd wie die unschöpferische Nachahmung alter Vorbilder.

Die echte konservative Geisteshaltung wird nach jeder Richtung von der innersten Überzeugung getragen, daß für den ganzen Umkreis menschlichen Wirkens alles Zukünftige aus dem Vergangenen kommt und von dort aufgebaut werden muß. Nach ihrer

Auffassung hat die Gegenwart bewahrend weiterzuführen, was ihr die Vergangenheit zur getreuen Verwaltung überliefert hat. Konservative Geister übernehmen das Erbe voraufgegangener Generationen, um damit schöpferisch zu verfahren. Jede Generation eilt so auf einem Geleise weiter, das die verblichene gelegt hat.

C. Schlußforderungen und Notwendigkeiten

„Wir brauchen nicht so fortzuleben, wie wir gestern gelebt haben.

Machen wir uns von der Vorstellung frei und tausend Möglichkeiten laden uns zu einem neuen Leben ein!“

Christian Morgenstern (1871—1914)

Wir können Nein! sagen zum konservativen Denken und Handeln, können fortschrittsgläubig und neuerungssüchtig alles Überlieferte über Bord werfen. Dennoch lebt heimliche Folgerichtigkeit in der Geschichte. Jede Zeit ist zwangsläufig die Frucht der vorhergehenden. Was wir tun oder unterlassen, wird immer ein Beitrag zur Geschichte, der manchmal erst nach Generationen Frucht trägt. Ob wir es wollen, oder nicht, wir wirken so und so in die kommenden Geschlechter hinein, tragen deswegen Verantwortung für das, was diese einst tun. Damit also das Thema seinen objektiven Gehalt noch einmal abschließend enthüllt und unser Anliegen nicht in dämmerige Zusammenhanglosigkeit verschwimmt, kehre ich nun zum Ausgangspunkt der Betrachtung zurück. Es geht hier um die konservative Geisteshaltung jenseits von Tagespolitik und geistigen Modeströmungen. Wir sollten uns nicht überschätzen und wichtiger nehmen, als wir sind, aber ist es nicht unheimliches Schicksal jeglicher Prophetie, wahr zu bleiben und wirklich zu werden, weil kein Wort, keine Warnung dort fruchtet, wo das endgültige Verhängnis wartet?

Die perfekt zivilisierte Welt will nämlich konservativem Denken und lebendigen Traditionen keinen Raum mehr verstatten. Das trifft für den materiellen Wohlstandsräusch des Westens und für die materialistische Staatsideologie des Ostens in gleicher Weise zu. Der erschreckende Mangel an Geschichts- und Volksbewußtheit bei vielen Intellektuellen und Künstlern leistet dieser Entwicklung hüben und drüben Vorschub. Nihilisten und Atheisten, westliche Sozialisten und östliche Kommunisten scheinen sich

fröhlich zu vereinen. Selbst die alten Liberalen werden irgendwie mit in diesen Sog hineingerissen, wenn ihr Freiheitsgefühl mit dem Heimatgefühl in Konflikt gerät. Der den konservativen Bindungen entflohenen liberalen Mensch geht ebenfalls in der politischen Vermassung auf; denn wer die konservative Geisteshaltung aufgibt, verfällt unaufhaltsam der zivilisatorischen Versklavung.

Der Prozeß gegenseitiger Verstrickung mit der Konzentration der Menschenmassen ist schlechthin zur Bedrohung der persönlichen Freiheit geworden. Er stellt außerdem den Selbstbetrug einer törichten und dekadenten Welt dar, die sich nicht mehr im bodenständigen Volkstum natürlich behaupten will. Wenn Heimatverbundenheit und Traditionsverhaftung dem sozialistischen und dem liberalen Weltbürger Schwäche bedeuten, ist es weiter nicht verwunderlich, daß die echte konservative Geisteshaltung immer mehr an Breitenausdehnung verliert. So eilt die traditionslose westliche Zivilisationswelt auf bestem Wege einem geistigen und politischen Chaos entgegen.

Die aus der materialistischen Weltanschauung entwickelte Denkweise ist rationalistisch, mechanistisch und entwertend gleichmacherisch. Sie will den Menschen seelisch verarmen, seine Weltsicht verengen und die natürlichen Quellen des Volkslebens vertrocknen lassen. Individuelles Volkstum mit Sonderrechten und eigenständiger Lebensform findet darin keinen Platz. Dieser geschichtslose ungläubige Atheismus trachtet danach, den volksverbundenen Menschen von innen heraus zu töten, indem er ihn seiner ureigensten Lebensbestimmung, der Religion und des Bodens, beraubt. Glaube und Heimat gelten als wesenhaft rückständig und reaktionär. Religion ist Opium. Der Boden gehört der Kolchose.

Technokraten haben heute Hochkonjunktur, jene entwurzelten „übernationalen“ und „humanitären“ Menschen, die nicht nach Seele und Gesinnung fragen, denen konservatives Verhaftetsein in einem Volkstum und in einer Heimat fehlt, und die nur noch nüchtern mit Produktionsziffern und „Menschenmaterial“ kalkulieren. Mittels moderner Denkklišees, verfälschter Begriffe von Humanität und mittels eines raffinierten Halbbildungssalates werden die Massen düpiert. Die Sirenentöne einer abgefeimten Meinungsmache mit allumfassenden Sprachregelungen suchen jede konservative Gesinnung durch fortschrittliche Parolen zu

überspielen. Wer das Erziehungs- und Bildungswesen, Theater und Film, Presse und Funk majorisiert, der gewinnt entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der Zukunft, weil heute neue Grundlagen auf weite Sicht gelegt werden. Allein das Fernsehen ist einer unwahrscheinlichen Multiplikation fähig, die von keinem Heimatfreunde in ihrer Wirkung unterschätzt werden sollte, zumal die linksverkrusteten Machtverhältnisse im Rundfunk dorthin entsprechende Ausweitung erfahren haben. Auch die Kunst der Akademien und Ausstellungen dient bewußt oder unbewußt den materialistischen Idealen einer technischen Zivilisation und einer antiheimatlichen Ideologie. Es ist gerade hier schwer, die scheinheiligen Phrasen der weltbürgerlichen Humanität zu entlarven. Konservative Künstler: Maler, Bildhauer, Musiker und Architekten haben keine Chance, sind Verbannte ohne Einfluß auf das offizielle Kulturgeschehen. Die Macht der Tagesmoden, Meinungsmonopole und Kulturpäpste hält sie in einem inferioren Schatten.

Die geistigen Nomaden unserer Tage, die in der albernen Einöde der gegenstandslosen Malerei, der abstrakten Plastik, der atonalen Musik und modernen Architektur Maßstäbe und Richtung verloren haben, empfinden das gesunde Volkstum als unheimlich. Alle konservativen Grundsätze von Gläubigkeit, Treue, Heimat und Tradition sind Gegenstücke dessen, was sie in ihren makabren Tempeln vergötzen. Das nationale Leitmotiv im Volkstum, überhaupt die Frage der echten nationalen Repräsentation, an der die besten Geister niemals ganz vorbeigegangen sind, ist den philosophischen und sozialistischen Nomaden des Asphalt gleichgültig, wenn nicht widerlich. Deshalb kritisieren, ironisieren und bagatellisieren sie die Bemühungen der praktischen und konservativen Heimatarbeit. Wer ihren offiziellen Bekenntnissen und Forderungen Glauben bzw. Gefolgschaft leisten würde, der fiel einem schamlosen geistigen und politischen Betrage zum Opfer.

Es darf nicht gleichgültig sein, wer hier und dort was betreibt. Darum gilt es, in der Öffentlichkeit das Gefühl zu stärken, daß die rein zivilisatorischen Mächte, in westlicher wie in östlicher Gestalt, Gefahr bedeuten. Die Bürger müssen wissen, was hinter den Kulissen des Materialismus gespielt wird. Fortwährende Hinweise auf die Gefahr können allmählich die Aufmerksam-

keit der Heimatfreunde aktivieren. Zu dieser Wegweisung sollte immer die Auseinandersetzung mit der Problematik gehören, die die Gegenwart dem konservativen Denken überall zuwirft. Erst in der bewußten Auseinandersetzung kann das Urteil für die fruchtbaren Entwicklungsmöglichkeiten der konservativen Geisteshaltung geschärft werden. Wo spiegeln sich heute beispielsweise wesensverwandte Strebungen mit der Lebens Ganzheit und dem Ordnungsgefüge der Vergangenheit? Wo steigt heute das Chaotische und die Unordnung herauf, und wo muß diesen das Bewußtsein von der Ordnung und Sendung der konservativen Geisteshaltung für die Zukunft entgegen gestellt werden?

Wenn eine vergangenheitsblinde oder gar vergangenheitsfeindliche Geistesströmung im politischen Bett die Begriffe gut und böse durch die Worte „modern“ und „unmodern“ oder „fortschrittlich“ und „rückständig“ ersetzt, greifen wir auch zum politischen Vokabular und bezeichnen das „Fortschrittliche“ als „links“ und das in der Heimat und Vergangenheit Verhaftete als „rechts“. Der politische Hintergrund der Entwicklung muß nämlich immer mitgesehen werden. Obwohl eine solche Scheidung der Geister vage und ungenau sein muß, hat sie doch charakterisierende Berechtigung. Dem Siege des Ostens ginge die Selbstaufgabe des Westens voraus, die auf dem Unsicherwerden in den besten überlieferten Idealen und auf dem Verlust des bewahrenden Wollens gründen würde. Nur eine geschlossene geistige Haltung bewahrender Art wird diesen Vorgang aufhalten können, während der schleichende Nihilismus und Atheismus im Westen den Verlust der konservativen Grundgesinnung durch nichts wettzumachen imstande sind.

Hier soll natürlich keine nationale Nationalchau vertreten werden, wie an anderer Stelle schon betont wurde. Souveräne konservative Geister haben stets spießbürgerliche und chauvinistische Vorurteile gemieden. Sie bedienten sich auch niemals der entsprechend eingebürgerten Denkmatrizen. Dennoch erhebt sich die Frage, ob die anstehenden Probleme und Möglichkeiten ihrer Lösung einfach deswegen tabu sein müssen, weil der Nationalsozialismus unseligen Angedenkens dieselben einmal pervertierte. Die Forderung der bewahrenden Selbstbehauptung unseres Volkstums soll weder als Anruf an das romantisch verklärte „treue deutsche Herz“ noch als Weck-

ruf für nationale Ressentiments verstanden werden. Das deutsche Nationalgefühl war 1945 überstrapaziert. Nachher wurde es über weite Strecken unsichtbar oder trat wenigstens stark in den Hintergrund. Um so mehr besteht heute Veranlassung, dasselbe im guten konservativen Sinne ohne den fatalen Kampfruf „Deutschland, erwache!“ zu pflegen. Aber es ist nach Lage der Dinge eine undankbare Aufgabe geworden, die Nachkriegsdeutschen überhaupt mit der Vergangenheit zu konfrontieren. Aller Geschichtsunterricht ist irgendwie eingefroren . . .

Wer draußen fremde Volkstümer in ihrem Funktionieren beobachten konnte, hat wesenhaft ohne Böswilligkeit, Unverstand und Ressentiment zu denken, sowie alle kleinlichen nationalen Spielereien richtig einzustufen gelernt. Den konservativen und gleichzeitig weltoffenen Heimatfreund von heute erfüllt ein lebenssteigerndes Gefühl, an der Festigung des gesamteuropäischen konservativen Denkens durch Pflege von Volkstum und Heimat mithelfen zu dürfen. Er weiß, daß die europäischen Nationalstaaten Schiffen gleichen, die abgewrackt werden müssen, und daß die ganze Menschheit mit Urgewalt in kraftvoller Entwicklung zur Einheit zusammenwachsen will. Die nationalen Volkstümer fühlen gewissermaßen den Zwang, sich dieser Einheit irgendwie einzuordnen. Dadurch wird hoffentlich der egozentrische Nationalismus früherer Tage ausgeräumt. Jedoch dieser begrüßenswerten Entwicklung brauchen die guten angestammten Traditionen gesunden Volkstums nirgends geopfert zu werden. Vorzüglich in Europa wäre die Entwurzelung der Volkstümer das Ende einer naturgegebenen weltgeschichtlichen Sendung und wahrscheinlich die Vorstufe der Bolschewisierung.

Freilich können die einzelnen europäischen Volkstümer — vollends die deutschen in Nord und Süd, Ost und West — sich nicht der Notwendigkeit entziehen, die materielle Zivilisation des Fortschritts zu übernehmen, die zweifelsohne eine Reihe von wertvollen Inhalten wirtschaftlicher und sozialer Natur mitführt. Das gegenwärtige, vielgeschmähte „Wirtschaftswunder“ liefert dafür eindrucksvolle Beweise genug. Volkstümliche Kultur und technische Zivilisation sind keineswegs unvereinbare Gegensätze. Sie gehorchen jedoch verschiedenen Gesetzen und vollenden sich auf verschiedenen geistigen Ebenen. Erst wenn die technische



Die kirchliche Fahrzeugweihe ist in vielen Dörfern unserer Heimat bereits zur festen Tradition geworden. Zweifelsohne wird dabei in sehr glücklicher Weise die konservative religiöse Grundhaltung der Landbevölkerung mit der modernen Technik verbunden. Niemand empfindet einen Bruch zwischen dem Althergebrachten und dem Neuen. So gibt es auf vielen Gebieten brauchbare Möglichkeiten einer sinnvollen Verbindung zwischen überlieferter Kultur und technischer Zivilisation.

Foto: Alwin Schomaker-Langenteilen

Zivilisation alle Vorrechte beansprucht, dann besteht Gefahr für alle Volkskulturen. Dann würden die farblose sozialistische Industriegesellschaft und die Kolchose am Ende von allem stehen, was uns lieb und teuer ist: Die Heimat, das Dorf, der angestammte Hof und Betrieb, die überlieferte Religion.

Sobald technischer Kollektivismus sich mit der Glorifizierung einer verluderten weltbürgerlichen Haltung verbindet, wie es heutzutage bei linksintellektuellen Schwärmern in Deutschland geschieht, müssen konservative Kräfte der Heimatbewegung protestieren. Sie stehen auf der ganzen Linie rechts und außerdem in christlicher Verantwortung. Ihre Aufgabe ist es, der linksgerichteten „fortschrittlichen“ Denkweise mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln geistigen Scharfsinns, kritischer Beobachtung und politischer Einflußnahme ohne betuliche Leisetreterei zu begegnen. Sie müssen besonders die Zerstörungskraft jener „öffentlichen Meinung“ begreifen, die heute überall in der bildenden Kunst, in der Musik, in der Architektur, in Presse, Film und Funk mono-

politisch „gemacht“ wird. Die Heimatbewegung hat ihre Exponenten an die entsprechenden Hebel der Meinungsbildung zu bringen, die im Augenblick fast ausschließlich von den Fürsten des Atheismus, Nihilismus, Materialismus und Sozialismus besetzt gehalten werden.

Noch haben die Heimatfreunde selten Veranlassung, diesen „Kulturbolschewismus“ und „Edelkommunismus“ auf dem flachen Lande selbst und im gesunden Volkstum unmittelbar zu bekämpfen. Dafür bieten die „kulturellen“ Zivilisationserscheinungen der Großstädte und Industrieballungen mehr Gelegenheit. Der traditionsgebundene und zugleich moderne Mensch auf dem Lande erlebt in sich eine zwiespältige konservative Spannung, wenn er dem geistigen Kräftefeld der Gegenwart geöffnet ist. Er lehnt mit gutem Grund die Auffassung ab, daß der Fortschritt eine schmutzige Sache sei. Der konservative Mensch braucht sich heutigen Lebensumständen gegenüber durchaus nicht dumm zu verhalten. Er darf die moderne Zivilisation als berechnete Äußerung

menschlichen Wesens lieben, wenn er die Grenzen sieht. Er muß auch nicht zeitfremd sein und die Gegenwart mit ihren Forderungen mißachten, sondern kann Idealist bleiben, ohne sich angesichts „moderner Realitäten“ wie ein Trottel zu benehmen. Aber die beiden Extreme: Übertechnik und globale Zivilisation bzw. eingetrocknete Tradition und stockkonservative Rückständigkeit versagen hier die Lösung.

Es muß ein Mittelweg gefunden werden, auf dem die konservative Denkungsart nicht vor der modernen Zivilisation zurückweicht, sondern sie schöpferisch den Bedürfnissen gesunden Volkstums dienstbar macht. So betrachtet, werden konservative Kräfte zu fortschrittlichen Kräften von lebensfrischer Dynamik. Zum Beispiel ist erwiesen, daß konservative Bauern mit wissenschaftlicher Präzision und Hartnäckigkeit an neuzeitlichen Züchtungen, an zeitgemäßer Veredlungswirtschaft und moderner Mechanisierung mitzuarbeiten vermögen. Der Zivilisationsdruck erreicht vielfach nur die äußeren Lebensbezirke, deren Wandlungen den menschlichen Kern nicht antasten. Auch ist erwiesen, daß konservative Menschen Brauchtum und Technik verschmelzen können. Freilich gehört eine mächtige Portion konservativer Energie dazu, wenn die ernsthafte bäuerliche Schwerfälligkeit wichtige konservative Grundsätze in stolzer Arbeit allein weiterbilden will. Verbohrtes Festhalten in ängstlicher Sturheit ist sowieso selten geworden. „Wir wollen es halten, wie es seither war, und daran wird kein Jota gerüttelt!“ Dieser Greisenstarrsinn lebt höchstens noch in musealen Romanen und gefilmten Brauchtumsklamotten.

Noch aus anderen Gründen werden vorzüglich unsere Bauern konservativen, d. h. bewahrenden Sinnes und im Besitz der gelassenen Beharrlichkeit ihrer überlieferten Bodenständigkeit bleiben. Der fortwährende Rhythmus des Lebens von der Geburt bis zum Tode, der regelmäßige Ablauf des Wachstums in jedem Jahre zwischen Saat und Ernte, an dem die neuzeitliche Technik kaum wesentliches ändern wird, der natürliche Tagesablauf vom Sonnenaufgang bis zum Untergang haben formende Kraft im konservativen Sinne. Die Verwurzelung mit dem Boden setzt dem modernsten Bauern zeitlose und naturgegebene Grenzen. Wie vor 1000 Jahren muß der Acker gepflügt, gedüngt, gesät, gejätet, und schließlich die Ernte geborgen werden. Jahr für Jahr, wie eh und je, spricht das Wetter ein Wort

mit. Der technische Fortschritt mag hier zahlreiche Arbeiterleichterungen und Ertragssteigerungen gebracht haben, die Urtatsachen wird er aber wohl kaum wandeln können. Ihnen gegenüber bleibt alles im Grunde nur Äußerlichkeit.

Vorzüglich eröffnet die gesellschaftlich oder soziologisch orientierte Betrachtungsweise unseres Problems eigene Aspekte auf die Bezirke konservativer Sachverhalte in der Gegenwart. Der Gedanke an die Vergangenheit und Geschichte, an die Vorfahren und die Tradition, erscheint auf dem Lande und im Bauerntum noch ganz natürlich. Die Bäume um Haus und Hof sind uralte. Sie kündeten unmittelbar vom Wachstum seit Generationen. Die Bauernhöfe selbst befinden sich ein halbes Jahrtausend oder wenigstens 200 bis 300 Jahre im Besitz der gleichen Familie. Auch Handwerks- und Gewerbebetriebe auf dem Dorfe werden von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben. An den Häusern haben Erbauer und Baumeister Jahreszahl und Namen angebracht, um bei späteren Nachkommen das Gedächtnis zu sichern. Auf dem Friedhofe begegnen die Gräber der Urgroßeltern und Großeltern. Manche Kriegerdenkmale tragen die Namen von Großvater, Vater und Sohn. Über das alles geht eine lebendige Verbindung in die Vergangenheit. Solche Lebensumstände bewirken eine bewahrende Denkungsart auch mitten in der technischen Zivilisation.

Bislang wußte unser tüchtiges, arbeitssames, sparsames, zähes, stolzes und intelligentes Landvolk, geformt und gehärtet durch die Arbeit und Entbehren vieler bäuerlicher Generationen, seine völkische und religiöse Kultur einigermaßen unverseht zu erhalten. Die plattdeutsche Sprache ist quicklebendig. Ein Volkstum mit Kanten und Ecken ergibt sich nicht ohne weiteres zivilisatorischer Überfremdung. Der betont männliche Einschlag der herben bäuerlichen Familienverfassung und des familiären Gefühlslebens hat hierzulande auch die „Knochenerweichung“ im religiösen Leben verhindert. Gerade das konservative, in seinen Traditionen verankerte Münsterland hängt fest an der althergebrachten Kultur. Diese Selbstbewahrung münsterländischer Menschen erstreckt sich auf sämtliche Bezirke unserer Heimat.

So besitzt das Oldenburger Münsterland eine Fülle ungebrochenen Menschentums, das der kranken Stadtzivilisation nicht verfallen ist und in seiner urwüchsigen Kraft wertvoller Mitgestalter an der Zukunft sein



kann. Der natürliche Volksboden unserer Heimat muß auch als Hort der Bewahrung erhalten bleiben, je mehr die städtische und technische Zivilisation, die den Namen Kultur nicht mehr verdient, den Boden verliert. Vorerst hat die maßlose Zerrissenheit und Seichtheit mancher „fortschrittlichen Errungenschaften“ unsere heimischen Menschen nur äußerlich berührt. Die meisten heimischen Bauern sind überzeugende Vertreter naturverbundenen Volkstums, das die technische Zivilisation höchstens als Firnis trägt. Wenn die hier heimisch gewordene Minderheit der Vertriebenen über ihre Jugend davon bereits mitgeformt wurde, konnte das nur geschehen, weil sich echte Volkstümer berührten . . .

Der heimische Bauer weiß allerdings sehr genau, daß rationelles Wirtschaften heute unerlässlich ist. Er hat ebenfalls erkannt, daß die Technik eine größere Rente und mehr Freizeit erwirkt. Niemand auf dem flachen Lande möchte in jene Zeiten zurück, als die Petroleumlampe oder gar der Kien-spahn brannten, das Wasser unhygienischen Brunnen entnommen wurde, keine festen Straßen vorhanden waren und überhaupt die tägliche Arbeitsmühsal fast jeglicher mechanischen Erleichterung entbehrte. Trotzdem ist es notwendig, die traditionelle Arbeitsamkeit, Arbeitstreue, Einfachheit, Sparsamkeit, Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit wieder besonders hervorzuheben. Diese Tugenden verlieren in der technischen Zivilisation keineswegs ihre zeitlose Gültigkeit.

Die Kinder unserer heute noch bodenverbundenen Landmenschen werden vielleicht schon bald in die Stadt ziehen, um an den Bequemlichkeiten der Zivilisation aus erster Hand teilzuhaben. Sie werden die heimatische Scholle deswegen verlassen, weil die Industrie das Geldverdienen erleichtert, und weil die städtische Lebensform das Ansehen angeblich erhöht. Es wäre sinnlos, die eigentliche Wurzel des Übels zu ignorieren. Ihr läßt sich mit wirtschaftlichen, strukturellen und sozialen Maßnahmen allein nicht beikommen. Das Bauertum wird sich zwischen dem materiellen „Lebensstandard“, dem Abgott unserer Tage, und einer geistig-sittlichen Lebenshaltung von konservativem Zuschnitt entscheiden müssen. Der Grad der arteigenen Anpassung an Zivilisation und Technik ist selbständig zu finden, wobei die Heimarbeit Hilfestellung gewähren kann und muß.

Sobald konservatives Denken seine Kraft verliert, wird der Kern des Problems

mit in die Auflösung der ländlichen und bäuerlichen Familienstruktur untrennbar verflochten. Hier vermag überhaupt nur die konservative Geisteshaltung eine wesentliche Rückenstärkung zu leihen. Wenn die Familienverhältnisse nur noch auf Geldverhältnisse zurückgeführt werden, greift mit der Abwanderung der Landjugend bzw. der Bauernjugend der Virus der Zersetzung an das Mark unseres Volkes. Dann taucht in den „geldverdienenden Gewinngemeinschaf-

ANKLAGE

*Nicht daß die Lebensform der Väter
Du verlorst,
Läßt dich an ihrem Erbe
Schuldig sein!
Es war die Form nicht,
Die du einst beschworst,
Es war der alte Geist,
Den du verlorst —
Und diese Schuld ist dein!*

Aus Hermann Thole:

„Im Reigen des endlosen Liedes“

ten“ der Familien die berechnende Frage auf, ob reicher Kindersegen noch erwünscht ist, und Land einfach in den Schoß fällt.

Wenn das Neue, das kommen muß, Bestand haben soll, braucht es dauerhafte Fundamente aus konservativem Baumaterial. Dafür kommt speziell eine an Landschaft und Volkstum gebundene Erziehung und Bildung mittels schulischer, publizistischer und sonstiger Einrichtungen in Frage. Eine zentralistische — womöglich staatlich gelenkte! — „Wahrung und Betreuung bäuerlich-ländlicher Kulturbelange“ wäre aber abzulehnen. Sie würde der Vielfalt der landschaftlichen Sachverhalte nicht gerecht. Ebensonig wie gedankenlose und zentralistische Fortschrittlichkeit, hilft hier kleinkarierte Spießbürgerlichkeit weiter. Ländlich bäuerliche Kulturpolitik wird deswegen weltweite Aufgeschlossenheit mit sorgfältiger Rücksichtnahme auf die Tatsachen einzelner Volkstümer verbinden müssen. Leider lebt die gegenwärtige Agrarpolitik an der Ein-Unser Landvolk wird im Trauerspiel der technischen und materialistischen Zivilisation zur letzten Instanz, die dank ihrem konservativen Beharrungsvermögen biolo-

gisch standhalten kann. Aber wie lange noch? Eine materialistische Auffassung meint, daß die familiären Verhältnisse nur durch die Erfüllung der Konsumwünsche der Familienmitglieder zu stabilisieren seien. Die Familie als „Garage für die Mitglieder und Tankstelle für den Magen“ (Francois Mauriac) leitet über zur kollektivistischen Gesellschaft.

Die Heimatbewegung muß heutzutage wacher als sonst in der Zivilisationsentwicklung leben. Niemals wird es genügen, unserem Landvolk nur Technik anzubieten. Ein durch konservative Bildung gefestigter Bauernstand läßt die Rettung jenes ländlichen Volkstums erhoffen, das Heimat und Volk nicht ohne Schaden in der Substanz entbehren können. Die Umwälzungen vieler gewohnten Arbeits- und Lebensformen berühren unser Volkstum auch insofern, als es im christlichen Glauben beheimatet ist. Darüber wäre an anderer Stelle ausführlicher zu sprechen.

Das Landvolk wird jedenfalls vollbewußt entscheidungsfähig im Heute stehen und mit planvoller geistiger Anspannung das Gestern mit dem Morgen verbinden müssen. Bäuerliche Kulturpolitik hat eine Bildungsarbeit zu fordern und zu fördern, die die Landbevölkerung stark machen soll gegenüber dem, was mit der technischen Zivilisation über sie hereinbrach, sowie alle Gräben zwischen dem geistigen Leben im Dorfe und in der Stadt überbrücken muß. Dieses Programm ist nicht gegen die Stadt als solche gerichtet. Es will vielmehr eine paritätische und ergänzende Zuordnung der Lebenskreise. Das Landvolk (über den Bereich der Bauern hinaus) darf jedoch nicht erwarten, daß ihm die Abgrenzung der beiden notwendigen Lebenskreise vorbei. Sie ist zum großen Teil von einem fast weltanschaulichen Okonomismus (Überordnung wirtschaftlicher Werte zum Nachteil der geistigen und kulturellen) erfüllt. Dieser stellt sich den Bestrebungen der Heimatbewegung in den Weg.

Die bisherige, unzureichende Wertschätzung des Museumsdorfes in Cloppenburg, das immer noch Torso ist, weil angemessene Mittel fehlen, charakterisiert die Lage. Dabei nimmt dieses Lebenswerk von Dr. Heinrich Ottenjann durch die besondere Verbundenheit mit dem umgebenden Volkstum und der umgebenden Landschaft unter den deutschen Museen und unter allen Freilichtmuseen der Welt einen einzigartigen

Platz ein. Der Besucher taucht in die Atmosphäre einer großen europäischen Kulturstätte ein, wo die bäuerliche Geistigkeit einer bestimmten Landschaft, und zwar unserer eigenen münsterländischen Heimat, in allgemeingültiger Gestalt erscheint, um für die moderne Zivilisationswelt bildungswirksam zu werden. Wer den Quatmannshof erlebt hat, der begreift, daß das Licht solchen Bauerntums nie mehr verlöschen darf. Kaum drei Jahrzehnte sind vergangen seit der Gründung des säkularen Werkes, und seine Spuren führen bereits über die ganze Welt. Wenn es weiter echte bäuerliche Traditionen geben soll, wird dieses große Museum konservativen Idealen dienen müssen, damit die Menschen in der Hast der technischen Zivilisation wesenhafte Mahnmale und Sinnbilder europäischer Geschichte nicht vergessen. Dafür bedarf es allerdings einer großzügigen materiellen Ausstattung, die den dürftigen Rahmen eines „Heimatmuseums“ hinter sich läßt.

Die wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und religiösen Probleme des flachen Landes im allgemeinen, und des Bauerntums im besonderen sind in vielen Punkten übernational. Laßt uns die Intrigen eines intellektuellen Weltspießerbürgertums nicht allzu sehr verabsolutieren; sie werden allmählich überall hinter ihrer pseudohumanitären Maske richtig erkannt! Darf man mit der Vorstellung wirksamer Gedanken eine Hoffnung verbinden? Die Geschichte liefert mehr als einen Beweis dafür, daß Gedanken, die stets von neuem begründet und verkündet werden, schließlich der kommenden Wirklichkeit vorgreifen und den geschichtlichen Ablauf beeinflussen. Die Heimatbewegung ist aufgerufen, die von ihr verteidigte Entwicklung mit vielen persönlichen Initiativen, Bemühungen und Opfern so zu lenken, daß sie durch ihr eigenes Verhalten ihren Forderungen Glaubwürdigkeit verleiht und die Richtigkeit der konservativen Haltung beweist. Verteidigen heißt: Eigentum — und dazu gehören die persönlichen Reserverate in Heimat und Volkstum — und Leben — dazu gehört unabdingbar ein naturverbundenes und bodenständiges Volkstum — schützen, damit niemand es betreten, beschädigen, zerstören oder rauben kann. Die Pflege einer bewahrenden Grundhaltung hat selbst dann Bedeutung, wenn sie nur den allgemeinen Sturz verlangsamten würde, ohne ihn am Ende ganz aufzuhalten.

Das Ende unserer Heimat und unseres Vaterlandes, wenn nicht des ganzen euro-

kann. Der natürliche Volksboden unserer Heimat muß auch als Hort der Bewahrung erhalten bleiben, je mehr die städtische und technische Zivilisation, die den Namen Kultur nicht mehr verdient, den Boden verliert. Vorerst hat die maßlose Zerrissenheit und Seichtheit mancher „fortschrittlichen Errungenschaften“ unsere heimischen Menschen nur äußerlich berührt. Die meisten heimischen Bauern sind überzeugende Vertreter naturverbundenen Volkstums, das die technische Zivilisation höchstens als Firnis trägt. Wenn die hier heimisch gewordene Minderheit der Vertriebenen über ihre Jugend davon bereits mitgeformt wurde, konnte das nur geschehen, weil sich echte Volkstümer berührten . . .

Der heimische Bauer weiß allerdings sehr genau, daß rationelles Wirtschaften heute unerlässlich ist. Er hat ebenfalls erkannt, daß die Technik eine größere Rente und mehr Freizeit erwirkt. Niemand auf dem flachen Lande möchte in jene Zeiten zurück, als die Petroleumlampe oder gar der Kien-spahn brannten, das Wasser unhygienischen Brunnen entnommen wurde, keine festen Straßen vorhanden waren und überhaupt die tägliche Arbeitsmühsal fast jeglicher mechanischen Erleichterung entbehrte. Trotzdem ist es notwendig, die traditionelle Arbeitsamkeit, Arbeitstreue, Einfachheit, Sparsamkeit, Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit wieder besonders hervorzuheben. Diese Tugenden verlieren in der technischen Zivilisation keineswegs ihre zeitlose Gültigkeit.

Die Kinder unserer heute noch bodenverbundenen Landmenschen werden vielleicht schon bald in die Stadt ziehen, um an den Bequemlichkeiten der Zivilisation aus erster Hand teilzuhaben. Sie werden die heimatische Scholle deswegen verlassen, weil die Industrie das Geldverdienen erleichtert, und weil die städtische Lebensform das Ansehen angeblich erhöht. Es wäre sinnlos, die eigentliche Wurzel des Übels zu ignorieren. Ihr läßt sich mit wirtschaftlichen, strukturellen und sozialen Maßnahmen allein nicht beikommen. Das Bauerntum wird sich zwischen dem materiellen „Lebensstandard“, dem Abgott unserer Tage, und einer geistig-sittlichen Lebenshaltung von konservativem Zuschnitt entscheiden müssen. Der Grad der arteigenen Anpassung an Zivilisation und Technik ist selbständig zu finden, wobei die Heimarbeit Hilfestellung gewähren kann und muß.

Sobald konservatives Denken seine Kraft verliert, wird der Kern des Problems

mit in die Auflösung der ländlichen und bäuerlichen Familienstruktur untrennbar verflochten. Hier vermag überhaupt nur die konservative Geisteshaltung eine wesentliche Rückenstärkung zu leihen. Wenn die Familienverhältnisse nur noch auf Geldverhältnisse zurückgeführt werden, greift mit der Abwanderung der Landjugend bzw. der Bauernjugend der Virus der Zersetzung an das Mark unseres Volkes. Dann taucht in den „geldverdienenden Gewinngemeinschaf-

ANKLAGE

*Nicht daß die Lebensform der Väter
Du verlorst,
Läßt dich an ihrem Erbe
Schuldig sein!
Es war die Form nicht,
Die du einst beschworst,
Es war der alte Geist,
Den du verlorst —
Und diese Schuld ist dein!*

Aus Hermann Thole:

„Im Reigen des endlosen Liedes“

ten“ der Familien die berechnende Frage auf, ob reicher Kindersegen noch erwünscht ist, und Land einfach in den Schoß fällt.

Wenn das Neue, das kommen muß, Bestand haben soll, braucht es dauerhafte Fundamente aus konservativem Baumaterial. Dafür kommt speziell eine an Landschaft und Volkstum gebundene Erziehung und Bildung mittels schulischer, publizistischer und sonstiger Einrichtungen in Frage. Eine zentralistische — womöglich staatlich gelenkte! — „Wahrung und Betreuung bäuerlich-ländlicher Kulturbelange“ wäre aber abzulehnen. Sie würde der Vielfalt der landschaftlichen Sachverhalte nicht gerecht. Ebensonig wie gedankenlose und zentralistische Fortschrittlichkeit, hilft hier kleinkarierte Spießbürgerlichkeit weiter. Ländlich bäuerliche Kulturpolitik wird deswegen weltweite Aufgeschlossenheit mit sorgfältiger Rücksichtnahme auf die Tatsachen einzelner Volkstümer verbinden müssen. Leider lebt die gegenwärtige Agrarpolitik an der Ein-Unser Landvolk wird im Trauerspiel der technischen und materialistischen Zivilisation zur letzten Instanz, die dank ihrem konservativen Beharrungsvermögen biolo-

päischen Westens, nahte ohne äußere Katastrophen heran, wenn die Kraft des geschichtlichen Bewußtseins und der konservativen Volkskultur erlahmte. Wir haben jedoch immer noch eine Möglichkeit, in der modernen Zivilisationswelt und Massengesellschaft eine eigenständige, bäuerliche ländliche Kultur wiederaufzubauen, deren Mittelpunkt der bäuerliche Mensch bildet, und in der der künftige Mensch nicht nach seinen sozialistischen Funktionen, sondern nach

seinem völkischen Charakter und seiner bodenständigen Eigenart bewertet wird. Freilich, die Zeit für eine Besinnung ist nur noch kurz. Keine materialistische Lebensstandardformel und keine politische Ideologie allein können hier helfen oder retten. Unsere Rettung liegt allein in der Bindung und Rückkehr zu Geschichte, Vergangenheit, Volkstum, Glauben und Heimat.

Alwin Schomaker-Langenteilen

De Meesen

„Süh, süh, süh, plüsterde dat Wiefken ehrn Keerl up, „süh, dat du'n Stä finnst!“

„Zizidädä“, hüppkede de Keerl up den Taug al üm sien Wief tau, „t is nich so eenfach, zizidä, nich eenfach, nich eenfach!“

„Ik weet, ik weet, mööt seuken, mööt seuken!“

„Zizizirr, wi sind d'r leep antau!“

Af flögen de beiden. Mit de Waohnungsnot wörd dat van Jahr tau Jahr leeper. Freuher wörn an de Strohdackhüser un windscheewen Schüerns naug Ritzen un Lökker wäsen, wor se rinflitzen können. Wat harn se dat gaut hatt!

Vandaoge, besünners siet dat verdumde Weertskupswunner kaomen wör, bauden de Lüe blot noch Hüser ut Steene un Zement, de bet an de Pannen dichtesett un dichtesträken wörn. Man mogg so lütke wäsen, as man wull, dor wör nich intaukaomen.

Freuher harn dichtebie noch ole Böme staohn, wor de Timmermann Specht bie de Knäuste öndlike Löcker rinmeißelt har. Utel!

Vangaoge wör dat up de Häöwe un in't Holt so akkrot, so'n olen Bussen van Boom wör ja nich mehr antaukieken, de stünd de Lüe woll in'n Wäge. De moß dann weg un wörd afsaogt.

Freuher harn de Jungens ehrn Spaof un Tietverdriev hat, Vaogelkassens in de Böme tau hangen, vandaoge seeten se sik kröpelig un stief vor dat neemäudske Ding, den Wietkieker, un den schetterigen Klönkassen van Radio, of flögen up so'n stinkigen Knäterbuck dör de Gägend.

Um de Meesenskassens scheerde sik nien Menske mehr. De können se woll rech nich mehr trechtekriegen, dat harn se woll al verlehrt. De Tieden wörden bedreuvter un bedreuvter.

„Zizizirr“, sä dat Männken üm fief Uhr tau ehr, „ik heff't, ik heff't!“ Un dann lurde he sien Wief achter sik an nao de rusteringen Paumpen vör dat Schaulhus, de al den heelen Winter güst wör un nix geev. Baoben up den Pumpenrand stünnen de beiden un keeken in dat swarte Lock.

„Igitigitt, dor schall ik rin?“ sä se plietsk.

„Worüm nich“, begööskede he se, „zizidä, wi mööt doch eenerwägens blieben.“

So tröken se in. Man dor wör noch weust väl tau daun, dat Est möß jao baut weern. Foorts güng't d'r bie.

Dat wör woll extra für ehr so maakt. De Kolben wör so schön rund un har so'n lütke Deepte. Een Stangen stünd in de Mitte, dor können se licht an hochklattern. Een Glück, dat jüst Ferien wörn, do störde ehr bi de Schaule kieneen.

Man nao twee Wäken wör de Herrlichkeit tau Enn. S'morgens geev dat up den groten Platz een Hallo, een Rummeln un Trampeln, un Kinner kömen dor, Kinner!

De Meesenkeerl hüng an'n Eekentaug, wor'n masse Blöer an seeten, un löt nien Oge van de Pumpen, snippde mit dat Snöbelken, dreihde dat Köppken hen un her un plürde mit de Ogskes. He moß ja uppassen, wenn een ehr tau naoh köm. As wänn he dor wat an maoken kann, wenn...

Un dat Wiefken seet in dat swarte Blickhuus un keek vull van Angst nao baoben. Dat Härtken kloppde ehr, as wenn se Feeber har.

Wat kaomen möß, dat köm. Döllmanns Fiet, een van de stäwigen Bussen, pück an dat Pumpenswengel un drückte de Iesenstang nao unnen. As de Amerikaoners in de Wolkenkratzers mit'n Lift nao baoben



feuert, so güng dat Meesken hoch. Un Fraulü hebbt meist foorts Angst dorbi. Se kann dat nich utholen un flitzde ut dat Lock un löt alls in'n Stich.

„Wat is dat?“ verfeerde sik Fieti aohnwäten. Un boll köm ok Zettken sien Bernd, Wösten Emil un twee of drie änner van de Bücke anstürmen. Wor wat los ist, koppelt sik de Kinner. Tau'n Glücke har de Schaumester dat ok foorts spitzkrägen un stünd ok vör de Pumpen.

Wat se seegen, wör Gotts Wunner! In den Kolben seet dat Est, so lütket un fien, maakt ut Muß, fiene Spiers un Wüddelkes, van binnen wör't mit Feern un Wull utstaffeert. Wat andächtig stünnen se dor! Se waogten boll nich, Aom tau haolen. Säben helle Eier leegen dor in mit brune Pünkskes.

Man de Schaulmester wüß de Kinner woll antaupacken. De Gägend bie de Pumpen wör för de nächste Tiet „heiliges Land“. Dor droff kien Kind hen, se mössen al up den ännern En van'n Spälplatz blieben.

Un de Kinner verstünnen dat gaut, dat wörn ehr Vöogel, un se wörn rech behott

dormit. Andächtig güngen se an de Stä vörbie un waogden boll nich tau snacken.

„Zerretetet“, snirrde de Meesenkeerl foorts, wenn een tau dicte köm.

Nao'n poor Wäken leegen de Meesekinner naokt in de düstern Räuern, un de Olen hängen an de Täuger van al Böme und Strüker un släpden Rupen, Puppen un Larven, wat se man finnen können. So wörden de Lütken dann ok ja so för un nao grot.

De Schaulkinner har de Iewer packt. Se keeken ganz vörsichtig tau, wat de Meesen möken un paßden gaut up ehr up.

Dat Schönste köm in'n Winter. Al Böme vör de Schaul un väl Hüser hängen vull van Futterhüskes un Meesenringe.

„Zizizirr“, sä de Meesenkeerl dat änner Freuhjohr tau sien Wief, „sühst du't, wi hebbt doch Glück hatt, wi sind gaut dör den Winter kaomen, un nu hebbt wi ok Platz naug för unse Kinner. Al Böme hangt ok al vull van Meesekassens. Dat sind doch fröndlike Lüe, dat sind't, dat sind't!

Hans Varnhorst

Seid wachsam im Münsterland

Dieser Aufsatz soll eine Antwort auf die Frage geben, ob die vielgerühmte südoldenburgische Solidarität rissig geworden ist. Zwar hat die Einheit des oldenburgischen Münsterlandes nie etwas zu tun gehabt mit öder Gleichschaltung. Im Kreis Vechta hatten die Dammer und die Lohner stets ihre besondere Stellung. Sie standen zu ihrer Kreisstadt in einer ähnlichen freundschaftlichen Spannung, wie die Friesoyther und Löninger gegenüber Cloppenburg. Selten überstieg diese Spannung das Maß eines gesunden lokalen Wettbewerbs. Das Verbindende setzte sich rasch wieder durch. Rivalitäten — auch zwischen Vechta und Cloppenburg — galten zu jeder Zeit als familieninterne Angelegenheiten, in die Außenstehende nicht hineinzureden hatten. Die Frage ist nun, ob diese alten Selbstverständlichkeiten heute noch gültig sind, oder ob wir uns auseinandergeliebt haben.

Wie wir Münsterländer vor gut 150 Jahren oldenburgisch geworden sind, ist eine wenig rühmliche Geschichte. Der Landzuwachs mag die oldenburgischen Fürsten in ihrer „sozialen“ Stellung gehoben haben, aber der gleichzeitige Verlust des Weser-

Zolls war für ihre Kassen ein harter Schlag. Gewiß hat er zu etlichen Einschränkungen bei Hofe geführt. Offenbar fanden die damaligen Herren sich rasch mit der unabänderlichen Situation ab, denn sie kümmerten sich um das neue Land. Vielleicht war es auch Napoleon, der allen im Nacken saß. Mag es gewesen sein, wie es will, auf jeden Fall bewiesen die Oldenburger einen Realismus, den man bei vielen anderen Fürstenhäusern in jener Zeit vergebens sucht.

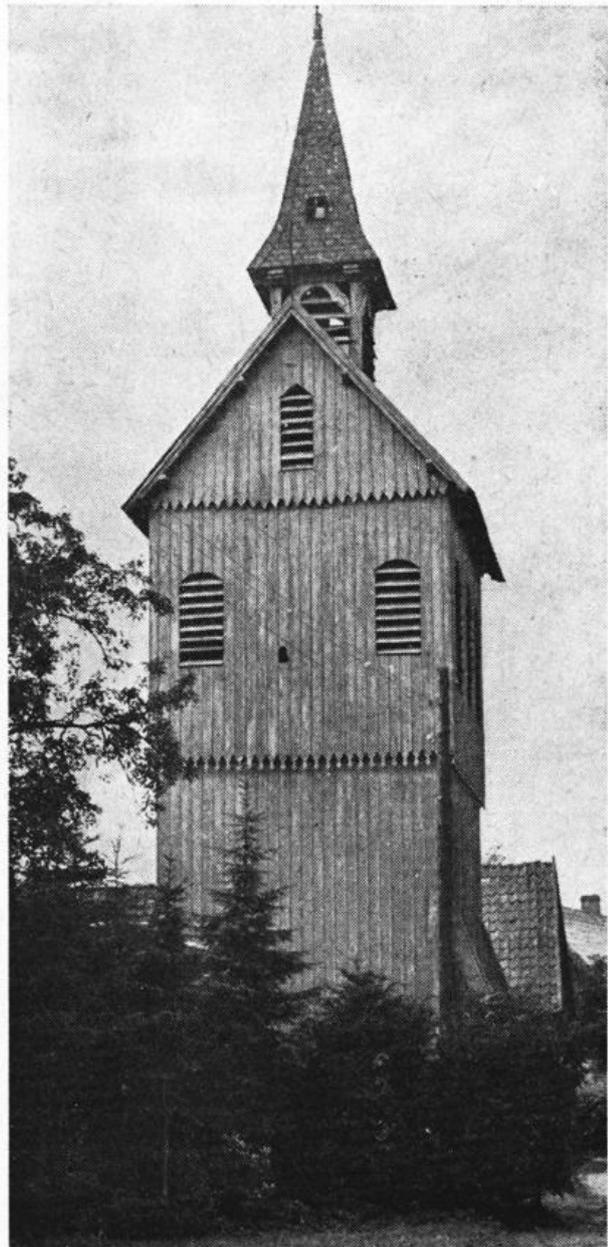
Unsere Ahnen erwiderten die Mühen der neuen Landesherren mit Dank und Treue. Sie wurden immer oldenburgischer. Dennoch ist es bemerkenswert, daß die Anhänglichkeit an das oldenburgische Herzogtum nicht zu einem engen Kontakt mit dem Norden führte. Der Kontakt reichte bis zur Landeshauptstadt, und er war mehr vernünftig als herzlich. Die konfessionellen Unterschiede, unsere nicht angetastete Bindung an das Bistum Münster, die stammesmäßigen Verschiedenheiten zwischen Westfalen und Friesen, die Armut der Geest- und Moorbauern im Gegensatz zu dem Reichtum der Marsch — das dürften einige der wesentlichsten Umstände sein, welche die poli-

tische Eigenart des vergrößerten Landes Oldenburg und in ihm die Sonderstellung des Südens geschaffen haben.

Übrigens sind Osnabrück und das Emsland genau so altwestfälisch wie wir, und sie sind genau so brav hannoversch geworden, wie wir oldenburgisch. Auch sie bildeten eine Art Sonderformation im Welfenstaat und im späteren preußischen Oberpräsidium Hannover. Dieses verwandte Schicksal wird heute durchaus noch empfunden. Es kam deutlich zum Durchbruch, als nach dem Kriege der Anschluß an Westfalen eine beträchtliche Popularität erwarb. In der Schlußsitzung des oldenburgischen Landtages stimmte der eigenwillige Lönninger Bürgermeister Stratmann für Westfalen. Stratmann war nach seinem Herkommen Emsländer und Südoldenburger in einer Person.

Die fortlebende Anhänglichkeit an Westfalen, die Treue zu Oldenburg und die betonte Eigenständigkeit unseres Münsterlandes hätten nach der Lehrmeinung eines Zentralisten niemals harmonisiert werden können. Gottlob waren die Praktiker (das peinliche Jahr-Dutzend ausgenommen) lebensnaher. Sie schafften es, indem jeder jedem das Seine gab. Wer diesen Grundsatz verletzte, scheiterte. So wurde die praktische Toleranz zum festen Brauch. Südoldenburg errang dabei die Selbstbestimmung (bis in die höhere Verwaltung hinein), und vor allem in kulturellen Fragen eine rechtliche Position, die sogar von Niedersachsen anerkannt werden mußte. Südoldenburg gab dafür in echter Gegenseitigkeit eine Verlässlichkeit, die noch fortwirkte, als der Norden die Selbständigkeit Oldenburgs schon aufgegeben hatte und die Landeshauptstadt nur noch die Mindestziffer eines Volksbegehrens erzielen konnte.

Die Aufzählung der Widersprüche und Schwierigkeiten mag uns heute daran erinnern, daß Südoldenburgs Einheit nicht aus Zufällen entstanden ist, sondern daß sie das stolze Ergebnis einer konsequenten politischen Arbeit ist. Wenn nun heute jemand fragt, ob die Einheit Südoldenburgs rissig geworden sei, müßte er richtiger fragen, ob wir uns noch genügend um diese Einheit bemühen. Man sage nicht, daß ja doch alles seinen unvermeidlichen Gang gehe, und man daher am besten den Dingen ihren Lauf lassen sollte. Das wäre eine Haltung, die wir vor der Tradition nicht verantworten könnten. Wir könnten sie auch nicht ver-



Der alte hölzerne Glockenturm in Lönningen (seit einigen Jahren abgerissen und durch einen neuen Steinturm ersetzt).

Foto: Alwin Schomaker-Langenteilen

antworten vor den Aufgaben der Gegenwart. Oder sind wir schon so schnellebig, daß wir die letzten Kämpfe um Elternrecht und Schule bereits vergessen? Zu derartigen Aktionen, die in dieser oder ähnlicher Art eines Tages wieder notwendig werden könnten, sind wir nur fähig, wenn wir unsere Gegenseitigkeit auch in besseren Zeiten pflegen. Und das sollte viel häufiger gesagt werden: In Zeiten der Not zusammenstehen, das können schließlich alle. Aber bei satten Mägen und warmen Zimmern die Gemeinschaft erhalten, das ist (leider) die größere Kunst!

SINNSPRÜCHE

*Was dir frommt, Gott wird es dir gewähren.
Was Er verwehrt, das lerne zu entbehren! —*

+

*Arm ist nicht der, des Beutel leer.
Der Lilien kleidet, wird schon sorgen.
Er bete um ein bess'eres Morgen!
Wer liebeleer, der ist es — der! —*

+

*Warum denn finster blicken?
Ist oben ja der Himmel blau!
Tu jedem freundlich nicken,
Dann ist's auch unten nicht so grau.*

Elisabeth Reinke

Die derzeitige verwaltungsmäßige Einteilung des oldenburgischen Münsterlandes macht die guten Vorsätze nicht leichter. Als wir noch fünf Ämter hatten, blieb den Südoldenburgern nichts anderes übrig, als auch dann zusammenzuhalten, wenn es dem einen oder anderen in der Sache nicht passen sollte. Solange wir drei Ämter hatten, hielt dieser heilsame sanfte Zwang noch an. Als jedoch Friesoythe mit Cloppenburg vereinigt wurde, bedeutete das praktisch die Halbierung des Münsterlandes. Natürlich brachten die Reformen erhebliche Vorteile anderer Art, und kein Mensch denkt daran, sie rückgängig zu machen. Doch damit, daß man Nachteile verschweigt, sind sie nicht aus der Welt.

Wir haben heute die beiden selbständigen Kreise Vechta und Cloppenburg, die jeder für sich sehr lebenskräftig sind. Es wäre schon besser, wenn sie ein wenig aufeinander angewiesen wären. Hinzu kommt, daß die Zuständigkeiten der Kreisverwaltungen enorm gestiegen sind. Sie haben die gemeindliche Selbstverwaltung schon überundet. Wer das Ausmaß der gestiegenen Bedeutung (und der Auswirkungen) einer Kreisverwaltung einmal drastisch demonstrieren will, gehe in das Artland. Der früher kleine und bedeutungsarme Ort Bersenbrück überspielte, nur weil er Kreissitz wurde, die blühenden Städte Quakenbrück,

Bramsche und Fürstenau — von Ankum ganz zu schweigen.

Man muß zugeben, daß von der verwaltungsmäßigen Einteilung her keinerlei Unterstützung mehr für die Einheit unseres Raumes entsteht. Die Einheit, wenn wir sie behalten wollen, muß bewußt gefördert werden. Das bedeutet, daß niemand sich auf seinen, vom Verwaltungsschema diktierten Interessen-Standpunkt versteifen darf. Aber auch gute Tugenden können irriige Wege gehen. Grundsatztreue und Dickschädel, die sich in „rotbunt of swattbunt“ bewähren, bringen allenfalls eine lustige Komödie zustande. Wenn einer lieber weinen will, kann er ein Trauerspiel daraus machen. Wer aber leben will, der muß Herz, Gefühl und Verstand in das Gleichgewicht der Vernunft bringen. Noch konkreter gesagt, bedeutet es, daß die beiden Kreise nicht mehr Zuständigkeiten an sich ziehen sollten, als unvermeidbar ist. Ballt sich in den Verwaltungen und damit in ihren Sitzstädten alles zusammen, so geraten sie zu häufig in nutzlose Rivalitäten, während die „Provinz“ des Kreises verflacht.

Wir haben Sorgen um die beiden Amtsgerichte Damme und Lönigen. Wir sollten mit Nachdruck darauf bestehen, daß sie erhalten bleiben. Das höhere Schulwesen verträgt durchaus eine weitere Dezentralisation. Insofern ist die Gründung der Friesoyther Oberschule ein hochwichtiges Ereignis. Die weitere wirtschaftliche Erschließung könnte nach den Grundsätzen der Arbeitsteilung vorangetrieben werden. Das verlangt die Abstimmung aller größeren Planungen zwischen Cloppenburg und Vechta. Das geht natürlich nur bei den Vorhaben, bei denen die öffentliche Hand (die Verbände eingeschlossen) beteiligt ist. Man kann sich über Gewerbe-Förderungsmaßnahmen genau so einigen wie über landwirtschaftliche Märkte. Man sollte es tun, bevor die Regierung als Schiedsrichter auftritt. Es ist möglich, das Regierungsstellen heutzutage sehr gern schiedsrichtern. Nach gutem, altem Brauch sollten sie es aber erst tun, wenn die anderen Mittel versagt haben. Eine gute Regierung freut sich über alles, was ohne ihr Eingreifen zustande kommt.

Zu einer Belastungsprobe für unser Münsterland schien der Autobahnbau zu werden. Die Besprechungen im Museumsdorf und in Bremen wiesen die Wege der Verständigung. Hoffentlich führen sie zum Erfolg. Unter Freunden ist die Einigung ein grö-

Berer Triumph als der totale Sieg des einen über den anderen. Und wenn zuviel Energien aufgespeichert worden sein sollten, ist es doch besser, sie für die Hilfe an die betroffenen Landwirte aufzusparen, anstatt einen Streit damit zu heizen. Ein Landverlust ist für jeden Besitzer gleich schwer, einerlei, in welchem Kreise er wohnt. Und die entstehenden kommunalen Sorgen sind auf Gemeindeebene größer als auf Kreisbasis.

Die Beispiele zeigen, daß es nicht leicht ist, die von der Mehrheit unserer Bevölkerung verlangte gemeinsame Politik des Münsterlandes einzuhalten. Eine Reihe durchaus legitimer Interessen schafft Reibungen. Aber sollen wir wegen interner Schwierigkeiten unsere Position insgesamt aufs Spiel setzen? Das will doch niemand. Und die Rolle in Niedersachsen können wir auch nur dann weiterspielen, wenn wir fest zusammenstehen.

Die eingangs erwähnten Schwierigkeiten innerhalb des Oldenburger Landes gehören inzwischen der Geschichte an. Sie sind weit hin überwunden. Die wirtschaftliche Lage Süldenburgs hat sich so gehoben, daß man nicht mehr von einem Gefälle gegenüber dem Norden sprechen kann. Die stammesmäßig und kirchlich bedingte Anhänglichkeit Süldenburgs an Westfalen gilt nirgends mehr als Marotte. Niemand zweifelt daran, daß der gesamte Raum Weser-Ems lieber zu Westfalen gehören würde.

Man fügt sich aber den Gegebenheiten. Interkonfessionelle Vorurteile konnten abgebaut werden. Echt beseitigt wurden sie da, wo die Partner in vollem Respekt miteinander verkehren. Und das ist etwas anderes als indifferenter Mischmasch. Der Süldoldenburger Wegmann gilt unbestritten als der erste Politiker ganz Oldenburgs, und die Wähler von Delmenhorst und der Wesermarsch schickten den Süldoldenburger Dr. Siemer als ihren Vertreter in den Bundestag. Das katholische Süldoldenburg ist es gewesen, das dem führenden evangelischen Christen Dr. Hermann Ehlers den politischen Weg ebnete. Das alles spricht doch dafür, daß die Politik der oldenburgischen Vernunft, die in 150jähriger Geschichte gegolten hat, konsequent weitergegangen wird. Gelingt dieses Werk im Gesamtverbande Oldenburg, so wird es in seinem münsterländischen Teil erst recht erfolgreich bleiben. Aber wir dürfen nicht nur auf Festen und Feiern darüber reden, wir müssen in den Taten unseren Willen beweisen. Die Aufgaben stellen sich nicht nach Gutdünken, sondern in der Gestalt konkreter Probleme. Sie sind Politik! Und der Politik kann sich niemand entziehen. Möge Süldoldenburg ohne Zwang von außen, ganz aus der inneren Kraft, enger zusammenrücken. Die altbewährte Zusammenarbeit ist auch in der Gegenwart der beste Garant für das Wohlergehen unserer Menschen.

Kurt Schmücker MdB

Nicht wie die versunkenen Jahre . . .

Das Kalendererbe von Dr. Heinr. Ottenjann

„Laßt die Schätze nicht vermodern
Unter staubbedeckten Trümmern!
Was nicht an die Sonne kommt,
Muß verdorren, muß verkümmern!“

Hermann Thole

Das lebendige Echo der Kalenderfreunde aus nah und fern ist dem Herausgeber des Heimatkalenders schönster Dank für alle Mühwaltung. Von Anfang an pflegte es sich in einer Fülle persönlicher Zuschriften zu äußern. Diese lieferten dem Gründer des Heimatkalenders überzeugende Beweise, daß die eingeschlagene Grundrichtung stimmte.

So flogen nach dem Erscheinen der beiden letzten Ausgaben, die ich bearbeiten

durfte, auch mir jeweils zahlreiche Briefe auf den Schreibtisch. Nach dem letztjährigen Kalender erreichte mich — nicht von ungefähr — ein besonders denkwürdiges Schreiben. Als Absender zeichnete ein prominenter auswärtiger Kalenderfreund, dessen Wiege im Oldenburger Münsterland gestanden hat. Die Kernsätze aus dem Inhalt mögen zu meinem Thema überleiten:

„ . . . Wie ich dieses schreibe, geht es sicher anderen auch, die im Heimatkalender nicht eines unter vielen Erzeugnissen seiner Art und mehr als ein Jahrbuch für Ihre engere Heimat sehen, was an sich schon bedeutsam genug wäre. Uns ist der Kalender stets eine publizistische Gewalt für die heute



überall gefährdeten Heimatinteressen, also gewissermaßen ein literarisches Ereignis, dem freilich Mißverständnisse nicht erspart bleiben mögen. Dieser Kalender, wie Dr. Ottenjann ihn schuf und Sie ihn fortentwickeln, war seit Beginn unvergleichlich, und alle bisherigen sind nicht wie weggeblasen im Wirbel der heutigen Massenpublizistik, sind nicht wie die versunkenen Jahre . . .“

„Nicht wie die versunkenen Jahre!“ — Das Wort blieb unwillkürlich haften. Es erhielt ungeahntes Gewicht, nachdem Dr. Hein-Ottenjann, unerwartet früh für uns alle, in die Ewigkeit abberufen wurde und uns neben seinem Hauptwerk, dem Museumsdorf in Cloppenburg, ein weiteres vielfältiges Erbe, darunter auch den Heimatkalender, hinterließ. „Nicht wie die versunkenen Jahre!“ In diesem Wort wurde ein seltsam nachhaltiger Ton angeschlagen, der irgendwie unverlierbar fortschwingt.

Tatsächlich konnte der Heimatkalender im ersten Jahrzehnt seines Erscheinens, abgesehen von der wachsenden Breitenwirkung, namhafte Freunde und hervorragende Anerkennung finden. Seine wahre Bedeutung wurde jenseits der Grenzen des Oldenburger Münsterlandes besonders umfassend verstanden, wie auswärtige Leserstimmen anfänglich und später immer wieder bezeugen. Einige davon wurden bereits dem zweiten Kalender voraufgestellt (vgl. H. K. 1953, S. 2). Neben dieser erfreulichen Reaktion der Fachwelt häuften sich ebenso die bejahenden Urteile auch aus unserer münsterländischen Heimat. Gerade sie wurden dem Herausgeber eine vorzügliche Bestätigung für die Richtigkeit des gewählten Weges.

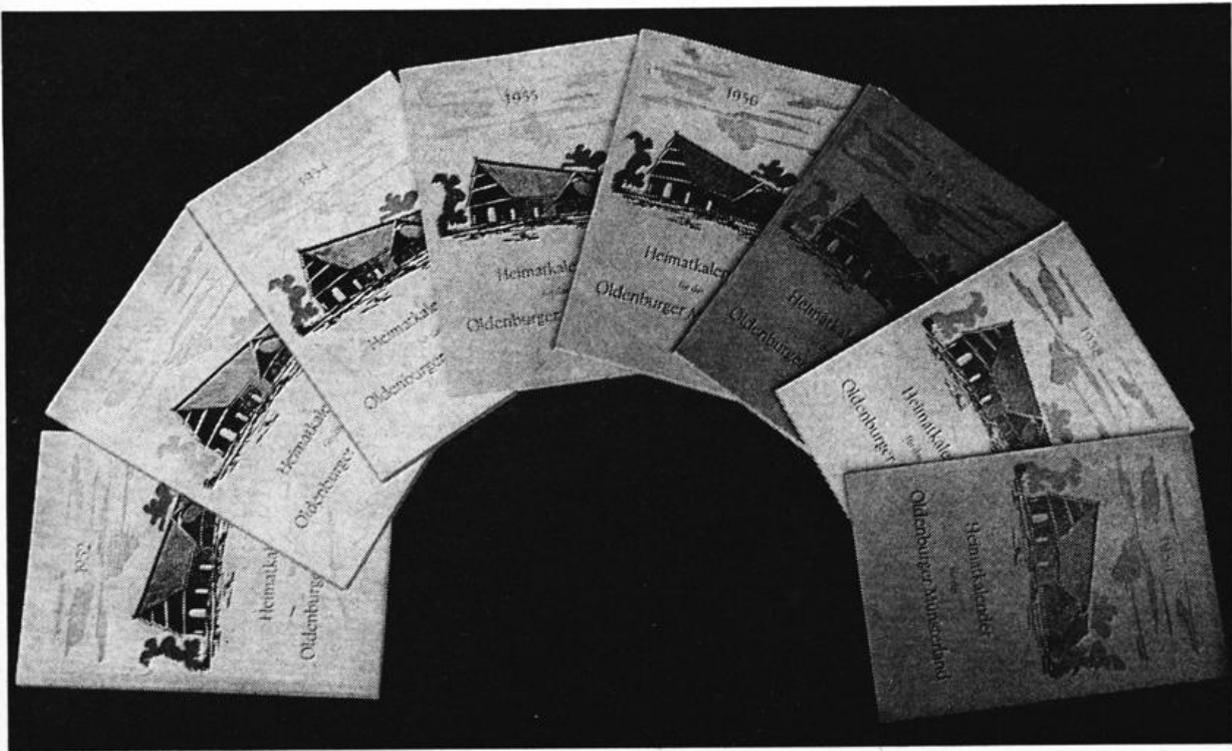
Es gab eigentlich kein Vorbild für das, was Heinrich Ottenjann vorschwebte, als er die Anregung zur Herausgabe eines Heimatkalenders für das Oldenburger Münsterland vortrug (vgl. H. K. 1952, S. 5). Er wies zwar auf das „Vorbild der benachbarten Landschaften“ hin, hatte jedoch nicht die dort herausgebrachten Beispiele, sondern nur die Tatsache ihres Erscheinens im Auge. Sein Grundgedanke zum Kalender entsprang souveräner Einsicht in die kulturpolitischen und erzieherischen Notwendigkeiten einer neuzeitlichen Heimatpflege und war darauf ausgerichtet, „endlich zu einem alle Heimatfreunde in den Kreisen Vechta und Cloppenburg umfassenden Organ zu gelangen“. Auch an ein „Haus- und Schulbuch“ war gedacht.

Der Vorsitzende des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, Bauer Leo Reinke, Bokel, schrieb dann für den ersten Kalender das entsprechende programmatische Geleit: „Mit dem Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland trägt der Heimatbund ein Stück Heimat in die Familien. Zu dem Wort tritt das Bild. Neben dem Ernst kommt der Humor zu seinem Recht. Einen breiten Raum beansprucht die Geschichte der Heimat. Eingestreut finden sich Märchen und Erzählungen. Daß daneben auch die Sprache der Heimat in gebührender Weise berücksichtigt wurde, versteht sich von selbst. Aber auch die Menschen, bemerkenswerte Gestalten der Heimat, sind nicht vergessen. So wird die Vergangenheit wieder lebendig. Aus ihr schöpft die Gegenwart für die Zukunft. Auf diese Weise erfüllt die vorliegende Ausgabe des Heimatbundes das große Anliegen unserer Tage, selbstbewußte, aus Tradition und Landschaft geborene Eigenständigkeit für alle Zeiten zu bewahren“ (vgl. H. K. 1952, S. 3).

Der Herausgeber machte sich die Sache niemals leicht. Er übernahm die Kalenderredaktion zusätzlich neben seiner intensiven musealen Arbeit und seiner wissenschaftlichen Publizistik. Auch verstand er es, einen bunten Mitarbeiterkreis aus alten und jungen, bekannten und unbekanntem Autoren aufzubauen, mit denen er dann engen persönlichen Kontakt suchte und pflegte. Seine Anregungen fielen weithin auf fruchtbaren Boden und brachten schönste Früchte. Der Kalender wurde im besten Sinne zum Spiegel der geistigen Strömungen in unserer Heimat und zum Sammelbecken der schöpferischen heimatliebenden Kräfte in Forschung, Lehre und Dichtung. Der Ehrentitel „Jahrbuch des Münsterlandes“ bestand durchaus zu Recht. Natürlich steckt in jedem Kalender immer auch einiges von der Schwere und Ernsthaftigkeit unseres heimischen Menschenschlages.

Jeder einzelne Kalender konnte freilich nicht alle Autoren, Sachgebiete und Winkel des Münsterlandes in gleicher Weise oder überhaupt zu Worte kommen lassen. Jedoch die fortlaufende Reihe erschloß nach und nach den ganzen Reichtum unserer Heimatlandschaft. Mancher Schatz hätte ungehoben „unter staubbedeckten Trümmern vermodern“ müssen, wenn Dr. Ottenjann ihn nicht im Kalender ans Tageslicht geholt hätte. Mancher abseitige Winkel wäre nicht an die Sonne gekommen ohne die Findigkeit des Herausgebers, der fortwährend auf Ent-





Die ersten acht Kalenderausgaben, die Dr. Heinrich Ottenjann bearbeitete.

Foto: Alwin Schomaker-Langenteilen

deckung ausging, überall ermutigte und vielfach neues Leben weckte. Was im Heimatkalender erschien, rückte auf einen dokumentarischen Platz, anstatt sich irgendwo in der heimischen Tagespresse zu verflüchtigen. Was Hermann Thole mittels der „Heimatblätter“ in der „Oldenburgischen Volkszeitung“ über zwei Jahrzehnte bereits mit Erfolg angestrebt hatte, vollendete Dr. Ottenjann nunmehr auf breiter Basis im Heimatkalender.

In dem Geleit, das ich auf Wunsch des Herausgebers dem Heimatkalender 1958 mitgab, habe ich darüber gesagt: „Wer die Reihe Deiner Vorgänger durchmustert, ist überrascht. Welch ein Weg! Du wurdest ein echter Heimatkalender in Wort und Bild, in Gehalt und Gestalt. Welche Fülle an Begabungen und Talenten unter Deinen Mitarbeitern, von Heinrich Ottenjann trefflich geführt! Welcher Umfang der Interessen und Ziele! Welcher Reichtum und welche Vielfalt des Inhalts! Das geistige Münsterland hat sich in Deinem Spiegel vereinigt. Längst bedurfte es solcher Repräsentation. Deine Seiten bilden endlich das Forum für ein Oldenburger Münsterland, das sich mehr und mehr auf allen Gebieten als Raum mit starker Eigenprägung bewußt wird.“

Die Linienführung des Kalenders zielte inhaltlich auf Niveau und Ausgewogenheit, während sie gestaltlich nach Farbigkeit und

Vielfalt strebte. Entscheidend war die charakteristische Mittellinie zwischen Belehrung und Unterhaltung. Eine abwechslungsreiche Fülle des Wissenswerten aus allen Lebensgebieten der Heimat diente zugleich diesem wohlabgewogenen Zweck. Wer die Reihe der acht Kalender von Dr. Heinrich Ottenjann durchsieht, vermöchte schwerlich zu sagen, was von allem überwiegt. Warmherzige und wissende Heimatliebe verbindet die vielen Seiten der alljährlichen Ausgaben des Kalenders. Sie bildet gleichsam das Band, an dem der Inhalt aufgereiht ist: Bekenntnis und Belehrung, Nachdenklichkeit und Humor, Frohsinn und Kurzweil. „Es ist in wirklich großartiger Weise gelungen, die verschiedenen Interessengebiete und Darstellungsarten zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen“, urteilte ein Kritiker schon über den allerersten Kalender (vgl. H. K. 1953, S. 2).

Franz Kramer, Oldenburg, schrieb: „Sein Inhalt ist vielgestaltig wie die schicksalsvolle Geschichte des Münsterlandes, wie unsere Landschaft im steten Wechsel von Dorf und Stadt, Wald, Feld, Wiesen und Heide und Moor. Die Einzelbilder, die aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Volksbrauch und Werkschaffen gezeichnet sind, fügen sich unter dem Heimatgedanken zu einer großen Einheit zusammen. Der Sinn der Heimatarbeit ist, das gesunde Alte zu

wahren und Neues aus dem richtigen Geiste zu schaffen. Das ist auch die große Doppelaufgabe, die sich der Heimatkalender gestellt hat: Die Quellen des Volkstums sollen klar und ungetrübt weiterfließen und neue Kraftströme in die Gegenwart und Zukunft schicken" (vergl. H. K. 1957, S. 3).

So bergen die einzelnen Ausgaben des Heimatkalenders in der Tat eine stolze Reihe geradezu klassischer Darstellungen, deren zeitlose Aktualität längst anerkannt ist. Wer die bisherigen Kalender einbinden und zu wertvollen Sammelbänden vereinigen ließ, dem springt dieser Reichtum beim Durchblättern der vielen Seiten unmittelbar ins Auge. Alle Ausgaben sind heute noch so jung wie am ersten Tage ihres Erscheinens. Sie atmen Lebendigkeit und Frische und sind in diesem Sinne „nicht wie die versunkenen Jahre“ — — —.

Den weithin klassischen Inhalt umschließt die zeitlose Aktualität des äußeren Gewandes. Es war ein glücklicher Gedanke, den Umschlag mit dem Symbol des Münsterlandes, dem Quatmannshof im Museumsdorf, zu versehen, obwohl er in Schutt und Asche lag. Damals stellte es ein verheißungsvolles Mahnzeichen dar, denn der endgültige Beschluß zum Wiederaufbau des Meisterwerkes heimischer Bauernhausbaukunst war bereits gefaßt. Dieses einprägsame Umschlagmotiv blieb jeweils unverändert. Nur die Farbgebung wechselte.

Auch die innere Ausstattung des Kalenders ging von Anfang an überdurchschnittliche, um nicht zu sagen außergewöhnliche Wege. Das war nicht zuletzt der fruchtbaren Zusammenarbeit des Herausgebers mit dem Verlagsleiter Bernd Frye, Vechta, zu verdanken, der so heimatverbunden fühlte, das Werk stets möglichst gediegen auszustatten. Das heimatliche Kalendarium und die alljährlich wechselnden Monatsbilder sorgen für Stabilität und Abwechslung zugleich. Kaum sonst in einem Kalender dieser Gattung ist solcher Reichtum an Illustrationen, an Karten, Plänen, Zeichnungen, Skizzen und anderen Abbildungen zu finden. Der unvermeidliche Anzeigenteil erscheint im Anhang. Dieser Umstand bewirkt ebenfalls den seriösen Charakter unseres Kalenders.

Es waren insgesamt acht Ausgaben, die Dr. Heinrich Ottenjann persönlich bearbeitete. Sie bildeten bereits eine stattliche Reihe, als er von der Schriftleitung zurücktrat, um sein Schaffen nur noch dem Museumsdorf zu widmen. Der Wiederaufbau des Quatmannshofes, der ihm so sehr

am Herzen lag, stand bevor und nahm die Arbeitskraft des Unermüdligen fast ausschließlich in Anspruch. Es blieb diesem erfüllten Leben einfach keine Zeit und Muße mehr für den Kalender, obwohl derselbe ihm auch ans Herz gewachsen war.

Im übrigen galt die besondere Sorge von Dr. Heinrich Ottenjann den kommerziellen Grundlagen des Kalenders. Er wußte nur zu gut um die materiellen Voraussetzungen jeglicher idealen Arbeit. Mit großem Geschick suchte er überall lebendiges Interesse für den Kalender zu wecken, damit der Abnehmerkreis in ein angemessenes Verhältnis zur Auflage trat. Im Museumsdorf richtete er eine Dauerauslage für sämtliche Jahrgänge des Kalenders ein. Das Bewußtsein des idealen Zweckes des Unternehmens war jedoch stets Hauptmotiv seines Handelns. Dieses Bewußtsein bezog Energie und Tatkraft aus dem gleichen schicksalhaften Lebensantriebe, aus dem das Museumsdorf hervorgegangen ist.

Dr. Heinrich Ottenjann war mir durch fast 30 Jahre ein unschätzbare Mentor, dessen Spuren tief und unauslöschlich, wenn nicht gar richtungweisend in mein publizistisches Schaffen eindringen. Ich durfte allmählich teilnehmen an seinen Freuden und Enttäuschungen, seinen Erfolgen und Sorgen, und erlebte mit ihm manche Höhen und Tiefen seines säkularen Lebenswerkes. Darüber wird später an anderer Stelle im einzelnen mehr zu sagen sein. Ich lernte seine Befürchtungen um das Museumsdorf, um sein wissenschaftliches und geistiges Werk, um die Heimatarbeit und auch um den Heimatkalender in wiederholten Aussprachen kennen. Er wußte aus profunder Einsicht in die geistige Problematik unserer Zeit, daß die Zukunft nicht nur für sein Werk in Cloppenburg, sondern für die Heimatbewegung überhaupt und auch für den Heimatkalender vielerlei Gefahren bereithalte. Er wollte keinen Allerweltskalender von betülicher Harmlosigkeit, aber er wollte ebenso wenig ein Druckerzeugnis voll wissenschaftlich verbrämter Stoffhuberei. Sein Ideal bestand in einer heimatlichen Schrift, die wie unser Münsterland selbst anspruchsvoll und entgegenkommend, geradlinig und abwechslungsreich auftritt. Nach diesem Ideal schuf er unseren Heimatkalender und entwickelte ihn in umfassender Arbeit zu der uns allen vertrauten Gestalt, die wir nun als sein Erbe zu respektieren und als seine Hinterlassenschaft sorgsam zu verwalten haben.

Alwin Schomaker-Langenteilen



»Oll Uerker« un sine Döchter

Tau Anfank van dit Joahrhunnert waohnde in Eythe *), up dei Möhlenstraoten, ein ollen Uhrmaaker, dei in dei ganze Stadt dei „Oll Uerker“ näömt wudde. Uk sine beiden Döchter, dei ledig wassen un sinen Hushölgen versörgenden hedden äöverall Uerkers Jenne un Uerkers Jette. Wägen sin hoget Oeller har Oll Uerker sin Geschäft upgäwen, hei was blot noch ehrenamtlik Stadtkämmerer. Jenne har en klauken Kopp, sei muss dörüm dat Räken un Schriewen för üm verwohren, wat sine hoge Stellunk in dei Gemeinde nödig mök. Oll Uerker was'n ernstet un naohdenklikket Menskenkind. Up sine ollen Daoge kreiseden sine Gedanken boll jümmer üm dat Enne van dei Welt. Jede Ünnerhollung mit üm enede: „Ik mag dat Enne van dei Welt woll nich mehr beläwen, man du ganz sicher!“

Einert gauen Daoges dröp bie Uerkers at'n Blitz ut'n lechten Häwen dei amtlikke Bescheid in, dat Jenne un Jette van einen Verwandten in Amsterdam elk'n halwe Million arwet harren. Up Oll Uerker mök dei Freidenbotschaft gorkien Indruck. Sine düsteren Gedanken ümflattkeden üm uck wiederhen at so unheimlikke Fleermüse. Aober sine beiden Döchter wassen üm so freidigger. Sei glöweden, dat ehr Läbensweg nu maklikker un bäter wüdde.

Domaols kunn man dat Geld nich so licht anleggen at vandaoge, denn et gew noch kiene Konstruktao, kien Isschapp, kien Radio un kien Fernkieken. Uck Musik was noch Mangelwaore. Et schull aobern 'n anern Ton in't Hus kaomen, un dörüm köffden Jenne un Jette eine Dreihörgel, up wekke man dei neiesten Leeder in Plattenform upleggen kunn. Nu klünk et bolle fierlik dör dat stille Hus:

„Im Grunewald, im Grunewald
ist die Holzauktion,
die Holzauktion, die Holzauktion.
Das ganze Fuder Süßholz
kost'n Dahler,
kost'n Dahler. kost'n Dahler,
Links um die Ecke herum,
rechts um die Ecke herum,
Grad in der Mitte ist die Holzauktion.“

Oll Uerkers Döchter wassen verschieden veranlaogt. Jenne, dei midde van dei veiertig was, har'n moje Säle, dorbi aober 'n Figur at en groten, graowen Kerl. Jette was wat manneierlikker un woll tein Jaohr

*) gemeint ist hier Friesoythe

jünger. Sei har'n kindlikweiket Gemäut. Dei beiden wullen nu, wo sei dat väle Geld harren, nich för Paolbörger's Döchter gellen. Nee, sei wullen tau Ehren un Anseihn kaomen un gaue Hiraotsutsichten hebben.

Einert mörgens reiseden sei at schlichte Börger'sdöchter naoh Ollenberg un kömen zaobens, nei inkledet at Fürstendöchter, trügge. Nu wassen ehre Kleder stief van Siede an lank bit up dei Fautspitzen. Up'n Kopp drögen sei en swatten, breitkrämpigen Velourhaut, un üm'n Hals en langet, breiet Pelzwark. Ehr Muff hünk rund un breit up dei lünke Hand. Nu können dei Freiern nich mehr lange utbliewen! In den neien Uptog kunn man sei würklik nich mehr inne Künne kriegen, sei wassen in Ollenberg Weltdaomen wudden. Dei Upwand van dei Döchter was nich naoh Oll Uerker sine Müssen, man hei kunn dei groten Wichter kien Räson mehr biebringen.

Sien Hus gägenöwer, gönsit van dei Straoten, har hei en Goren, dei an den Möhlenkolk grenzede. Dor ant Euwer was sien leiwste Platz, dor har hei en Bank upstellen laoten. Van hier kunn hei dei Möhlenbrüggen, dat Möhlenschott, dei beiden Waoterlöcher un den ganzen Möhlenkolk äowerseihn. Ganz aohne Störunk kunn hei hier siene Gedanken naohgaohn.

Hei dachte doran, wo künstlik dei Tecklenborger Graofen freuher dei Waotermöhlen anlegt und dei Seussen (Söste) midden dör Eythe leitet harren. So munter at'n Bagbäke strömede sei dör dei Stadt. Wekken rieken Fisksägen schickede dei Nördsei bit tau diessen Möhlenkolk! Dei Lakse, dei up ehre Wanderunk drei Meter hoge Hindernisse öwerwinden käänt, kömen bit tau dissen Kolk, un nich wieder. Dat Möhlenschott was so anlegt, dat sei et nich öwerspringen kunnen. Dörüm blewen sei dann in den Kolk staohn.

Dei Uepste van dei Eyther Fisker, Putzer (Friseur) Anton, har in mondlechte Nächte forts bie Uerker siene Bank den Stand. Hier leet hei dei Tütewellen (Netz) in dei Seussen un trükk in eine Nacht faoken mehrere Lakse an Land. En Laks wett bit tau 1,6 Meter lank un bit tau 80 Pond schwor. Hei hört tau dei Edelfiske un wett dör betaolt. Putzer stelde uck Settangeln. Einmaol füng hei'n Häkt van 40 Pond.

Man dat was allet noch nix. Annewendeln Jungs harren neilik in Schraowenkuh-



len einen Stör fungen van 336 Pund. Dei Fisk ret dei ganze Tütewellen mit sick. Nu sprüngen dei Jungs mit Förken und Krabbers inne Seussen un drewen den Fisk so meue, dat hei sich maklik an Land trekken let. Hier wudde hei dann schlächtet, upschlippet un utnaohmen. 80 Pund Rogen (Fiskeier) leten sei up't Euwer liggen un schläpeden den 5—6 Meter langen Fisk naoh ehr Hus hen. Den annern Dag wudde hei an eine Fiskhandlunk in Ollenburg dör verköfft. Dei Rogen wassen dat Wertvullste an den Fisk. Sei wassen at echten Kaviar eine düre Delikatesse. Aober wat kenneden schlichte Fiskerlue van Delikatessen? Vull Lue in Eythe wüssen bäter Bescheid. Sei hölen mit Emmers dei Rogen weg, reinigenden sei un bestreienden sei mit Solt. Dorut harren dei Glückliken den besten Kaviar. Dei Fiskers harren noch einen groten Schaoden hat, denn ein tweede Stör, van glicke Größe, was naoh 'n harden Kampf leider in Richtung Nordsei wegkaomen.

Dei Gedanken an den rieken Fiskfang möken Oll Uerker för kotte Tied ganz munter. Man bolle wudde hei weer trurig, sine Gedanken wanderden weer nao dat Enne van dei Welt. Plötzlik schrekkede dei harte Stimme van Jenne üm up. Sei röp ut't Fenster: „Pape! Pape! Inkaomen! Dei Braotkattuffeln bünt gooor!“ Nu trieselde Oll Uerker lanksaom naoh Huse tau.

Dei Naohricht van Uerkers grote Arwuschupp sprök sik in Eythe immer mehr rund. Bolle köm eine ganze Riege van Freiern un hült üm dei Hand van Jenne of Jette an. Dei Wichter nöhmen alle enkeln up den Kieker, und lähnden dei Lichtschinken aff, wiel disse dör dei Hieraot oahne Meite tau Geld kaomen wullen.

Einert Daoges söh man in Eythe en Amerikaoner lopen in lechten Sömmeranzug, mit hogen Stehkraogen, breide Handmannschetten un mit'n Panamahaut. In siene Begleitung wassen twei grote, witt- und schwattplakkete Windhunde. Dei grötste Windhund scheen hei süws tau wäsen. Hei har uck van dei grote Arwuschupp hört un söchte nu Anschluß an dei Uerkersdöchter. Boll schull hei Gelägenheit dortau finden.

Ende Juli was Schützenfest, dat Eyter Naotionaolfest. Jeden Eyther schleit dat Hart höger, wenn dei blot dat Wort „Schützenfest“ hört. Jenne un Jette harren tau Ehren van den Dag ehren vullen Staot anlegt un ehren Goldbehank ümmedaohn. Up'n Schützenplatz funnen sei Gelägenheit, an

den Börgermestersdisk tau kaomen. Boll fünd sick dei Amerikaoner in. Hei stelledde sick vör at Söhnen van dütske Oellern un freide sik angäwlik, dat hei hier ein Fest naoh dütsken Bruk un Herkaomen kennen leren kunn.

At hei an'n Disk seet, schmeet hei sofort en Oge up Jette un knippögede ehr tau. Sei müss forts dei groten Hunde striekeln. Um tau imponeiern bestelledde hei bi den Teltweert Freibeier för ale Gäste. Dann mietede hei dei Mallemöhlen un leet ale Lue twei Naomidaoge ümzüss feuern. Dorup günk hei in dat beste Kaukentelt un bestelledde einen groten Barg verschiedene Kauken för den Börgermestersdisk. Dei Börgermester was all afropen.

Dei Amerikaoner köm wer an den Disk. Hei sedde sick Jette gägenöwer un frög: „Ist der König schon ausgerufen?“ At dei Daomen dat verneinden, seg hei hochmäudig: „In Deutschland hat man mit dem Kaiser oder König viel im Sinn. In Amerika ist es besser, denn dort ist jeder Mensch ein König.“ Dann flüsterde hei dei Daomen tau: „Wo wir hier unter uns sitzen, sage ich Ihnen ganz vertraulich, daß ich eine deutsche Ehefrau suche.“ Nu mök hei verleifte Ogen naoh Jette tau un seg: „Was werden meine Eltern staunen, wenn ich vom Friesoyther Schützenfest eine liebe Frau heimführe.“

Dat günk Jette doch tau wiet, un sei dochte: Dat fählt uck noch, dat ick mit Musjö Schumschläger äöwer den groten Pöl feure, un hei dann günsiet min Geld verjuxt.

At hei einen Ogenblick weggünk, flüsterde sei Jenne tau: „Wo werd wi den Windhund quit? Hei brink us glieks Verlägenheiten wi mäöt weg.“ At hei nu trügge köm, seggeden sei üm ganz kolt „Adjüs“, sei müssen dringend naoh Hus hen, und güngen.

Dor har hei nich mit räket, et was, at wenn hei'n Schlag kreeg. Um bleew vör Schreck dei Spraoke weg.

Unnerwägs seg Jenne: „Du, nu sittet dei drei Windhunde allein achter den Kaukenbag.“ Immer weer müssen sei lachen, wenn sei doran dochten.

Alet Unglück in dei Leiwe mök dei beiden Süsters nich mißmäudig. Sei wüssen, dat sei up da Hieraoten nicht anwieset wassen. Wenn et Gottes Wille was, dat sei ledig bliewen schullen, wullen sei sick dormit offinnen. Um ale düsteren Gedanken tau verdriewen, leggeden sei en lustige Platte up dei Dreihörgel. Am leiwesten hörden sei ein Leiweslied mit den Schlußvers:



„Lütke dau du't man, Lütke dau du't man,
Nimm du den scheiwen Schauster Jan.“

Dit lustige Lied leet Kummer un Sörge
vergäten!

So at Sünnenschien un Rügen wesselt, so
ändernden sick boll dei Lävendaoge van
Uerkers. Sei bewägeden sick naoh dei dü-
stere Siet. Den Glöwen an ein bäteret Läv-
wen un an bättere Hieraotsutsichten harren
dei Wichter ganz verloren. Bolle wudde et
pikkendüster int Hus, at dei Knaokenkerl
„Dood“ mit sine schapen Zeissen köm un
erst Oll Uerker und wat läöter uck Uerkers
Jenne wegmeihede.

Nu was Jette allein in dat grote Hus.
Jüst har sei dat Vermögen van ehre Süster
dortau arwet, dor köm en gierigen Wulf dei
Inflaotion, um nöhm ehr alet weg. Jette war
uck nu noch nich verdraoten. Längere Tied

Ut Seelterlound

Aal tou stroam is uk nit goud

Oolde Wilke fertäälde uus fon dän näije
Pestor. Die oolde waas fersät un älk in't
Tärp waas nu näischierich, wät foar aan se
wil wierkreegen.

Al in de eerste Preetenje hieden doo
Ljuude herute, dät hie wät stroam un juust
waas. So as dät dan is „näije Heeren, näije
Heeke“, hied hie uk dät Särkgungen mäi rää-
geld. Neemens schuul moor tou leet kuume
in de Särke. Dät moaste fluks ours wäide, so
schuul dät nit färre gunge. Mäd dän Klok-
kensleek moaste älk in de Särke weese un
die Lääste juu Särkdoore toudwoo. Dät
duurde wil twoo Mounde, dät doo Ljuude
sik deeran woand hieden.

Man wät Goad druum diede, hie liet dän
Pestor un de Huushollerske ap 'n Sundai
fersläipe. As juu Klokke soogen sluuch un
die lääste Särkgunger juu Doore toumoa-
kede, woakede die Pestor ap fon dät Laiden.
Wät waas nu tou dwoon, hie wäl sälwen
daach silärge nit tou leet kuume. Doo koom
him 'n gouden af 'n läipen Ienfal. Hie look
sik gaau oun, as wan hie int „Wiete“ fon 'n
Kroanken koom. Wan hie deermäd de Gong
uumhooch geen, kuden doo Ljuude ja
meeen, dät hie ap n Fersjoogong fon 'n
Kroanken koom.

As hie de Gong hooch stapte, fängen doo
Ljuude oun tou gniffeljen. As hie in de
Gärkoomer koom, laacheden doo Misbitjoner
un uk de Koaster. „Wät häbe jie tou laach-
jen?“, fräigede die Pestor. „Oach, Heer
Pestor, jou Buksedrachten sluree bääte jou
ien.“
Hermann Janssen

naoh dei Stawefälle kreeg sei weer dei Drei-
örgel ut't Schapp un let se spälen:

„Fischerin du kleine,
Fahre nicht alleine,
Fahre nicht im Sturmgebraus
Auf das wilde Meer hinaus.“

At Jette äöwer dat Lied naohdachte,
köm sei tau dei Insicht, dat sei süws dei
arme Fischerin was, dei so alleine in ehr
Lävenschipp up dat wiede, wilde Meer
drew. Man sei was nich so arm un verlaot-
ten, at et utsög.

Sei har midden up ehr Lävenschipp hoch
upplantet den Mast van'n Glowen, un sei
har den Kumpas up den Heergott instellt.
Dorüm bröken sick dei Wellen van't Schick-
saol an den Kiel van ehr Schipp, at Waoter
sick an Felsen breck.

Fritz Bitter

Aus dem Saterlande

Allzu streng ist auch nicht gut

Der alte Wilke erzählte uns von dem
neuen Herrn Pfarrer. Der frühere war versetzt,
und jeder im Dorfe war neugierig, was für
einen sie wohl wieder kriegten.

Schon in der ersten Predigt hatten die
Leute empfunden, daß er etwas streng und
pünktlich sei. So wie das denn ist: „Neue
Herren, neue Pforten“, hatte er auch den
Kirchgang neu geregelt. Keiner dürfe mehr
zu spät kommen zum Gottesdienst. Das
mußte gleich anders werden, so sollte das
nicht weitergehen. Mit dem Glockenschlag
sollte jeder in der Kirche sein und der Letzte
die Kirchentüre schließen. Es dauerte wohl
zwei Monate, bis sich die Leute daran ge-
wöhnt hatten.

Aber was Gott drum tat, er ließ den Herrn
Pfarrer und die Haushälterin auf einem
Sonntag verschlafen. Als die Glocke sieben
Uhr schlug und der letzte Kirchgänger die
Türe schloß, wachte der Herr Pfarrer auf
vom Läuten. Was konnte er jetzt tun? Er
wollte doch selbst niemals zu spät kommen.
Da kam ihm ein guter oder schlechter Ein-
fall. Er zog sich schnell an, als wenn er in
„Weiß“ von einem Kranken kam. Wenn er
damit den Gang hoch gehe, könnten die
Leute ja glauben, daß er von einem Verseh-
gang komme.

Als er den Gang entlangging, fingen die
Leute an zu lächeln. Als er in die Sakristei
kam, lachten die Meßdiener und auch der
Küster. „Was habt ihr zu lachen?“ „Ach,
Herr Pastor, ihre Hosenträger schleppen
nach.“
Hermann Janssen

Das Interglazial von Hagen

Durch die umfangreiche Bohrtätigkeit der Oldenburgischen Erdöl GmbH. im Südoldenburger Land hat sich das geologische Bild dieses Gebietes in den letzten Jahren und Jahrzehnten zum Teil sehr gewandelt.

Da die Deckgebirgsschichten zumeist mit in die geologische Bearbeitung einbezogen wurden — und Brunnenbohrungen, die in der Nähe von Tiefbohrungen für die Wasserversorgung vielfach niedergebracht werden mußten, lieferten zumeist ein recht detailliertes Bild der obersten Schichtenfolgen —, hat sich auch die Vorstellung über die Ausbildung und Verbreitung zwischenzeitlicher Süßwasserablagerungen gefestigt. So konnte bereits 1953 Herr Dr. W. Hartung unter Auswertung der damaligen Bohrergebnisse und Arbeiten einen recht guten Überblick über die Sedimente geben, die sich im Bereich Quakenbrück/Dinklage nach der Saalevereisung gebildet und als „Quakenbrücker Interglazial“ vielseitiges wissenschaftliches Interesse gefunden haben.

Inzwischen steht aus dem gesamten Raume ein reiches Material an Proben zur Ver-

fügung, und besonders die Erdölbohrungen von Hagen (südwestlich Vechta) haben sehr interessante Ergebnisse gebracht. Vor allem Hagen 1 bis 4 trafen eine rel. reiche interglaziale Fauna und Flora an. Bei den erbohrten zwischeneiszeitlichen Schichten handelt es sich um graue, graugrünliche und graubraune Tone, Tonmergel und Mergel, die sich vor allem in ihrem Kalkgehalt von dem z. T. völlig karbonatfreien Faulschlamm des Dinklager Gebietes unterscheiden (Hagen 2 Kalkgehalt 49 Prozent) und wohl eher mit dem Faulschlammkalk zu vergleichen sind, der 1927 in einer Bohrung der Geologischen Landesanstalt bei Quakenbrück beschrieben wurde.

Natürlich wird es sich beim Interglazial von Hagen nicht um ein isoliertes Vorkommen handeln, sondern um ein Teilbecken des größeren Quakenbrücker Interglazials. Mit der Bohrung Bokern, in welcher ein typischer dunkelgraubrauner und grünlicher kalkfreier Faulschlamm mit Pflanzenresten in einer Teufe von 20 bis 23 m festgestellt wurde, ist hier die Verbindung gegeben. Es ist nach den bisherigen Ergebnissen aber nicht wahr-





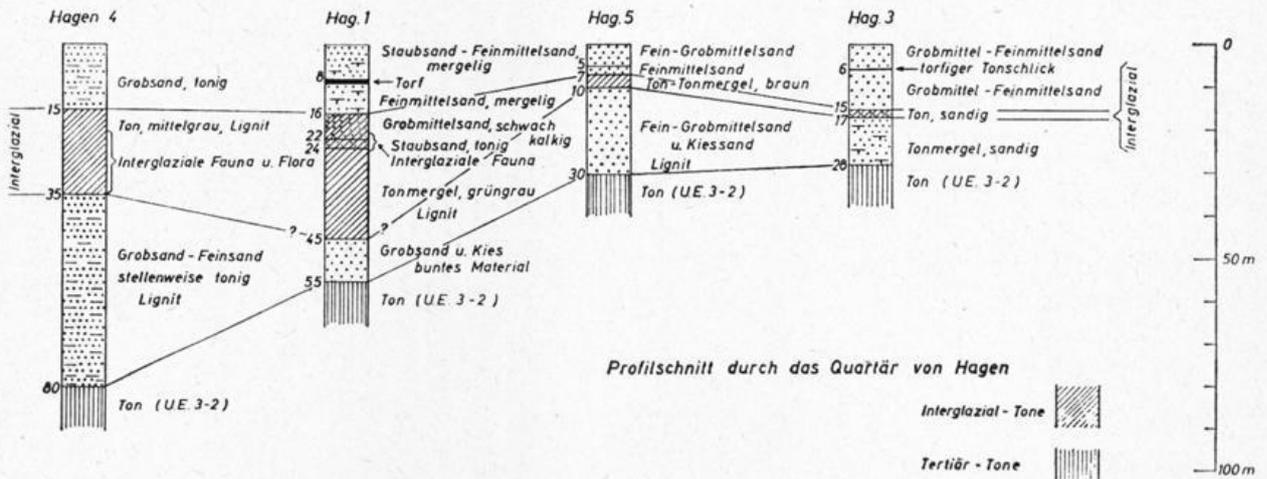
scheinlich, *) daß zwischen dem Interglazial von Hagen und dem Interglazial von Wildeshausen ein räumlicher Zusammenhang besteht.

Nordwestlich von Quakenbrück konnte das Quakenbrücker Interglazial inzwischen in einigen Löningen-Bohrungen nachgewiesen werden, hier aber bisher ohne Fauna und Flora. Die seinerzeit von Herrn Dr. Hartung entworfene Verbreitungskarte

*) Unterlagen über Brunnenbohrungen, die mir von Herrn Dr. Oswald Rohling OP. freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurden, bestätigen dies.

wurde nach den neuesten Ergebnissen ergänzt und kommt in der abgeänderten Form zur Darstellung (s. a. Hartung, W., Zur Kenntnis des Interglazials von Quakenbrück und seine weitere Verbreitung im Kreis Bersenbrück und Südoldenburg, Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft, Band 105, S. 95, Hannover 1954).

Der Oldenburgischen Erdöl GmbH. (Gewerkschaft Brigitta und Mobil Oil AG.) danke ich für die Genehmigung zur Veröffentlichung.
Dr. H. Schettler



Ein Leben für ein Werk

Dr. Heinrich Ottenjann, dem Gründer des Museumsdorfes zum Gedenken

Am 16. Mai 1961 starb Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann, Cloppenburg, nach kurzer Krankheit. Am Tage vor dem Pfingstfest, am 20. Mai 1961, versammelten sich die Heimatfreunde aus dem ganzen niederdeutschen Raume, um Abschied zu nehmen von dem Toten, der zum letzten Male unter dem Einfahrtstor des Quatmannshofes ruhte, jenes gewaltigen, trotzigem Bauwerkes Südoldenburger Bauernkultur, dessen Wiedererrichtung Dr. Heinrich Ottenjann noch erleben durfte. Worte des Abschieds und des Dankes sprachen Fabrikant Reinhold Niermann als Vorsitzender des Kuratoriums „Stiftung Museumsdorf Cloppenburg“, Ministerialdirigent Dr. Rönnebeck-Hannover für die Landesregierung, Landtagsabgeordneter Bauer Leo Reinke-Bokel als Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, Dr. Riepenhausen-Münster für den Westfälischen Heimatbund, Prof. Sprenger-Oldenburg für den Präsidenten des Verwaltungsbezirkes, Oberstudiendirektor Dr. Gertzen für das Clemens-August-Gymnasium Cloppenburg, Kreisveterinärarzt Dr. Vaessen für den CV und Bürgermeister Hermann Witte für die Stadt Cloppenburg.

Wer die Hauptphasen des Lebenswerkes Heinrich Ottenjanns darstellt, der zeichnet auch zugleich das Wesen und Werden des Museumsdorfes in Cloppenburg, so untrennbar sind Mensch und Werk miteinander verbunden.

Mehr als vier Jahrzehnte hat Dr. Ottenjann mit seiner ganzen Kraft in unvorstellbarer Gradlinigkeit und mit steigender Fülle seine Idee zu verwirklichen gesucht.

Der Gedanke, ein Heimatmuseum im Oldenburger Münsterland zu gründen, tauchte schon vor dem ersten Weltkrieg auf. Der damalige Landtagsabgeordnete Apotheker König schlug im Jahre 1911 dem Amtsrat in Cloppenburg die Errichtung eines Heimatmuseums vor. Auch der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland, der am 8. Dezember 1919 gegründet wurde, setzte sich für diesen Plan ein. Am 12. Dezember 1921 bildete sich in Cloppenburg unter dem Vorsitz von Amtshauptmann Dr. Willers ein Museumsverein, der am 30. Dezember die Öffentlichkeit zur Mitarbeit aufrief. Es heißt in dem Aufruf u. a.: „Der Verein setzt sich zum Ziele, Altertümer jeglicher

Art, alles, was Kunde gibt von der Geschichte der Heimat, von der Väter und Vorfäter Geschick, ihrem Wesen, Denken, Fühlen, Wollen und Tun, zu sammeln, zu sichten und zu bergen.“ Die gesammelten Stücke wurden vorerst in den geräumigen Fluren des Staatlichen Realgymnasiums untergebracht. Um die Kräfte nicht zu zersplittern, suchten Heimatbund und Museumsverein nach einer gemeinsamen Lösung. Auf der außerordentlichen Generalversammlung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland am 5. März 1922 in Schwichteler beschlossen die beiden Organisationen, in enger Zusammenarbeit miteinander ein Heimatmuseum zu errichten und der Neugründung die Form einer Stiftung zu geben. Am 19. März 1922 wurde die Stiftung „Heimatmuseum für das Oldenburger Münsterland“ mit dem Sitz in Cloppenburg errichtet und am 9. Juni 1922 durch das Ministerium des Innern in Oldenburg genehmigt. Im Jahre 1926 erhielt das Museum die größte vorgeschichtliche Sammlung des Münsterlandes, die der Eigentümer Apotheker König dem Heimatmuseum vermacht hatte, einverleibt. Am Peter- und Paulstage 1926 wurde das Museum feierlich eröffnet; es war noch jung, aber doch reichhaltig und vielgestaltig genug, um ein Bild der Geschichte und der Kultur des Münsterlandes zu zeigen.

Entscheidend für die Weiterentwicklung des Museums ist die Tatsache, daß ein Mann das Werk leitete, der erkannte, daß noch viele Einzelstücke in den Bauernhäusern des Oldenburger Münsterlandes und der benachbarten Kreise von einer hohen Kultur der ländlichen Bevölkerung in der Vergangenheit zeugten, und es allerhöchste Zeit sei, diese Stücke dem Lande zu erhalten; er erkannte aber auch, daß es nicht genüge, die einzelnen Teile in einem Museumsgebäude nebeneinander und zueinander zu ordnen, sondern daß ein weiträumig angelegtes Dorf mit den einzelnen Bauernhaustypen, ein Museumsdorf, geschaffen werden müsse. Das waren die Pläne von Dr. Ottenjann; sie haben seiner Arbeit Richtung und Ziel gegeben. Noch war ein weiter Weg bis zur Verwirklichung; noch mußte in mühevoller, beschwerlicher Kleinarbeit jedes einzelne Stück herbeigetragen werden, mußte Dr. Ottenjann von Haus zu



Ruf zur Mutter der Gnaden?

von Elisabeth Reinke

*Mutter — Deine treuen Hände
hebe gnädig auf, und wende
diese Not von unserm Land!
Mußt nur Deinen Segen spenden. —
Schon wird Hoffnung allerenden
und das Gaun'n durch Trost gebannt.*

Haus ziehen, von Bauerschaft zu Bauerschaft fahren, um die einzelnen Stücke für das Museum zu erwerben, oft auch sie vor Verlust zu bewahren. Die Schüler des Realgymnasiums waren treue Helfer. Wohl standen dem Heimatmuseum Geldmittel zur Verfügung — von der Stadt Cloppenburg, von den Amtsverbänden Cloppenburg und Vechta, vom Ministerium und von den Heimatvereinen; aber sie reichten nicht zum schnellen Handeln.

Wie unermeßlich schwierig die Arbeit war, zeigt wohl am besten die Tatsache, daß Dr. Ottenjann von 1922 bis 1930 alle Arbeiten neben seinem Beruf als Studienrat erledigen mußte, daß ihm ein Urlaub für den Ausbau des Heimatmuseums wegen der Ungunst der Zeit in den Jahren um 1930 nicht gewährt werden konnte.

Der unbeugsame Wille Dr. Ottenjanns, sein klarer Blick für Sinn und Bedeutung der Arbeit zum Wohle der Heimat und seine fast erschreckende Konsequenz im Einsatz für das Heimatmuseum erreichten, daß Tag um Tag die Sammlungen wuchsen, so daß das Realgymnasium die reichen Schätze nicht mehr aufnehmen konnte. Ein Museum bauen? Nein — ein Museumsdorf sollte entstehen, ein Dorf, in dem die einzelnen Typen des niedersächsischen Bauernhauses zu einer Dorfanlage gruppiert und die Wohnstätten mit Bauernmöbeln, Einrichtungsgegenständen und landeigenem Schmuck ausgestattet werden sollten.

Ende des Jahres 1933 entwickelte Dr. Ottenjann seine Pläne vor maßgebenden Vertretern staatlicher Behörden; sie fanden Zustimmung. Das Museumsdorf konnte gebaut werden.

Das Gelände hatte Dr. Ottenjann bereits ausgesucht, es war ein 15 ha großes, anmooriges Areal in der Soesteniederung hinter dem Jammertal in Cloppenburg, unwirtlich damals und für eine Bebauung kaum geeignet; heute ist es das Gelände des Museumsdorfes. Am 20. August 1934 wurde der erste Spatenstich getan.

Der Anfang war gemacht. Bald kamen die ersten Gebäude, allen voran das Haus des Bauern Quatmann aus Elsten. Mit dem Erwerb des Hauses begann eine neue Arbeit: Es sollte möglichst im Urzustand, frei von allen späteren Veränderungen, in alter Pracht und Schönheit wieder erstehen. Aus dem Sammler von Altertümern war schon längst der Forscher geworden; nun mußte er auch noch Baumeister werden. Es ist Dr. Ottenjann durch stete Beobachtung und unendliche Kleinarbeit beim Abbruch und Aufbau der vielen Häusereinheiten gelungen, einen entscheidenden Beitrag zur Bauernhausforschung zu leisten.

Im Sommer 1935 fand aus Anlaß der 500-Jahr-Feier der Stadt Cloppenburg das Richtfest des stolzen Quatmannshofes statt. Für den Schreiber dieser Zeilen gehört dieser Tag zu den schönsten Erinnerungen an das Werden des Museumsdorfes. In der strahlenden Sonne stand das Holzgefüge des Quatmannshofes in gewaltigem Ausmaße, 200 cbm Eichenholz waren verbunden in den Ständern, den Sparren, den Trägern und der Dachkonstruktion mit dem wundervoll ausgeglichenen Giebel — wie aus dem Boden gewachsen, ein Stück des Landes, behäbig und trotzig zugleich, stolz wie die Eichenwälder des Münsterlandes. Auch dieser feste Bau war wie alles Irdische vergänglich. In den Wirren der letzten Kriegstage 1945 sank die Herrlichkeit in Schutt und Asche.

Andere Gebäuden fanden ihren Platz im Museumsdorf; es seien nur erwähnt die Burg Arkenstede, die am 25. 7. 1937 eingeweiht werden konnte und heute als Museum und Verwaltungsgebäude dient; der Hoffmannshof, im Herbst 1938 errichtet, der Typ des Bauernhauses des nördlichen Münsterlandes; die Bokeler Mühle, eine Turmwindmühle oder Achtkantwindmühle.

Als der zweite Weltkrieg begann, standen bereits 20 Gebäude. Während des Krieges konnte ihre Zahl nicht vermehrt werden; die Arbeit galt währenddessen der inneren Ausgestaltung des Dorfes.

Dann kam der 13. April 1945, der Unglückstag, an dem durch Artilleriebeschuß der Quatmannshof und sechs Nebengebäude in Brand gerieten und vernichtet wurden.

Eine harte Zeit folgte; trotz aller Enttäuschungen verzagte Dr. Ottenjann nicht, seine Zähigkeit siegte; der weitere Ausbau konnte fortgesetzt werden. Träger des Museumsdorfes blieb nach Auflösung des Landes Oldenburg der Landesfürsorgever-



band bis zur Errichtung der Stiftung Museumsdorf im Jahre 1961. Er hat stets wohlwollend und helfend zum Museumsdorf gestanden und den Ausbau nach Kräften gefördert.

Im Jahre 1950 wurde Dr Ottenjann der Titel „Museumsdirektor“ verliehen.

Ende 1951 war der „Haakenhof“ fertiggestellt, der Typ eines Vierständerhauses aus Cappeln; 1954 folgte das Torhaus. 1955 konnte der „Dorfkrug“ eingeweiht werden.

In schwieriger Arbeit ist der Meierhof aus Lahr bei Goldenstedt als stolzes Bauwerk in eine ideale Gaststätte umgewandelt worden. 1961 ist das Saterhaus aus Hollenermoor vollendet worden. Auf dem Gelände des Museumsdorfes lagert schon das Holzwerk für mehr als zehn landwirtschaftliche Gebäude.

Am 20. Februar 1956 bereitete die Heimat Dr. Ottenjann zu seinem 70. Geburtstag (am 19. 2.) eine ehrende Feierstunde; Vertreter der Behörden und Heimatorganisationen sprachen dem Jubilar ihre Glückwünsche aus. Die Stadt Cloppenburg ernannte ihn zum Ehrenbürger. Auch diese Feierstunde zeigte, daß das Museumsdorf im In- und Auslande Anerkennung gefunden hatte, Anerkennung als das größte Freilichtmuseum Deutschlands.

Eine Lücke mußte noch geschlossen werden; der Quatmannshof sollte wiedererstanden. In den „Festtagen der Heimat“ in Cloppenburg verkündete der Vorsitzende des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, Bauer Leo Reinke-Bokel, am 10. August 1952 mit den Worten: „Der neue Quatmannshof ist schon da; er wächst in unseren Wäldern“, den Beginn einer Aktion zur Wiedererrichtung des stolzen Bauernhauses. Im Frühjahr 1959 konnte der Bau beginnen. Das Richtfest am 22. September 1959 gestaltete sich zu einer gewaltigen Kundgebung für Museumsdirektor Dr. Ottenjann. Ministerpräsident Kopf überreichte ihm das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik, nachdem Dr. Ottenjann bereits am 5. Juni 1954 das Steckkreuz erhalten hatte. Gleichzeitig gab der Ministerpräsident die Errichtung der „Stiftung Museumsdorf Cloppenburg“ bekannt; der Beschluß des niedersächsischen Landesministeriums wurde am 21. 3. 1961 im niedersächsischen Gesetz- und Verordnungsblatt veröffentlicht.

1960 war der Quatmannshof fertiggestellt; Ende 1961 werden auch die Nebengebäude wieder stehen.

Mit dem äußeren Aufbau des Museumsdorfes war die Arbeit nur zum kleinen Teile getan; die innere Ausgestaltung und die Auswertung der Sammlungen und der Beobachtungen beim Häuserbau erforderten starke Kräfte. Seine reichen Kenntnisse und außerordentlich vielfältigen Erfahrungen hat Dr. Ottenjann in Hunderten von Abhandlungen in Zeitungen und Zeitschriften und vor allem in seinen Schriften und Büchern niedergelegt. Uneingeschränkte Anerkennung in der Fachpresse des In- und Auslandes haben die Standardwerke über das Museumsdorf, über das Marienbild in der plastischen Kunst des Oldenburger Münsterlandes und über alte deutsche Bauernmöbel gefunden.

Viele Enttäuschungen hat der Schöpfer des Museumsdorfes erlebt; aber es standen ihm auch viele bekannte und unbekannte Freunde und Gönner zur Seite; sonst hätte er die großartige Leistung und umfangreiche Anlage des Dorfes mit den reichen Schätzen nicht schaffen können. Daß seine Arbeit in Fachkreisen anerkannt wurde, zeigen die vielen Berufungen als Beiratsmitglied oder die Ernennung zum Ehrenmitglied in bedeutenden heimatgeschichtlichen Organisationen.

Am 20. Februar 1961 fand im Dorfkrug des Museumsdorfes die Feier des 75. Geburtstages statt, zu der von weit und breit Wissenschaftler, Männer und Frauen der Heimatbewegung und staatlicher und kommunaler Behörden und als Vertreter der Kirche der Bischöflich Münstersche Offizial, Prälat Grafenhorst und Prälat Morthorst nach Cloppenburg gekommen waren. Aus allen Ansprachen klangen Begeisterung für den Schöpfer des Museumsdorfes, Dank für die hier vollbrachte Leistung und der Wille zur Förderung des großen heimatlichen Werkes.

Drei Monate später, am 16. Mai 1961, starb Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann. Am Begräbnistage ruhte er zum letzten Male unter dem wuchtigen Giebel des Quatmannshofes, der im Hauptbalken die Inschrift trägt:

„Wer Gott Fürchtet Durch Steten Fleiß
Der Wird Gesegnet Immer:
Auch Der Sein Haus Der Jugend Weis't
Fehlet In Dem Geschäfte Nimmer:
Der Seine Schicksale Von Dem Höchsten
Nimmt,
Und Aufrichtigkeit Mit Dem Nächsten
Stimmt:
Dem Ist Der Herr Der Schirmer.“



Ruf zur Mutter der Gnaden?

von Elisabeth Reinke

*Mutter — Deine treuen Hände
hebe gnädig auf, und wende
diese Not von unserm Land!
Mußt nur Deinen Segen spenden. —
Schon wird Hoffnung allerenden
und das Gaun'n durch Trost gebannt.*

Haus ziehen, von Bauerschaft zu Bauerschaft fahren, um die einzelnen Stücke für das Museum zu erwerben, oft auch sie vor Verlust zu bewahren. Die Schüler des Realgymnasiums waren treue Helfer. Wohl standen dem Heimatmuseum Geldmittel zur Verfügung — von der Stadt Cloppenburg, von den Amtsverbänden Cloppenburg und Vechta, vom Ministerium und von den Heimatvereinen; aber sie reichten nicht zum schnellen Handeln.

Wie unermeßlich schwierig die Arbeit war, zeigt wohl am besten die Tatsache, daß Dr. Ottenjann von 1922 bis 1930 alle Arbeiten neben seinem Beruf als Studienrat erledigen mußte, daß ihm ein Urlaub für den Ausbau des Heimatmuseums wegen der Ungunst der Zeit in den Jahren um 1930 nicht gewährt werden konnte.

Der unbeugsame Wille Dr. Ottenjanns, sein klarer Blick für Sinn und Bedeutung der Arbeit zum Wohle der Heimat und seine fast erschreckende Konsequenz im Einsatz für das Heimatmuseum erreichten, daß Tag um Tag die Sammlungen wuchsen, so daß das Realgymnasium die reichen Schätze nicht mehr aufnehmen konnte. Ein Museum bauen? Nein — ein Museumsdorf sollte entstehen, ein Dorf, in dem die einzelnen Typen des niedersächsischen Bauernhauses zu einer Dorfanlage gruppiert und die Wohnstätten mit Bauernmöbeln, Einrichtungsgegenständen und landeigenem Schmuck ausgestattet werden sollten.

Ende des Jahres 1933 entwickelte Dr. Ottenjann seine Pläne vor maßgebenden Vertretern staatlicher Behörden; sie fanden Zustimmung. Das Museumsdorf konnte gebaut werden.

Das Gelände hatte Dr. Ottenjann bereits ausgesucht, es war ein 15 ha großes, anmooriges Areal in der Soesteniederung hinter dem Jammertal in Cloppenburg, unwirtlich damals und für eine Bebauung kaum geeignet; heute ist es das Gelände des Museumsdorfes. Am 20. August 1934 wurde der erste Spatenstich getan.

Der Anfang war gemacht. Bald kamen die ersten Gebäude, allen voran das Haus des Bauern Quatmann aus Elsten. Mit dem Erwerb des Hauses begann eine neue Arbeit: Es sollte möglichst im Urzustand, frei von allen späteren Veränderungen, in alter Pracht und Schönheit wieder erstehen. Aus dem Sammler von Altertümern war schon längst der Forscher geworden; nun mußte er auch noch Baumeister werden. Es ist Dr. Ottenjann durch stete Beobachtung und unendliche Kleinarbeit beim Abbruch und Aufbau der vielen Häusereinheiten gelungen, einen entscheidenden Beitrag zur Bauernhausforschung zu leisten.

Im Sommer 1935 fand aus Anlaß der 500-Jahr-Feier der Stadt Cloppenburg das Richtfest des stolzen Quatmannshofes statt. Für den Schreiber dieser Zeilen gehört dieser Tag zu den schönsten Erinnerungen an das Werden des Museumsdorfes. In der strahlenden Sonne stand das Holzgefüge des Quatmannshofes in gewaltigem Ausmaße, 200 cbm Eichenholz waren verbunden in den Ständern, den Sparren, den Trägern und der Dachkonstruktion mit dem wundervoll ausgeglichenen Giebel — wie aus dem Boden gewachsen, ein Stück des Landes, behäbig und trotzig zugleich, stolz wie die Eichenwälder des Münsterlandes. Auch dieser feste Bau war wie alles Irdische vergänglich. In den Wirren der letzten Kriegstage 1945 sank die Herrlichkeit in Schutt und Asche.

Andere Gebäuden fanden ihren Platz im Museumsdorf; es seien nur erwähnt die Burg Arkenstede, die am 25. 7. 1937 eingeweiht werden konnte und heute als Museum und Verwaltungsgebäude dient; der Hoffmannshof, im Herbst 1938 errichtet, der Typ des Bauernhauses des nördlichen Münsterlandes; die Bokeler Mühle, eine Turmwindmühle oder Achtkantwindmühle.

Als der zweite Weltkrieg begann, standen bereits 20 Gebäude. Während des Krieges konnte ihre Zahl nicht vermehrt werden; die Arbeit galt währenddessen der inneren Ausgestaltung des Dorfes.

Dann kam der 13. April 1945, der Unglückstag, an dem durch Artilleriebeschuß der Quatmannshof und sechs Nebengebäude in Brand gerieten und vernichtet wurden.

Eine harte Zeit folgte; trotz aller Enttäuschungen verzagte Dr. Ottenjann nicht, seine Zähigkeit siegte; der weitere Ausbau konnte fortgesetzt werden. Träger des Museumsdorfes blieb nach Auflösung des Landes Oldenburg der Landesfürsorgever-

Dr. Heinrich Ottenjann diene selbstlos unserer Heimat; sein Lebenswerk ist uns Oldenburger Münsterländern heute Vermächtnis und Verpflichtung. Das Museumsdorf ist gewachsen aus einer rein bäuerlichen Kultur, die auf eine viele Jahrhunderte alte Geschichte zurückblicken kann, einer Kultur, die von einem Menschenschlag geschaffen ist, der den Kampf mit dem Boden, mit der Erde zäh und unerbittlich geführt, aber doch in echter Muße Sinn für

eine zwar herbe, aber doch schöne, bodenständige Bauernkunst gehabt hat. Wir alle müssen mithelfen, daß der Reichtum des Museumsdorfes mehr als eine aneinandergereihte Sammlung wird, daß auch von hier aus stets neue Kraftströme in unser Volk fließen, daß aus altem Geist in gesunder Entwicklung Neues erwachse.

Was Du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Franz Kramer

Die Hauptreisewege zwischen Hamburg und Amsterdam vor rund 200 Jahren

Reisehandbücher aus früheren Jahrhunderten geben uns über ihren eigentlichen Zweck hinaus manchen Einblick in die Lebensverhältnisse vergangener Zeiten. Neben einer Beschreibung der üblichen Reisewege und der an diesen belegenen Orte und Städte bringen sie oft wie moderne Reiseführer Hinweise auf Sehenswürdigkeiten und geschichtliche Ereignisse. So enthalten die „Europäischen Reisen“ von Gottlob Friedrich Kriebel in ihrer Auflage von 1767 bei der Beschreibung der Reisewege von Hamburg nach Amsterdam in mehrfacher Beziehung interessante Bemerkungen über unsere Heimatgebiete. Eine umfassende Darstellung von „Stadt und Land Oldenburg im Spiegel älterer Reisenachrichten“ hat H. Lübbling im Oldenburger Jahrbuch, Band 51 (Oldenburg 1951) gegeben. Gegenüber der von ihm herangezogenen Auflage der „Europäischen Reisen“ von 1792 schildert die hier benutzte ältere Auflage von 1767 die Verhältnisse noch zur Zeit der dänischen Herrschaft in Oldenburg.

Für die Reise von Hamburg nach Amsterdam beschreibt G. F. Kriebel vier Hauptwege, und zwar führen sie

1. Von Hamburg nach Blankenese, dann weiter über die Elbe nach Kranz, zu Wagen nach Buxtehude — Kloster Zeven — Fischerhude — Oberneuland — Bremen — Delmenhorst — Wildeshausen — Cloppenburg — Lönigen — Haselünne — Lingen — Neuenhaus — Hartenberg — Zwolle — Amersfort — Amsterdam. „Dieses ist der nächste Weg — 46 Meilen.“

2. Von Hamburg über Kranz — Hornburg — Kloster Zeven — Ottersberg — Bremen — Delmenhorst — Oldenburg — Apen — Detern — Leer — Neuschanz — Schemte — Sudlar — Beylen — Wyck —

Zwolle — Amersfort — nach Amsterdam. „Dieses ist der sicherste Weg — 55,5 Meilen.“

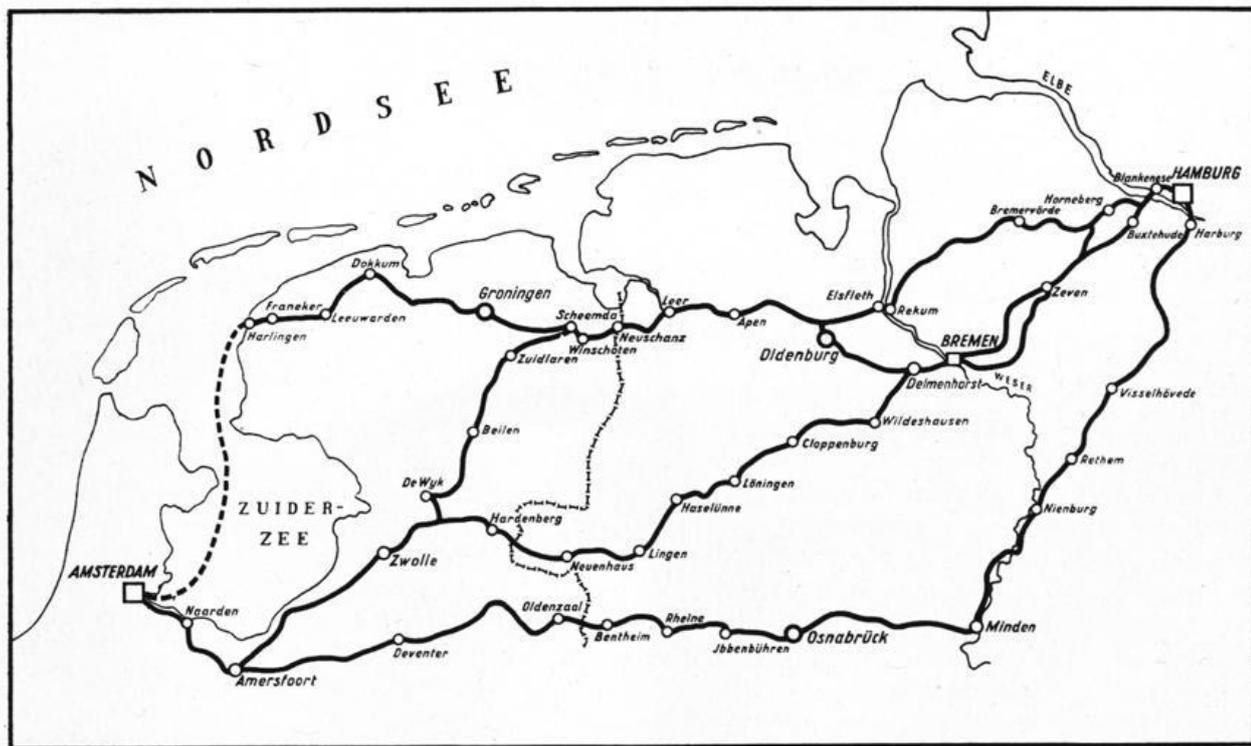
3. Von Hamburg über Hornburg — Bremerförde bis Reum — über die Weser nach Elsfleth — und weiter über Bornhorst — Apen — Detern — Leer — Neuschanz — („hier gehen die Treckschuten an und werden die Coffres visitiert“) — Winschoten — Gronigen — Strobusch — Dockum — Leuwarden — Franeker — Harlingen, von hier über den Zuydersee nach Amsterdam. „Dieses ist bei gutem Wetter der bequemste und wohlfeiste Weg — 53 Meilen.“ Die Kosten betragen 9 bis 10 Taler.

4. Von Hamburg über Harburg — Vissehövede — Rethem — Nienburg — Minden — Osnabrück — Ibbenbüren — Rheine — Bentheim — Oldensaal — Deventer — Amersfort — Naarden nach Amsterdam. 49 Meilen; die Kosten betragen 14 bis 15 Taler. „Dieser Weg ist zwar der geschwindeste, aber dabei der unbequemste. Hinter Osnabrück ist man in den engen und verdeckten Wagen übel daran. Kann man nicht gut Kopfstöße und öfteres Umwerfen vertragen, so muß man die vorher erzählten Reisen wählen.“

Die Angaben über die gangbarsten Geldsorten geben uns einen Einblick in das zu dieser Zeit bestehende Durcheinander an Währungen. „Bis an die holländische Grenze kann man mit guten Brandenburgischen und Lüneburgischen Zweidrittelstücken zurechtkommen . . ., im Brem- und Verdischen wie auch in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst rechnet man den Taler zu 72 Groten á 5 Schwarzen Courant.“

Bemerkenswert ist ferner, daß es für erforderlich gehalten wurde, die Reisenden





vor Spitzbuben auf den holländischen Treckschuten zu warnen. „Man kann sie bald kennenlernen: anfänglich bieten sie Tabaksdosen und andere Kleinigkeiten zum Verkauf aus; hierauf fangen sie zu spielen an oder schieben wie Taschenspieler eine schwarze Kugel unter kleinen Töpfen hin und her und lassen raten, unter welchem sie sei. Reisende müssen ohnehin einen Hauptgrundsatz daraus machen, sich mit niemandem in ein Spiel einzulassen.“

Von den Beschreibungen zahlreicher Städte und Orte zwischen Hamburg und Amsterdam interessieren uns besonders folgende:

Bremen. Die Festungswerke der benachbarten Hansestadt werden als mittelmäßig bezeichnet. „Die Altstadt ist am größten und bewohntesten. Der auf ihrem Markt befindliche Roland steht zwar in großem Ruf, kommt aber dem Wedeler bei weitem nicht bei. — Fremde große Kauffahrteischiffe können mit ihren Ladungen nicht ganz bis Bremen kommen, sondern müssen drei bis vier Meilen davon ausgeladen werden, wie denn auch der zur Stadt gehörige Hafen Vegesack an der Weser jetzt nicht mehr so brauchbar als ehemals ist.“ Die Fahrwassertiefe war durch die Versandung der Weser so gering geworden, daß die Seeschiffe Bremen nicht mehr anlaufen konnten. Der Gefahr, seinen Seehandel dadurch zu verlieren, versuchte Bremen 1617 durch Anlegung

eines Hafens in Vegesack zu begegnen. Aber auch dieser Hafen konnte durch die Steigerung der Schiffsgrößen und durch die zunehmende Verwilderung des Flusses nicht mehr von den Seefrachtschiffen erreicht werden. Sie konnten nur noch zu dem oldenburgischen Hafen Brake gelangen, von wo dann die Frischgüter in Leichtern nach Bremen befördert werden mußten.

Delmenhorst. „Eine kleine königlich dänische Stadt in der Grafschaft gleichen Namens an der Delme. Bei ihr lag vormals ein Schloß, worauf die abgestorbenen Grafen in alten Zeiten residiert hatten, es ist aber 1712 gänzlich demoliert worden. Man logiert im Goldenen Löwen.“

Wildeshausen. „Eine kleine churbraunschweigische Stadt an der Hunte mit evangelischen und katholischen Einwohnern, auch einem verfallenen Walle. In dem benachbarten Dorfe Hundelosen besehen Reisende die Überbleibsel des vormaligen hübschen Schlosses der 1754 abgestorbenen Grafen von Wasaburg.“ Das Amt Wildeshausen war im Westfälischen Frieden an Schweden gekommen und dem Grafen von Wasaburg, dem Sohn Gustav Adolfs, zugefallen. Gustav von Wasaburg kaufte 1650 das Gut Huntlosen und baute ein Schloß, das er seine Residenz nannte. Im französischen Krieg griff der Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen,

1675 diese schwedische Besetzung an und zerstörte das Schloß.

Cloppenburg. „Die nächstfolgenden Orte Cloppenburg und Lönigen, wie auch die Stadt Haselünne, sind Bischöflich-Münsterisch. Unweit letzterer hat der 1761 verstorbene Bischof Clemens August, welcher (so wie der jetzige) zugleich Churfürst in Cöln war, das angenehme Jagd-Schloß Clemenswerth erbauet und den Körper des heil. Fructuosi aus Rom in dasige schöne Schloß-Capelle bringen lassen.

Osnabrügge, die Hauptstadt in dem Bistum gleichen Namens, an der Hase, ist Catholischer und Evangelischer Religion, so wie auch die Bischöfliche Würde in diesem Stifte wechselweise auf einen Protestantischen und Catholischen Herrn fällt. Jetzo ist ein Protestantischer unmündiger Bischof, der Prinz Friedrich von Großbritannien Königs Georgii III geweyter Herr Sohn. Die Häuser und Festungswerke der Stadt sind altväterisch. Auf dem Rathause findet man in dem Saale, wo 1648 der berühmte Westfälische Friede Protestantischer Seiten geschlossen worden ist, viele Bildnisse von damals gegenwärtig gewesenen Gesandten. Unter die übrigen hiesigen Merkwürdigkeiten gehören die Klöster, das Jesuiten-Collegium, das Catholische Gymnasium, das Lutherische Gymnasium, das Zucht- und Gefangenen-Haus, die Waisenhäuser und Hospitäler. Das Bischöfl. Residenz-Schloß besitzt Chur-Braunschweig, doch pflegt es den Catholischen Bischöfen gegen die Unterhaltung überlassen zu werden.“

Oldenburg, „die königlich dänische Hauptstadt in der Grafschaft gleichen Namens am Flusse Hunte, vier Meilen von Delmenhorst. Es hat die Stadt auch ziemliche Befestigung.“ Zur Besichtigung werden empfohlen „in der Hauptkirche Sankt Lamberti die alabasternen und marmornen Epitaphia der ehemaligen Grafen von Oldenburg; außerdem kommen zu bemerken das Schloß, das Rat- und Zeughaus, das Zucht- und Werkhaus und besonders der sogenannte Stau, wo der Hafen ist. Zur Zeit der abgestorbenen Grafen gab es hier einen berühmten Marstall, schöne Lustgärten und andere Sehenswürdigkeiten; von letzteren ist aber die Bibliothek nebst anderen raren Sachen, worunter vornehmlich das Oldenburger Horn gehört, nach Kopenhagen geschafft worden.“

Varel gilt als bedeutender Marktflecken „an einer anmutigen Holzung. In der Stadtkirche ist lutherischer, in der Schloß-

kapelle aber reformierter Gottesdienst. Der letzte Graf von Oldenburg, Anton Günther, vermachte Amt und Schloß Varel seinem natürlichen Sohn, dem Grafen von Aldenburg; nunmehr besitzt beides der Tochter Enkel, Graf Christian Anton von Bentinck. Von dem schönen Schlosse brannte 1751 ein Flügel ab, wodurch das Archiv, die kostbare Bibliothek und viele herrliche Möbel mit im Rauch aufgingen.“ Bei dem Brand, dem außerdem 28 Häuser zum Opfer fielen, wurde dagegen nach Rütting, Oldenburgische Geschichte (Bremen 1911, Bd. I, S. 95, Bd. II, S. 169), das Bentincksche Archiv gerettet, während die zu der Anton-Günther-Bibliothek gehörende Bilderhandschrift des niederdeutschen Sachsenspiegels und ein Kodex des Schwabenspiegels dadurch vor dem Untergang bewahrt blieben, weil sie ausgeliehen waren. Die kostbare Bilderhandschrift, die durch den Rasteder Mönch Heinrich Gloyesten abgeschrieben und von anderer Hand mit Bildern ausgestattet worden war (1366), ist die einzige mit niederdeutschem Text und zugleich die älteste datierte niederdeutsche Handschrift, die wir kennen. Sie wurde 1877 durch Großherzog Nikolaus Friedrich Peter angekauft und befindet sich heute in Rastede im Besitz des Erbgroßherzogs.

Emden, „eine große ansehnliche und feste königlich preußische See- und Handelsstadt. Reisende besehen vornehmlich die große Kirche bei dem Hafen, die alte Burg oder das landesherrschaftliche Schloß und das herrliche Rathaus, bis zu welchem vermittelt des aus der Ems geleiteten breiten Kanals, der Delf genannt, die Schiffe aus dem Hafen fahren können.“ Das 1575 erbaute Rathaus wurde im letzten Kriege durch Bomben zerstört. Damit ging ein Baudenkmal verloren, das in seinem niederländischen Renaissancestil dem Stadthaus von Antwerpen entsprach. Der Handel war bereits damals bedeutend: „Die Commercien haben diese Stadt bei der bequemen Lage, da der Hafen über 400 Schiffe fassen kann, vormals ansehnliche Reichtümer verschafft.“ Der siebenjährige Krieg legte „der Ausbreitung des hiesigen Handels mancherlei Hindernisse in den Weg, besonders da die Franzosen und Oesterreicher 1757 hier ziemlich feindselig verfahren. Seit dem Frieden von 1763 ist man wiederum für die Aufnahme des hiesigen Commerci beschaäftigt.“

Elsfleth, „ein durch seinen einträglichen Weserzoll bekannter königlich dänischer Flecken im Oldenburgischen.“ Der



Weserzoll wurde hier von allen auf der Weser verschifften Waren gehoben. Er war 1623 dem Grafen von Oldenburg gegen den Widerstand der Stadt Bremen verliehen worden. Durch den Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 mußte Oldenburg mit Ablauf des Jahres 1812 auf den Zoll verzichten. Als Entschädigung wurden ihm das kurhannoversche Amt Wildeshausen und die münsterschen Kreise Vechta und Cloppenburg zugesprochen. Tatsächlich wurde der Weserzoll in Elsfleth aber noch bis 1824 gehoben. — „Schwer beladene

Schiffe können nicht bis hierher kommen, sondern müssen sich eine Meile näher gegen das Meer erleichtern.“

Ein „Geographischer Abriß von Deutschland“ ergänzt das Reisehandbuch. Wir finden in dem umfangreichen Werk aber nicht nur Angaben über die geographischen, sondern auch über die politischen Verhältnisse vor rund 200 Jahren: „die wichtigsten Angelegenheiten des gesamten römisch-deutschen Reiches werden auf dem Reichstag zu Regensburg verhandelt.“

O. Harms

Vermögensbericht eines Gutes vom Jahre 1858

Westlich von Friesoythe findet man auf der Karte die kleine Ortschaft Ellerbrock. Durchfährt man sie heute, dann deutet nur noch wenig auf die Tatsache hin, daß hier in früheren Jahrhunderten der Ausgangspunkt des Bootsverkehrs zur Marka, Sagter-Ems, Ems hin lag. Im Mittelpunkt des Umschlagplatzes standen das Packhaus, der Drehkolk, die Anlegestelle, der Gutshof und die Gastwirtschaft der Gutsbesitzerfamilie Peters, die auch heute noch im Besitze der Liegenschaften ist.

Da in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Eisenbahnnetz in unserem Raum noch nicht bestand, hatte die Umschlagstelle Ellerbrock erhebliche lokale Bedeutung. Die für damalige Zeiten reichlichen Einkünfte ließen wohlfundierte Vermögensverhältnisse bei dem erwähnten Hausstande entstehen. Durch Zufall überkam eine Vermögensaufstellung aus dem Jahre 1852; sie spricht in ihren Einzelheiten deutlich über Lebensgewohnheiten, Kulturstand und Standesbewußtsein. Wenn die Schreibweise auch in mancher Form von der heutigen abweicht, ist sie doch voll verständlich; die Formulierungen sollen sich daher genau nach der Originalhandschrift richten.

Vermögens Verzeichniß

des H. C. Peters Ellerbrock, so wie solches zur Zeit seiner verstorbenen Ehefrau geborene Helena Goederwys aus Hollen am 16. July 1858 bestanden hat.

I. Claße

1. Das Guth Ellerbrock mit sämtlichen Gebäuden Grundstücken rechten und Gerechtigkeiten
2. nebst Haus Garten und Gerechtigkeiten zur Helfte in Lorup

II. Claße

1. An baarem Gelde Getreide und Waaren, wovon Schulden abgerechnet und bleibt übrig rh 400
2. . . . 89 (Hier folgen die Namen der Schuldner aus Neulorup, Scharrel, Neuvrees, Neuscharrel, Neuarenberg, Ramsloh, Schwartzenberg, Augustendorf, Peheim, Lorup, Schmertem, Holte, Werlte, Sedelsberg, Bollingen, Quakenbrück, Markhausen, Hedberg, Neumarkhausen, Papenburg, Hollener Moor, Hollen)

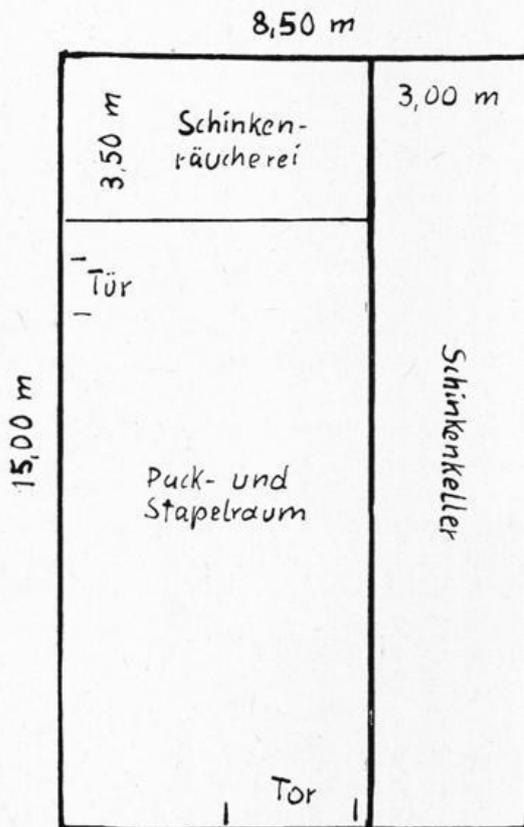
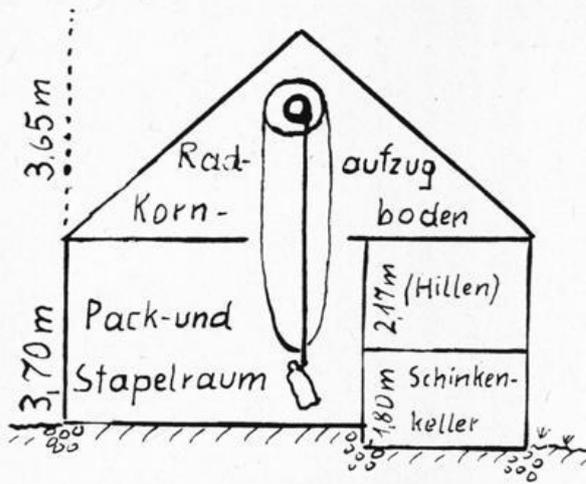
III. Claße

1. Ein goldene Uhr
2. 1 dito braune Hals Kette
3. 2 dito Ringe Siegel
4. 8 silberne EBlöfels
5. 8 dito Theelöffels
6. 1 dito Vorleger
7. 1 dito Suckerzange
8. 1 dito Spange
9. 2 paar Hacken
10. 1 ende Kette
11. 1 paar goldene Ohrgehänge
12. 1 silberne Petschaft
13. 4 alte dito Goldstücke
14. 1 dito goldenes dito

IV. Claße

1. 36 Stühle
2. 8 Tische
3. 3 Schränke





**Querschnitt und Grundriß
des Packhauses von Peters zu Ellerbrock**

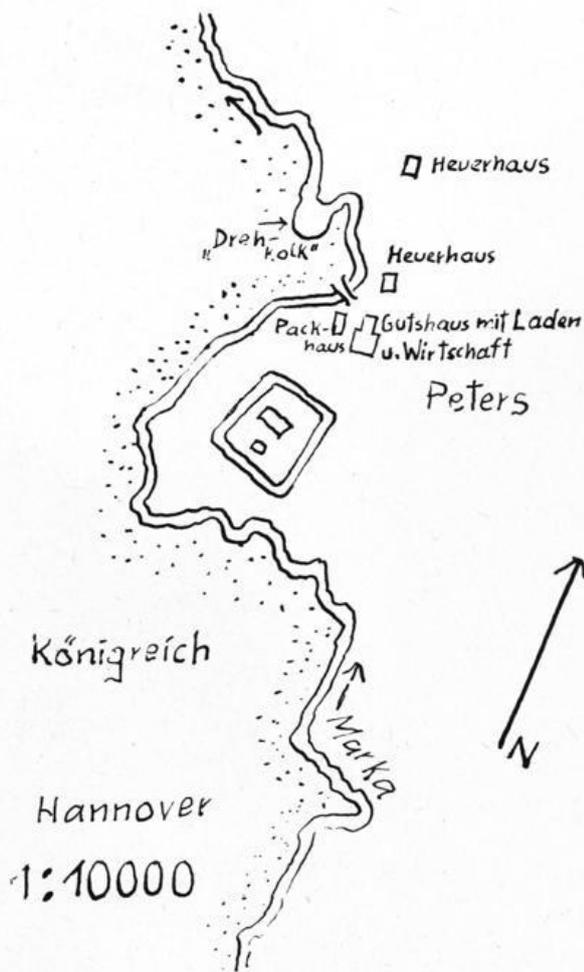
4. 1 Kleiderschrank
5. 2 Komoden
6. 1 Schreibpult
7. 1 Klein Schap mit
8. 2 Kisten
9. 3 Milchkannen
10. 1 Butterkarne
11. 6 Eimers
12. 1 Schobkens
13. 3 Spinnrade
14. 1 Hecksel

15. 2 eiserne Töpfe
16. dito kleine
17. 2 kupferne Keßels
18. 2 eiserne Theekeßels
19. 3 kupferne Kaffekeßels
20. 48 Tellers Pocaleine
21. 10 Kannen dito
22. 12 zinnerne Tellers
23. 1 Warmflasche, zinnern
24. 2 Kannen, dito
25. 2 Kannen, dito
26. 1 Kaffekanne, dito
27. 1 Ohrtsmaß u. 1 Kanne
28. 1 Theetopf
29. 1 Kaffemühle
30. 1 blecherne Wasserbruse
31. 3 Lampen
32. 2 Laternen
33. 2 Pfannkuchen Pfannen
34. 1 Pfannhal
35. 1 Keßelhaken
36. 4 Feuerzangen
37. 1 Kalte Hand
38. 2 eiserne Herdplate
39. 2 Feuerstübchen
40. 1 blechener Trichter
40. 7 Spiegel
42. 1 Hausuhr
43. 1 Kucheisen
44. 2 (unleserlich) und 1 Beil
45. 1 Bohr
46. 2 Brodmesser
47. 2 Waschbalgen
48. 8 Misgabeln
49. 4 Spaten
50. 4 Dreschflegel
51. 1 Moorhacker
52. 1 Torfspaten
53. 1 (unleserlich)
54. 2 Harspitte mit Hammeren
55. 2 Hacksellade mit Messern
56. 2 Sensen mit Bäumen
57. 4 Harken
58. 2 Eishacken
59. 1 Große Leiter dito Kleine
60. 2 Schiebkarren
61. zinnerne Löffel 24 Lt
62. 2 hölzerne Ackerwagen mit Zubehör
63. 2 beschlagene Wagen mit Zubehör
64. 1 Kutsche u. Jagdwagen
65. 4 Ackerpflüge
66. 4 Eggen und eiserne Zinnen
67. 7 Pferdeseelen
68. 1 (unleserlich) seel
69. 5 Pferdesäume
70. 4 Wagenröup
71. 2 Flachsbracke
72. 2 dito Träuten
73. 1 Staubmühle

74. 3 Theetassen
75. 5 Kaffeetassen
76. 18 Stuck Leinen jedes etwa 16 Ellen
77. 120 Ellen greis Leinen
78. 80 Bettücher
79. 30 Küßenüberzüge
80. 4 Braune Hemde
81. 4 dito Mannes
82. 3 Mannes Rocke
83. 3 dito Hosen
84. 3 dito Westen
85. 3 dito Tücher
86. 3 paar Stiefeln
87. 1 dito Schuhe
88. 5 dito Strümpfe
89. 1 Hut 3 Kappen
90. 2 Graue Rocke
91. 4 dito Tuche Mantel
92. 1 dito Seide
93. dito bunte Kleider
94. 2 dito Schürzten
95. 2 dito Catun
96. dito Tücher
97. 3 dito Mützen
98. 2 dito Hüthe
99. 3 dito Strümpfe
100. 14 unter Betten mit 14 Phühle und 56 Küßen
101. 30 Handtücher
102. 6 Tischtücher
103. 1 dito Gedeck mit Servietten
104. 1 große Belanie
105. 1 (unleserlich)
106. 2 (unleserlich)
107. verschiedene Hemden
1/10 Pfund Stücke und 800 Malte alte Gewichtstücke
108. 1 Tuchener Manns Mantel
109. 1 Sattel
110. 2 Flinten
111. 4 Terzirolen
112. 4 Cireutirofen
113. 1 Kornschaale
114. 1 Kuppellampe

V. Claße

1. 6 V. (Vierup) Buchweizen
2. 6 dito Rocken
3. dito Hafer
4. 5000 Pfund Heu
5. 140 Pfund Speck, 50 Pfund Fleisch, 40 Pfund Fett
6. 1000 Soden Dünger
7. 60 Vierup Saat grünen Rocken
8. 10 dito dito Hafer
9. 1 dito dito Hafer
10. ½ dito mit Flachs
11. 3 dito mit Kartoffeln



Ellerbrock im Jahre 1838

VI. Claße

1. 7 Kühe
8. 10 Rinder
9. 1 Stier
10. 1 Ochsen
11. 4 Kalber
12. 2 braune Pferde
13. 1 dito dito
14. 2 alte Schweine
15. 9 junge dito
16. 280 alte 100 junge Schaafe
17. 2 Hunde
18. 5 Katzen
19. 24 Hünen und 1 Han

Quelle: Vermögensaufstellung der Familie Peters von Ellerbrock aus dem Jahre 1858.

August Wöhrmann

Dat neimödske Leckermuul

Bie Brinkmann's geef dat Sönn dags jümmer Eierpudding ut Melk, Tüffelmähl un Eier. Dat weer doch wat „Reelles“. Mauder Brinkmann weer nich för den neimödsken Kraom. Man nu har se to'n erstenmaol „Götterspeise“ maakt.

Heini, dei lütte Klooschieter, harr rümquält, dei annern Kinner kreegen ok maol wat anners. Hei harr dat överall in dei Naoberskup sein. Dor geef dat grönen Pudding, roden Pudding un ok Schokolaodenpudding. Hei schnakde so lang, bit dat so wiet weer.

Mauder harr richtig so'n feinen roden Pudding maakt. Toerst beeber un blubber dei noch, as sich dat för'n richtigen Wackelpudding hört. As hei dann in'n Keller stunn, do weer hei glatt un faste un ganz wunnerbaor.

Gräsig weer blot, dat dat bit Sönn dagmiddag noch so wiet hen weer. Een paormaol steeg Heini in'n Keller un keek den Pudding an. As hei toletzt ünner bleew, keem nüms dor achter. Mauder harr so naug üm dei Ohrn, bit Sönn dag mit ehr Wark klaor tau kaomen. Se wunner sick blot, dat Heini, dei anners äten kunn as'n Schüerndösker, to'n Aobendäten kienen Hunger harr.

Sönn dag geef dat Swinsfleesk un Bohnen. Denn günk Mauder in'n Keller. Se wull den feinen Pudding ruphooln. Marieken harr ehrn Läpel all in dei Hannen un luur. Se weer ok so'n rechten Leckertähn.

Heini kunn nich stillsitten, hei seet maol up dei ein un denn up dei annern Stohlkant. Vaoder harr em all ein paormaol knufft, hei kunn dat oole Rangeln nich hebben.

„Nu sitt doch still, Jung, dei Pudding kummt jo glieks!“ sä Vaoder. Un denn keem Mauder's Stimm ut'n Keller: „Heini, kumm doch maol gau her!“

„Hest wat utfräten?“ frög Vaoder Brinkmann, un denn fänk hei an tau fleiten; hei

wüß Bescheed. Heini sä niks un leep nao buten. Man dor harr Mauder em all bie de Bux.

„Segg blot noch, dat weern de Müüs!“ reep se. Se harr den Pudding in dei ein Hand (en bäten weer jo noch binnen), mit dei annere harr se Heini to faoten, un so günk se mit jem beide in dei Stuuw. Wat seeg doch use Heini un wat seeg dei Pudding ut!

„Nu segg mi blot, wat hest di dorbi dacht?“ frög Heini's Vaoder. „Du wäiss doch, de leiwe Gott kann överall henkieken. Wat schall hei nu woll van di denken?“

Heini keek van ein to'n annern, un denn sä he so rech trouhartig: „De leiwe Gott weit dat doch, wo moie mi dei Pudding schmecken deiht. Un nu wunnert hei sick, dat ick em nich ganz upäten heff!“

„Du büst'n Leckermuul!“ sä Heini's Mauder, „ick weit, wat bäter för di is. Dat hier“, un se wies up den Rest van den wunnerbaoren Pudding, „dat hier is man blot ein bäten Zucker, Waoter un Farw!“

Mauder Brinkmann weer nu maol nich för den neimödsken Kraom. Un wat geef dat wedder jeden Sönn dag? Eierpudding! Ut Melk, Tüffelmähl un Eier.

Erika Täuber

HUCKEPACK

Von Hans Varnhorst

Heho Huckepack
up mien hogen Sack!
Kann üm woll bestrien
un nao Brämen rien,
jü, mien Perdken, jü!

Welt, wat bist du wiet,
wenn ik baoben sitt!
Spring man, wenn ik roop,
loop man drocke, loop,
jü, mien Perdken, jü!



Ut Seelterlound

Weere Geschichte ut de Franssoosentied

Disse weere Geschichte fertälde oolde Akkerwilke ut Seelterlound. Uum achtienhunnerttweelich as Kaiser Napoleon I. mädsien Heer ätter Ruslound unnerwaiens waas, herskede sin Bruur hier in Noudwästdütsklound. Seelterlound waas uk bisät un in Romelse waas Heithuus anstoald as Märre (Maire). Hie woonde in dät Huus wier nu Hilwers woonje.

Ap 'n Dai as Nounne Wichems Buur ap de Iesk an foolgjen waas, koom die Suldoat Loutje ut Hollen, die bie doo Franssosen tjoonje moaste, ounloopen un rup him tou: „Buur, du moast mie hälpe. Ik bän wächronnen un joo sunt bäte mie inne! Wät schäl ik dwoo?“

Die Buur smeeet him juu Liene tou un kwaad: „Plouge du man färre. Du bäst nu de Buur un ik de Desertör. Dät duurde man iuen, doo koomen twän Drägunere tou Hoangst ounjoagjen un Nounne Wichems Buur fäng oun tou loopen ättern Busk, as wan hie sik ferstopje wül. Doo Drägunere bäte him ien un broachten him ätter dän Märre in Romelse. Heithuus wunnerde sik nit min, as joo him sin eerste Noaber Nounne Wichemsbuur as Desertör forstoalden. Doo Drägunere kreegen aon ourieten, dät joo him dän ferkierden broacht hieden. Dät is daach min Noaber un nan Suldoat, dän kanne ik daach gans goud. Wieruum hie dan ronnen hiede, wüln joo wiete. Oach, hie hied nödich iuen in de Buske moast.

Doo Drägunere soachten dät ganse Tärp ou un foonten dän Loutje nit. Eerst in de Djunkelnge roaten joo dät säiken tou un reeden wier int Leeger. As de Lucht scheen waas statte Loutje sik ut de Rook. Man hie hied noch 'ne läipe Tied foar sik un moaste heruume schülje bit doo Franssosen dät Lound ferlätten. Fluks deerap as Kaiser Napoleon bie Leipsig dän Kamp ferspielde, looken sik doo Franssosen uk ut Seelterlound tourääch un Loutje dorste wier fräi heruume gunge.

Hermann Janssen

Aus dem Saterlande

Eine wahre Geschichte aus der Franzosenzeit

Diese wahre Begebenheit erzählte der alte Akkerwilke aus dem Saterlande. Um 1812, als Kaiser Napoleon I. mit seinem Heere nach Rußland unterwegs war, herrschte sein Bruder hier in Nordwestdeutschland. Das Saterland war auch besetzt und in Ramsloh war ein Herr Heithus angestellt als Maire. Er wohnte in dem Hause, wo jetzt die Familie Hilwer wohnt.

Eines Tages als Nounne Wichems Bauer auf dem Esch am Pflügen war, kam der Soldat Loutje aus Hollen, der zwangsweise bei den Franzosen diente, angelaufen und rief ihm zu: „Bauer, du mußt mir helfen. Ich bin weggelaufen, und sie sind hinter mir her! Was soll ich tun?“

Der Bauer warf ihm die Leine zu und sagte: „Pflüge du so weiter. Nun bist du der Bauer und ich der Ausreißer.“ Es dauerte nur eben, da kamen zwei Feldpolizisten zu Pferde herangesprengt und Nounne Wichems Bauer fing an zu laufen nach dem Walde, als wenn er sich verstecken wollte. Die Polizisten jagten hinter ihm her und brachten ihn nach dem Maire Heithus in Ramsloh. Dieser war nicht wenig verwundert, als sie ihm seinen ersten Nachbarn Nounne Wichems Bauer als Deserteur vorstellten. Die Polizisten bekamen einen Rüffel, daß sie ihm den verkehrten Mann gebracht hätten. Das ist doch mein Nachbar und kein Soldat, den kenne ich doch ganz gut. Warum er denn gelaufen hätte? wollten sie wissen. Ach, er hätte so notwendig eben in den Wald müssen.

Die Polizisten suchten das ganze Dorf ab und fanden den Ausreißer Loutje nicht. Erst in der Dunkelheit hörten sie auf zu suchen und ritten zurück ins Lager. Als dann die Luft rein war, machte Loutje sich aus dem Staube. Er hatte aber noch eine schlimme Zeit vor sich und mußte sich versteckt halten, bis die Franzosen das Land verließen. Gleich darauf als Kaiser Napoleon die Schlacht bei Leipzig verlor, zogen sich die Franzosen aus dem Saterlande zurück und Loutje durfte wieder frei herumgehen.

Hermann Janssen



Eichenwälder und Eichelmast im Münsterland

Als die Menschen zu Ausgang der mittleren Steinzeit in unserer Heimat Fuß faßten, war die Gegend mit Ausnahme der sandigen Höhen und Heiden weit und breit mit Wald bedeckt. Die vorherrschenden Waldbäume waren noch bis vor 150 Jahren Eichen und Buchen, wie die Urwälder der Heimat (Baumweg, Neuenburger Urwald und Hasbruch) beweisen, während Nadelwald sehr selten und nicht erwünscht war.

In diesen weiten Waldgebieten entstanden durch Rodung die ältesten menschlichen Siedlungen. Die alten Ortsnamen auf loh = Wald (Lohe, Sandloh, Uptloh, Nordloh, Osterloh, Westerloh, Jeddelloh, Elmeloh, Grönloh, Bokeloh), auf lage = von loh abgeleitet (Lage, Beilage, Menslage, Dinklage), auf wede = geheiligter Wald (Donnerschwee = Donars Wald, Langwege = Langwede) und auf holt = Holz (Holte, Nordholte, Südholte oder Südholz, Westerholt, Achternholt, Nieholte, Bartmannsholte, Stadtholte, Holthaus, Godensholt = Wodans Holz, Holthausen, Höltinghausen und Hengsterholz) deuten auf den ehemaligen Waldreichtum hin, ebenfalls die Namen Rastede = Rodestätte, und die mit Laubbäumen zusammenhängenden Namen von Eichen (Eikhorst, Eikwisch, Ekern), Buchen (Bokel, Bokern, Bokelesch, Bockhorn, Bookholzberg, Bokeloh), Esche (Aschwede), Weiden (Wichel) und Flieder (Flerlage). Nur wenige Namen weisen auf Nadelwald hin wie Grönloh = immergrüner Wald, Vechtel von Fichte und Dannenkamp von Tanne.

So bildeten zur Zeit der Römerkriege und auch noch zur Zeit der Eroberung des Sachsenlandes durch die Franken die überall verstreuten und nur aus wenigen Hütten bestehenden Siedlungen mit kleinen dürftigen Feldern stille Inseln im riesigen Meer des grünen Waldes. Aus der Gründungsgeschichte der Landeshauptstadt Oldenburg wissen wir, daß vordem der ganze Landstrich von der Weser bis Ostfriesland einen riesigen zusammenhängenden Wald bildete, so daß ein Eichhörnchen von Bremen bis in die Gegend von Leer springen konnte, ohne den Boden zu berühren.

Bis spät in die sächsische Zeit hinein war

der Wald „Niemandsländ“. Die Siedler trieben ihr Vieh zur Weide hinein, und sie entnahmen ihm alles, was sie zum Leben bedurften: Holz zum Bau und Brand, ferner Wild, Beeren, Moos, Laub, Wachs und Honig. Der Überfluß an Holz führte zur Verschwendung, und der Dichter Lukrez berichtete, daß ganze Wälder um der Jagdbeute willen angezündet und verbrannt wurden. Bei steigender Kultur durch die Franken lichteten sich die Wälder und verloren ihren Schrecken: die Angst vor Elben und Waldgeistern und dem wilden Heer Wodans. Die Zahl derer, welche die Gaben des Waldes in Anspruch nahmen, wurde immer größer, so daß er nicht mehr als unbeschränktes Allgemeingut betrachtet werden konnte. Es bildeten sich die Markengenosenschaften, die, soweit es sich um Waldgebiete handelte, einem vom Landesherrn bestellten Holzgrafen unterstanden, der mehrmals im Jahre unter freiem Himmel das „Hölting“ (Holzgericht) abhielt. Beim Hölting gebührte dem Holzgrafen (daher die Namen Holtgräfe und Grafenhorst) der höchste Stuhl und der weißeste Becher.

Wohl der bedeutendste Wald und somit auch die wichtigste Holzgrafschaft im Münsterlande war der Dagersloh oder Dorschlag. Er lag im Süden des Kirchspiels Lohne und war nach Nieberding (Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster) um 1702 noch so groß, daß 59 Schweine zur Mast hineingetrieben werden konnten. Um 1590, als die Grenzen des Waldes noch bedeutend weiter gingen und bis ins Artland reichten, konnten hier 146 Schweine Mast finden. Berechtigt waren dazu Mühlen, Holthausen, Ehrendorf, Südlohne sowie der Pfarrhof in Lohne. Das Holzgericht im Dagersloh wurde 1424 vom Bischof von Münster als Landesherrn an den Burgmann von Südholte und 1515 an den Drost Otto von Basten verpfändet. 1575 ging es an den Drost Heinrich von Schade über. Seit dieser Zeit sind alle Höltingsprotokolle erhalten und hören erst 1734 auf, weil nur wenig Holz mehr vorhanden war. Die letzten und besten Stämme wurden 1760 gerodet. Eine Fläche Ackerland, wo früher der Stuhl des Holzgrafen stand, heißt noch heute „Auf dem Königsstuhl“.



Herbst im „Baumweg“: Dieses urtümliche Waldrevier zwischen Ahlhorn und Cloppenburg, bewahrte bis auf den heutigen Tag seinen urwüchsigen Charakter und erlaubt gewisse Rückschlüsse auf das einstige Bild unserer altheimischen Wälder. Besonders im Frühjahr und Herbst entfaltet es seine malerische Pracht.

Foto: Alwin Schomaker-Langenteilen

Neben dem Bauholz für Burgen, Häuser und Ställe, dem Brennholz für den täglichen Bedarf, den Suhlen zur Begrenzung der Wege, war es vor allem die Weide oder Mast, die der Wald in reicher Fülle bot. Während das Großvieh bei dem Mangel an Weiden und Wiesen im Frühling in die Mark getrieben wurde und im Herbst auf den Stoppelfeldern weidete, wurden die Schweine im September zur Eichel- und Bucheckernmast in den Wald gelassen. Neben Buchenweizenschrot und -kaff boten Eicheln und Bucheckern, wie Stüve schreibt, fast die einzige Möglichkeit, zu fettem Schweinefleisch zu gelangen. Ein Jahr, „wann der Allmächtige etwa Mast verleiht“, hatte daher bei uns die gleiche Bedeutung wie beim Winzer ein gutes Weinjahr. Erfahrene Forstleute haben festgestellt, daß etwa jedes siebente Jahr als Mastjahr gelten konnte. Nach einer Eintragung des Adelligen von

Langen auf Gut kl. Arkenstede soll ein aus der Eichelmast kommendes fettes Schwein vier Rthlr. wert sein und darf nicht unter 100 Pfund wiegen. In Rücksicht auf die Mark trugen die Markgenossen für den Anbau von Eichen und Buchen Sorge und ließen Nadelholz nicht hochkommen. Aus der Bedeutung des Waldes für die Viehzucht erklärt sich auch der Viehreichtum damaliger Zeit. So hatte das kleine Kirchspiel Badbergen im Jahre 1490 schon 1424 Pferde, 2565 Kopf Rindvieh und 3439 Schweine. Genau 400 Jahre später zählte man erst 1246 Pferde, 4581 Kopf Rindvieh und 7448 Schweine.

Es ist verständlich, daß jeder zur Eichelmast im Walde Berechtigte möglichst viele Borstentiere mit dem kostenlosen Futter fettzumachen versuchte. Oft gab es Streit darüber, so daß für die Grundbesitzer die Zahl der Schweine genau festge-

WALDHERBST

Von Hans Varnhorst

*Die Blätter segeln leise
zum weichen Waldesgrund
und decken Moos und Schneise
als Teppich, reich und bunt.*

*Bald fallen dunkle Schleier
in dieses große Haus:
Der Glanz, die Pracht, das Feuer
gehn still und traurig aus.*

legt werden mußte. So durfte der Meier gr. Beilage in Osteressen, dessen eigener Wald Mast für drei Schweine bot, in die Holzmark der Umgegend 20 Schweine eintreiben. Neben ihm waren dazu auch berechtigt der Landesherr, der Richter von Essen und der Bauer kl. Beilage. Für die Pfarrer, die wie die Vollerben markenberechtigt waren, bildete die Eichelmast einen wichtigen Teil ihrer Einkünfte. Der Pastor von Cappeln konnte 1613 acht oder neun Schweine zur Mast ins Gemeindeholz und eines auf den Desum treiben. Dem Pastor von Markhausen stand, wenn ein gutes Eckeljahr war, die Mast von zwei Schweinen im Umkreise von 20 bis 30 Meilen zu, oder es muß, wie es 1613 heißt, „das mastgeld davor bezahlet werden“. Als Lüsche noch zur Gemeinde Krapendorf gehörte, genoß der Pfarrer von Vestrup 1613 für zweimalige Predigt in der Lüscher Kapelle „wan mast gewesen, zweier Schweine mast im Lüscher Holz“. Pastor Stratemann von Lönigen erhielt für den Dienst in Neyenbunde (Neuenbunnen) 1651 Mast für je zwei Schweine im Bunner und Werwer Holze. Der Pastor von Emstek hatte 1682 „si deus est liberalis“ (wenn Gott freigiebig ist) für zwei Schweine Mast im Holz Desum und im Echterholz und konnte dort wie die Vollerben Trienen und Meier Holz fällen. Auch die Regierung suchte Vorteil aus den Eichelwäldern zu ziehen und wollte vor 200 Jahren das Eigentumsrecht an der Mastung beschränken. Sie verlangte von den Bauern pro Schwein 2 Rthlr. aber die Münsterländer wandten sich beschwerend an den Fürstbischof und erhielten Befreiung von der Abgabe.

Mit der Zeit wurde der Wald über Gebühr in Anspruch genommen, und die Holzverschwendung führte allmählich zur Holzarmut. Das massenhaft eingetriebene

Vieh schädigte den Aufwuchs und vernichtete den jungen Nachwuchs, Abholzung und Holzdiebstähle dezimierten den Holzbestand mehr und mehr, und Markkötter, Neubauern und Heuerleute rodeten immer weitere Flächen der Holzmarken für Siedlungen aus. So berichtet H. Onken in den ältesten Lehnsregistern der oldenburgischen Grafen um 1565, daß an „Orten, wo das Lehnsregister den Besitz von Schweinemasten verzeichnete und einst Eichenwäldern vorhanden waren, alle Bäume dürr (secarent omnes arbores) gewesen seien“. Zuletzt blieben nur einzelne grüne Waldinseln in der kahl gewordenen Landschaft übrig, die 1798 von Hoche und 1800 von Justus Möser als „eine traurige öde Gegend mit sibirischem Aussehen“ geschildert wurde. Das beweisen auch die Klagen verschiedener Pfarrherren im Münsterlande. So bekundet Pastor Hochgertz von Lönigen, daß „das Holz meistens ruiniert und er nichts anderes genossen als vor und nach einige Molt Eikeln, wenn Mast gewesen.“ Es sei nicht einmal soviel Holz gewesen, daß ein Schulhaus gebaut werden konnte. Pastor Vagedes berichtet 1771: „Der Löniger Pastor hat die Mast für vier Schweine im Bunner Holz. Da aber der Wald von Grund aus zerstört ist, daß nicht einmal ein Schwein die Mast dort haben kann, so müßten die Eingesessenen von Rechts wegen ein Äquivalent geben, wozu sie sich aber nicht verstehen wollen.“

Dem Staate, dem Adel, den Klöstern und den Städten ist die Erhaltung der grünen Waldinseln zu verdanken. Die Landesherrschaft und die Holzgrafschaften hatten sich ebenfalls schon früh bemüht, durch gesetzliche Maßnahmen dem Schwinden der Wälder Einhalt zu gebieten. So durften zum Beispiel in Ostbevern, abgesehen von dem unbedingt erforderlichen Bauholz, die Bauern nur minderwertiges Holz schlagen. Vom älteren Holz heißt es in echt germanischer Sinnfälligkeit: „Verboten ist es, Eichen- oder Buchenholz zu hauen, das so grün ist, daß ein Habicht sein Aas darunter essen kann im Mittsommer.“ Nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Holzgrafen durften früher bei uns Eichen zum Hausbau geschlagen werden, und wer davon Gebrauch machte, mußte sich verpflichten, an der Stelle wieder drei junge Telgen einzupflanzen. Aber die Bauern kamen der Verpflichtung nur in den wenigsten Fällen nach, weil die Kontrolle kaum möglich war. Deshalb wurde in der Grafschaft Oldenburg



schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Verfügung getroffen, daß unabhängig von der bestimmten Regelung jeder Bauer entsprechend der Größe seiner Stelle 6 bis 15 Telgen Eichen- oder Buchensetzlinge pro Jahr auf seinem Hofe zu setzen hatte. Im Herbst mußten Ober- und Untervögte dem Amtsrentmeister melden, ob der Anordnung Folge geleistet worden war. Auch auf den die Kämpfe und Esche einfriedigenden Wallhecken ließen die Bauern Eichen hochkommen. In unserer unmittelbaren Nachbarschaft zum Beispiel in der Feldmark Fürstenau, wurde 1719 vom Bischof von Osnabrück den Bauern die Anlage eines eigenen kleinen Waldbestandes an Eichen und Buchen zur Pflicht gemacht, zu dem jeder Vollerbe jährlich 6, der Halberbe 4, der Erbkötter 3 und der Markkötter 2 Pflanzlinge, je eine Spießstange dick, liefern mußte.

So ist es nicht von ungefähr, daß man

noch heute auf fast allen Bauernhöfen unserer Heimat mächtige, oft jahrhundertalte Eichen und Buchen antrifft, die im Laufe der Jahre kaum angetastet wurden. Dabei nahm auch die Mastung, d. h. das Schweinefutter in der Form von Eicheln und Bucheckern, allmählich wieder zu, was sich günstig auf den Viehbestand auswirkte, zumal die Borstentiere in unmittelbarer Nähe des Hofes eigenschnäuzig ihr Futter unter den Bäumen suchen konnten, während sie früher erst oft weithin getrieben werden mußten. Was die Tiere nicht selbst fanden, wurde von den Kindern und dem Gesinde aufgesammelt, in Eckelkühlen konserviert und im Winter verfüttert. Der Holzbestand des Hofes lieferte nunmehr auch das Bauholz für die stolzen Hofgebäude unserer Heimat wie Quatmannshof und Wehlburg.

Heinrich Bockhorst

Die rote Waldpolizei

An einer sonnendurchfluteten Lichtung des Mischwaldes herrscht emsiges Treiben. Die Roten Waldameisen eilen auf ausgebauten Straßen zu ihren Futterplätzen, oft bis in die höchsten Baumwipfel. Sie jagen Insekten und deren Larven — mag das Beutetier auch um ein Vielfaches größer sein als sie selbst. Die räuberischen Gesellen springen das Opfer an, verwunden es mit den Freßzangen und spritzen ihm die giftige Ameisensäure ein. Wenn nötig, holen sie Verstärkung herbei. Dann wird der Gegner gemeinsam, ohne Rücksicht auf eigene Verluste, überwältigt. Mit vereinter Kraft schleppen sie die Beute bis in ihre Burg hinein. Ist dies, trotz aller Kraftanstrengung, nicht möglich, zum Beispiel bei größerem Aas, so verzehren sie die Leiche an Ort und Stelle. Die Fleischteilchen werden im Kropf des Hinterleibes verstaut und mit Speichel vermischt. Diesen Futerebrei, oft mit Honigtau vermischt, flößen sie den Larven, die noch nicht fressen können, ein.

Die kleinste der drei einheimischen Waldameisen ist die volkreichste. Eine starke Kolonie hat über 1000 eierlegende Königinnen. Ihre Arbeiterinnen sind fleißige Insektenjäger. Ein starkes Ameisenvolk vernichtet täglich bis 100 000 Insekten und Larven, von denen die meisten gefürchtete Waldschädlinge sind. Daher bleiben bei Insektenbefall alle in der Nähe eines Ameisenhaufen stehenden Bäume verschont.

Bekanntlich leben wir im Jahrhundert der Insekten, hervorgerufen durch zweckbedingte Monokulturen. Der Mischwald mit seiner vielseitigen und ausgleichenden Pflanzen- und Tierwelt wurde teilweise durch reine Nadelwälder ersetzt. Als Folge dieses wider-natürlichen Eingriffs treten heute massenweise Nadelholzschädlinge auf, denen jährlich Millionenwerte zum Opfer fallen. Kost-



Die rote Waldpolizei

bare chemische Bekämpfungsmaßnahmen erzielten bisher nur Augenblickserfolge.

In dieser forstwirtschaftlichen Notlage versucht man wieder, die Waldschädlinge durch ihre natürlichen Feinde zu bekämpfen. Vor allem schont und hegt man die Rote Waldameise. Leider ist sie in vielen Gegenden von Fuchs, Dachs, Wildschwein oder Grünspecht ausgerottet worden. Nicht zuletzt trugen Ameisengruppensammler und mutwillige Zerstörer der Nester zu ihrer Vernichtung bei. — Die Forstbehörde ist bemüht, sie, vor allem in den immerwiederkehrenden Schadgebieten, neu anzusiedeln.

Durch sachkundige Hand werden jährlich viele Tonnen von lebenden Roten Waldameisen mit Königinnen und Nestmaterial aus starken Kolonien entnommen und versandt. An einer geeigneten Stelle wird das Nest vorbereitet, die Behälter mit Ameisen werden darauf entleert, das Ganze wird abgedichtet und mit einem Schutzdraht versehen.

Die Rote Waldameise steht unter Naturschutz. Sie trägt in besonderem Maße bei, den Wald zu erhalten, ohne den unsere Kulturlandschaft sehr bald versteppen würde.

Oskar Ehrlich

Die Gnade des einfachen Lebens

Schilderung einer heimatlichen Alltäglichkeit

Viele Jahre ist seitdem das Wasser träge die Hase hinuntergeflossen, und auch dieser eine Tag, von dem ich erzähle, war nicht mehr als ein wenig Wasser in einem kleinen Fluß. Nichts ereignete sich, was das einfache Hinfließen der Zeit veränderte, aber ich meine, es müßte dich wie ein Gebet rühren, wenn du erfährst, wie ruhig-schön, wie trüchtig von einfacher Lebendigkeit damals ein Tag verschwamm.

Ich schildere den Tag einer Magd, einen Tag der Liena Többen auf dem Stubbehushof in Röpke. Der Hof lag und liegt noch heute in dem verlorenen Winkel des Löninger Kirchspiels, der seit je mit dem benachbarten Turmdorf Menslage liebäugelte; und weil der Hof klein war, und die Erben lahme Täter waren und wendige Träumer, betrieb er nebenher eine Schänke für die Leute aus der Umgebung, und mehr fast für die Leute aus Menslage als für die aus Röpke.

Als Liena morgens erwachte, fiel durch das Dachliegefenster ein strohgelber Sonnenstrahl in ihre Kammer. Mittwoch war heute. Am nächsten Mittwoch hatte sie Geburtstag und wurde dann fünfzig Jahre alt. Wo waren die Jahre geblieben? Aber die Sonne schien, und sie spürte: doppelt gefällig wollte ihr heute die Arbeit aus den Händen hüpfen. Sie sprang aus dem Bett, denn der Fliegenschnapper zippte schon in den Apfelbäumen.

Erst öffnete sie das Dachfenster, um den Verschlag zu kühlen. Nein, sie brachte es nicht fertig, über Nacht die Luke offen zu lassen und sich dem saugenden Himmel, seiner spukwesigen Dunkelheit und seinen

schaurig hohen Sternen, auszuliefern. Aber morgens kam der Himmel auf die Erde, und es war eine Freude, dieses frischluftige Kommen zu erschnuppern.

Sie kniete nieder und flüsterte das Gebet, das sie morgens ihrer Mutter aufgesagt hatte, als sie noch nicht zur Schule ging. Zum erstenmal fiel es ihr auf, daß die pausbackigen Worte dieses Kindergebetes nicht mehr zu ihrem Gesicht paßten. Aber war sie vor Gott heute klüger als damals?

Sie kleidete sich rasch an und klinkte vorsichtig die Tür auf und zu, um Willm nicht zu stören, der noch eine Stunde länger schlafen, oder, wenn er wach war, dösen wollte. Als sie unter der letzten Stufe der Stiege endgültig Flaches und Festes betrat, spürte sie, daß der Himmel gelandet war, denn nun entglitt sie in die Arbeit.

Sie nahm zwei Eimer und ging zur Weide. Die Weiße brüllte noch lauter als sonst. Ihr Klagen machte die stille, windlose Weiße hallend, drang sicher bis nach Menslage und auf der andere Seite bis nach Huckelrieden, und es meinte auf der ganzen Welt nur sie, nur Liena Többen und goß Tinte in die rosarote Morgenweite, weil die engen Euter von der Milch zerplatzen wollten. Liena geriet beinahe ins Laufen und atmete erlöst, als sie unter der Weißen hockte und ihr die Striche zog. Der Strahl läutete erst hell und dann dunkler, die Milchsüße umwölkte ihre Nüstern, und weil sie zu rasch melkte, blähte der Schaum auf und quoll schon unter dem zweiten Balg über den Eimerrand.

Auf dem Rückweg zerrte die Last an ihren Armen, aber die Welt war jetzt ruhig, die Tauben führten ihre schwärmerische Ord-



nung am Himmel vor, und das Gehen bereitete Vergnügen, weil Gerd gestern endlich so weit gekommen war, das überstramme Leder ihres linken Holzschuhs ein wenig zu versetzen. Weggeblasen war der Schmerz in ihrem Spann. Du Döskopp, meinst du, daß es an meinem Alter lag? Altersrheuma? Hier, die Többen glitscht mit Schöwels über das nasse Gras!

Ja, er hatte schon die Pferde gefüttert. Hasso, bellte wieder Gerds Hacken an. Sie mochte den Köter nicht. Jedwedes Lebige konnte sie lieben, das graue Kaninchen, den grausamen Habicht, die roten Würmer und die schwarzen Schnecken und sogar die unheimlich leisen Fledermäuse. Aber Hunde haßte sie beinahe. Alle suhlten sich im Schatten der Männer. „Ich kann jetzt wieder besser gehen, Gerd. Es lag also doch am Leder.“ „Aber eine alternde Pute bist du doch!“ „Und ein Männerküken bleibst du noch lange.“ Er sann auf einen neuen Nadelstich, aber weil sie so lauthals lachte, fiel ihm nichts ein. „Damit du etwas schneller Federn ansetzt, werde ich dir heute acht Speckscheiben in deinen Pfannkuchen backen.“ Sie musterte ihn verstohlen und merkte, daß er die Begütigung verstand und sie weitergab an den Wallach, der sich gegen das Zaumzeug wehrte. Sie lächelte; sie liebte den Kleinknecht, so wie eine kinderlose Tante ihren Neffen lieben mußte, der seinen Flaum dazu benutzte, kratzbürstig zu sein.

Nun mußte sie erst Wasser haben, zwei Eimer voll. Sie öffnete die Klappe der Pütte, hakte einen Eimer in die Kette und drehte die Rolle, die jeden Morgen wie ein Perlhuhn kreischte. Obwohl sie sich sträubte, wurden ihre Blicke immer in die dunkle Hohltiefe gezogen, und mit dem Geruch von Stein, Moos und Grundwasserkühle quoll dann ein flüchtiger Schauer durch ihren Kopf.

Sie trug das Wasser in die Küche, machte das Feuer im Herd, pfiff durch den spitzgemachten Mund und ging zu den borstigen Sauen. O nein, das Gequietsche war keine Ohrenqual, sie badete darin und war dumpf davon gerührt, als wäre die Fütterung ein großartiges Spiel, in dem sie zur Amme wurde und die sieben Ferkel zu garstigen, aber lebendigen Puppen, die stürmisch zu ihr drängten, wenn sie den Süßmilchschmaus in den Trog goß.

Der Bauer war mittlerweile auch aufgestanden, und es wurde Zeit für den ersten Imbiß. Aber Willm und Gerd verliehen sich

KORNBLUMEN

Von Erika Täuber

*Das schönste Blau vom Himmelszelt
Hat jetzt der Hergott
Ausgestreut . . .*

*Es fiel hernieder auf die Welt
Und fiel
Ins hohe Ährenfeld,
Die Fluren bunt zu schmücken.*

noch hierhin und dorthin. Sie kannte das. Männer verträdelten morgens die Zeit mit allerlei Kinkerlitzchen und wichen wie streunende Hunde erst in die leere Luft aus, ehe sie sich rechtschaffen einpaßten in den Lauf des Tages; und als der Tisch hergerichtet war, mußte sie die beiden zu ihrer Erquickung erst verlocken, denn Willm guckte wie ein Apostel nach der Himmelfahrt des Herrn in die Wolken, und Gerd rannte aufgeregt mit Hasso um die Brombeerhecke und schien dreimal mehr als der Hund darunter zu leiden, daß eine Maus in ein Loch geschlüpft war.

Malzkaffee mit Milch. Beim Trinken spürte man, wie sich das Fleisch an die Knochen schmiegte. Willm und Gerd genügte das nicht. Sie aßen lieber, und Liena schmeckte es mit den Augen mit, wenn sie die trockene Weißbrotschnitte mit der frisch gekirnten tropfnassen Butter bestrichen, süß riechendes Schwarzbrot darüber legten und die wüsten Happen über schaukelnden Kinnbacken behaglich zerkaute.

Dann vertrieb sie die Männer vom Tisch, denn wenn diese erst anfangen zu kakeln, klebte ihre Hose an den Stuhlbinsen fest. Gerd zog mit den Pferden zum Stoppelacker, und Willm ließ die Schweine auf die Weide und nahm dann die Forke, um Kartoffeln auszuheben.

Etwas weiter weg sind die Männer netter als nahebei, dachte Liena und machte sich an die Hausarbeit. Sie schwitzte, die Luft wurde schwül. Mit Wasser und Besen würde das Wetter heute auch den Himmel schrubbten. Zwei Stunden verflatterten unter ihren Händen, dann begann ihr Magen zu gähnen, und sie ging in die Küche zurück, um das Frühstück herzurichten.

Den Brei kocht Feuer, aber den Pfannkuchen brät eine Frau. Seit elf Jahren ging es jeden Morgen um den Pfannkuchen der



Liena, Többen, und Willm, wenn er nachmittags maulte, taute regelmäßig am andern Tage auf, sobald er ein Stück ihres Pfannkuchens zwischen den Zähnen hatte. Für sie lag der Genuß in der Zubereitung.

Sie schlug drei Eier in die Kümme, zerklöpfte sie mit dem Holzlöffel, schüttete Mehl zu, goß laue Milch hinein, verrührte die Masse zu einem flüssigen Teig und gab ihm behutsam die Würze, indem sie eine Prise Salz von ihren drei zwirbelnden Fingerspitzen niederrieseln ließ. Dann legte sie dicken, fetten Speck auf das Küchenbrett, schnitt gleiche Scheiben ab, und nun bräuchte sie nur noch das richtige Feuer, mäßiges, nicht rasches Feuer. Gut. Sie wischte mit dem Papier einer Tüte die angewärmte Pfanne aus, legte vier Speckstücke hinein und ließ diese braten, bis sie bräunlich und härtlich wurden. Dumme Frauen wollten Backfett sparen, aber Pfannkuchen mußten nicht am Stahl braten, sondern in köstlichem Fett brennen, und der Zusatz von Butter war besser als der von Schweineschmalz. Nun goß sie den flüssigen Teig in die Pfanne und sah zu, wie er breiig, schwammig und zäh wurde. Gut. Sie drehte die Pfanne um und schwenkte sie, um den Teig nicht ankleben zu lassen, hob die Pfanne, kam mit dem Topfdeckel, kippte den Kuchen von oben darauf, und jetzt briet schon die andere Seite. Auf die Sekunde genau war es richtig gewesen: auf dem krossen Acker der Morgenschwelgerei lachten die kleinen Furchen goldgelb, und die platten Krumen haselnußbraun, und das Fett glitzerte wie heißer Tau.

Jaja, zu den Pfannkuchen kamen die Mannsleute von selbst, Willm kriegte den ersten, Gerd den besseren zweiten mit einer doppelten Zahl von Speckstücken, und den dritten schubste sie vergnügt auf ihren eigenen Teller. Der Brei dampfte schon in den großen doppelhenkligen Tassen, und weil der specksaftige Pfannkuchen den Hunger bald erstickte, wurde Schwarzbrot und Lubberbrei, zumal die Männer ihre Tassen nachfüllen ließen, zum Labsal einer leckeren Mast.

Gerd zog wieder auf das Stoppelfeld, und für Willm war es am besten, wenn er noch mehr Kartoffeln aushob, damit sie bis zum Sonntag Vorrat hatte. Aber Willm fühlte sich mit seinen siebenundsechzig Jahren schon als Veteran des Ackers und klokte am liebsten Holz, weil er merkte, daß beim Klöben der Birkenklötze deutlicher als sonst in seinem Leben ein ausholender Wille Un-

geheures zustande brachte: ein Hieb und der Kloben zersprang wie gewachsenes Glas.

Er brachte ihr dünne Scheite an den Herd. Naja, sie konnte sie gut gebrauchen. Der Pott mußte schnell zum Kochen kommen. Sie holte ein feistes Stück von der Lende des Schafes, das Willm vorgestern geschlachtet hatte, und warf es ins blasige Wasser. Hammelfleisch mit Kabbus. Die Lekermahlzeit auf der Verlobung des Herbstes. Hah, mit größerem Stolz als Willm gestern drei magere Rebhühner von seiner Wildbeuterei heimbrachte, trug sie heute den dicksten und strammsten Kabbuskopf aus dem Garten in die Küche!

Der Himmel hatte sich längst in Wolle gepackt und schwitzte, um sein Fieber loszuwerden. Hasso beleckte und rupfte Grashalme. Der Ganter streckte träge das Bein und legte sich dann zu den Gänsen in den verwühlten Sand. Gerd kam eine halbe Stunde früher vom Acker zurück und trieb die Schweine in den Stall, und Willm entspannte am Fenster den Verschuß einer Bierflasche, freute sich über den dumpfen Knall, setzte sich an die Theke und spielte den schweigsamen fremden Gast, obschon er selber der Wirt war.

Es grummelte schon, als Liena den Tisch deckte. Die Schwüle machte ihr zu schaffen und lähmte ihre EBlust. Immer wieder wischte sie mit dem Unterarm über die Stirn und über die Backen. Aber Willm und Gerd ließen die Schweißtropfen stehen und löffelten Kabbus und kauten Hammelfleisch, und Liena lächelte auf eine Weise, die nicht zu sehen war, und genoß abermals ihre Tischgäste als überwältigte Opfer ihrer Kochkunst.

Willm wollte am Nachmittag nach Böen und in der Brennerei Schnaps bestellen, doch das Wetter mußte erst platzen. Er ruhte in der Stube im Ohrenstuhl, und Gerd lag auf der Hille.

Drei harte Schläge krachten, Liena bekreuzigte sich, und dann ertränkte das Septemborgewitter sein mattes Feuer in einem Regen, der gar nicht aufhören wollte. Gott sei Dank, er löschte auch die Schwüle. Im Nu war die Küche aufgeräumt, denn Liena hatte, wie alle Frauen, die keinem Mann anheimgefallen waren, eine absonderliche Schwärmerei, und nichts auf dieser Welt schien ihr so wohlilig und gnadenreich wie sommertags ein Regen, der die Schwüle löschte und die Erde wusch.

Sie holte sich aus der Küchenschänke einen Stuhl, warf die Haustür auf und



Ein alter Kirchplatz des Münsterlandes (Lönningen): Die nächste Umgebung der alten Kirchen unserer Heimat war früher Begräbnisstätte. Die Toten des Kirchspiels ruhten im Schatten des Gotteshauses. Der „Kirchhof“ bekam eine entsprechende Bedeutung. Vielfach wurden die alten Kirchhöfe auch rings mit Häusern umgeben. Sie dienten gelegentlich als Zufluchtstätten bei Gefahr. Als vor 100 Jahren immer mehr Gottesäcker an den Rand der Kirhdörfer verlegt wurden, hielt sich die Bezeichnung „Kirchhof“ weiterhin im allgemeinen Sprachgebrauch. Das Wort „Friedhof“ kommt aus der hochdeutschen Sprachlandschaft und ist jüngeren Datums. Nach der Verlegung der Gottesäcker wurden die Kirchhöfe zu „Kirchplätzen“. Ihre alte Bestimmung geriet allmählich in Vergessenheit. Wer also heute über unsere vielfach malerischen Kirchplätze geht, schreitet über längst versunkene Gräber.

Foto: Alwin Schomaker-Langenteilen

setzte sich in die Öffnung. Erst badeten ihre Nüstern, dann hob sie die Arme, und wer sie so gesehen hätte mit den gehobenen, eingewinkelten Armen, hätte sie für eine Beschwörerin gehalten, obwohl sie nur wollte, daß die Kühle in ihre Achselhöhle griff.

Sie weidete sich an der Beregnung. Der güste Boden wurden betrunken, im Gartenweg entstand Pfütze bei Pfütze, und die Einschläge der Tropfen entfachten Blasen, die lustig aufquollen und noch lustiger zerplatzten. Unhörbar blänkerte der Regen durch die Luft, aber wenn er ins Blattwerk, aufs Dach und in den Sand fiel, klingelte,

wisperte und gluckste es durcheinander. Ach ja, am schönsten war das anzuhören, wenn sie abends im Bett lag. Dann wurde die Erde mit ihrem fispernden Rauschen zu einem Schlummerlied, das ihre Seele wunderbar entschwerte und wie verdunstetes Wasser, wie eine Wolke, in den Himmel schweben ließ.

Endlich hörte das Gießen auf. Die Standuhr schlug. Das Feuer angeblasen, das Wasser aufgesetzt — nicht viel später als sonst dampfte der Kaffee in den Kumpfen. Willm und Liena stiptten das Beschüt ein, und Gerd spannte die Pferde vor, und als er wiederkam, bedeutete er dem Bauern,

bevor er zu Berges gehe, bei Tholen Fritz der Stute am linken Vorderfuß das Eisen erneuern zu lassen.

Willm nickte und fuhr weg, und Gerd steckte die vier saftigen Brotschnitten ein, die seine Tante ihm reichte, nahm zwei Säcke und eine Forke, pffiff Hasso und ging auf den Kartoffelacker.

Liena weihte nun auf ihre Weise den milden Nachmittag ein. Sie füllte aus dem Jutesack, der hinter der Stalltür stand, schlohweißen Sand in einen rostigen Blechnapf, wühlte mit ihren Fingern in der kühlkörnigen Masse und streute zierliche Häufchen auf den gewaschenen roten Backsteinboden der Küchenschänke.

Dann nahm sie den Weidenkorb, um Falläpfel zu sammeln. Gerd mochte gern Apfelmus auf dem Vesperstuten und sie selbst auch. Als der Korb voll war, schlenderte sie den Gartenweg hoch und zurück und besah sich den breitblättrigen Krauskohl, auf dem die Regenperlen rollten, den hochstengeligen Dill, den immer noch üppigen Rhabarber, die großartigen Sonnenblumen, die fast zu feierlich waren für einen Bauerngarten, die zwei Kürbiskugeln, die anfangen, gelb zu werden, und die sechs verspäteten Rosen, zwei gelbe und vier purpurrote, die so schön dahingen, daß es eine Schande gewesen wäre, sie abzuknicken.

Als sie in das Außenbeet stapfte, stob ein Hase davon. Sie lachte. Waren Bohnen auch sein Leibgericht? Sie untersuchte das Grün. Ja, noch eine volle Mahlzeit saß daran; morgen gab es Vietsbohnen mit Hammelfleisch.

Als das Apfelmus in der Kumme dampfte, hörte sie vor der Haustür dumpfe Schritte im Sand. Es war Dierk Rolfes, einer der beiden Brüder auf dem Hollraher Hof, die schon so lange ledig waren, daß sie Onkel genannt wurden, und der Viehhändler Julius Buttken aus Menslage. Dierk kam häufig über den Stich, die Wiesenbäke, in die nahe Stubbehus-Schänke, Buttken nur, wenn seine Geschäfte es anrieten.

Der Viehhändler bestellte Bier und Schnaps. Liena schenkte zwei Schnapsgläser voll und stellte eine Flasche Bier daneben. „Zwei Flaschen Bier habe ich bestellt!“ „Dierk trinkt nur Schnaps.“ Buttken ärgerte diese Bevormundung, und er versuchte sich in Überredungskünsten. Dierk erwiderte nichts und schüttelte nur den Kopf. Der Viehhändler wurde dringlich, ja aufdringlich und erreichte doch nichts und sah nur, daß der Rolfes-Bur seinen Kopf einholte und ihn

starr zwischen den Schultern stehen ließ. Liena lächelte. Sie sagte es noch einmal: „Dierk trinkt nur Schnaps.“

Schmunzelnd verfolgte sie den Schacher um die Kuh. „Gut, zweihundertachtzig Mark. Prost!“ „Hundert Taler. Prost: hundert Taler sind dreihundert Mark.“ „Ein Sündengeld!“ „Eine runde Summe.“ „Du willst meinen Bankerott!“ „Falsch, Buttker, ich will nur den meinen nicht.“ „Du bist ein Bulle.“ „Und du ein Fuchs.“

Es kam so, wie es kommen mußte: Der Fuchs lief dem Bullen nach, um in den Stall zu kommen und das Huhn zu rupfen. Die Handschläge klatschten. Liena wußte Bescheid, ihre Finger blieben an der Flasche. Schnäpse waren das einzige, was derlei mürbe Einigkeit für ein paar Stunden einölen konnte.

Die beiden begannen zu babbeln und dann zu quaken und ertranken in der Zeit. Liena holte sich aus der Komode ihr Strickzeug, den halbfertigen Strumpf für Gerd, der winters Stroh in den Holzschuhen verschmähte und deshalb doppelt dicke Wolle an den Füßen brauchte. Und weil sie den Mannsleuten nur mit halbem Ohre oder gar nicht zuhörte, mußte Buttken seinen Auftrag — „Schwarze Zigarren, Liena!“ — dreimal rufen, ehe sie begriff. Die Kiste war leer, sie mußte eine neue von der Borte des Bausens holen und stieg deshalb auf den Stuhl. „Du hast ja noch stramme Beine, Liena!“ krächzte der Rolfes-Bur. „Ja, das ist auch man gut, Dierk, wenn man sich bei der Werkelei auf die Beine verlassen kann.“ Dierk machte ein leeres Gesicht.

Hatte er erwartet, daß sie mit ihm herumkalberte? Wozu? Ach ja, mit vierzig Jahren war es ihr eines Abends in einer Art Wahrschau zur Gewißheit geworden, daß sie alt wurde, aber ledig blieb. Sie hatte sich deshalb keinen Kummer gemacht. Als Fünzigjährige noch mit einem Manne schönton, nur so? Liebe Zeit! Die Frauen waren zum Kinderkriegen da, und sie blieb eine Ledige, basta!

Als die Quakerei zu dumm wurde, meinte Liena: „Es ist noch helllicher Tag, und ihr babbelt wie im Schlaf!“

Dierk Rolfes begriff, was Liena damit meinte, und weil er wußte, daß alles, was Liena sagte, ins Schwarze traf, stand er auf. Der Viehhändler versuchte, die Babbelei zu retten, aber Dierk trat schon an die Theke und zog seinen Geldbeutel.

Als die beiden sich am Nußbaum trenn-

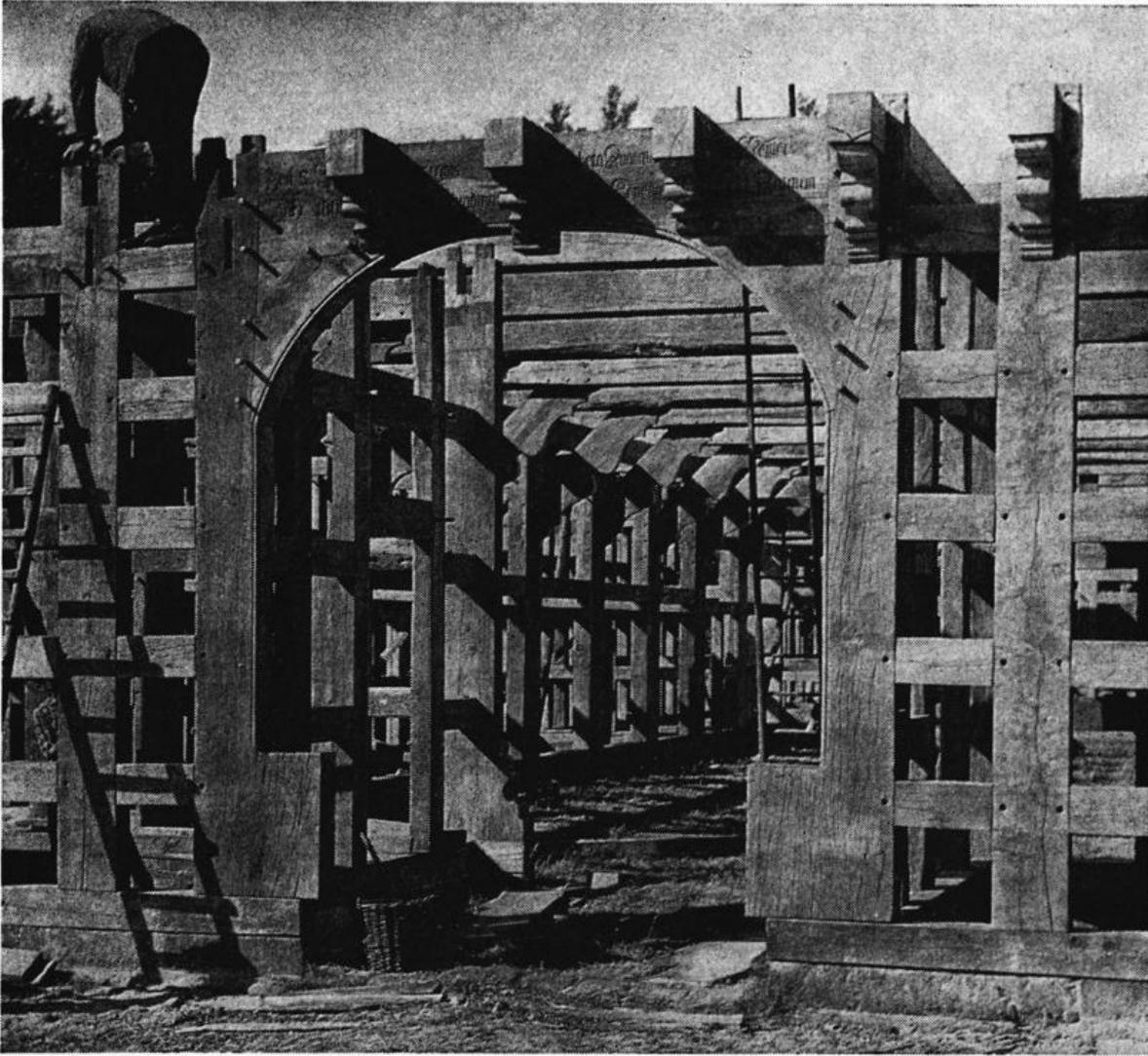


Bild von der Wiedererrichtung des Quatmannshofes im Museumsdorf 1959. Blick durch das große Einfahrtstor des Vordergiebels auf die linke Seite der großen Diele mit der monumentalen Ständerreihe.

Foto: Alwin Schomaker-Langenteilen

ten, kam von der Haseniederung ein Storch geflogen, und Liena faltete die Hände und betete für die junge oder nicht mehr junge Mutter, die das nächste Kind in Röpke gebären wollte.

Die Vesperzeit war längst verwichen. Das schadete nicht, denn Liena fastete ohnehin nachmittags ein paarmal in der Woche, weil sie merkte, daß ihr Körper diese Hungerstunden bekömmlich genoß. Sie streute den Hühnern Kornfutter aus, warf den Sauen, die übermütig tobten, Grünwuchs in die Tröge, schöpfte das erstemal Gärschaum von den Vietsbohnen im Faß, pflückte im Garten die letzten grünen Bohnen und fädelt sie ab und betete dann das tägliche Brevier aller Mägde: Das Kartoffelschälen.

Obwohl sie wußte, daß diese Verrichtung ihre ganze Aufmerksamkeit erforderte,

schweiften ihre Gedanken gerade beim Kartoffelschälen immer wieder in die sonderbare Welt, in die Unfrömmigkeiten des Kirchspiels, weil immer wieder einige Menschen, Bauern, ebenso wie Heuerleute, ausbrachen aus der Rechtschaffenheit, und weil sie nicht begriff, daß Gott so geduldig zusah, wenn an der Hase seine Gebote in den Uferschlamm getreten wurden. Aber dann besann sie sich auf ihre Arbeit und schälte um so dünner und stach die Augen um so tiefer aus und freute sich, wenn es ihr gelang, eine Kartoffel vom Ansatz bis zum Ende in einem Zuge abzuschälen.

Sie trat nach draußen. Der Wind kuschte sich. Die Bäume schienen sich zu recken und den roten Abhang des Himmels zu betrachten. Die Erde wurde still. Lächelnd beobachtete sie, was ihr sonst nie so anmutig vorgekommen war, wie die

nung am Himmel vor, und das Gehen bereitete Vergnügen, weil Gerd gestern endlich so weit gekommen war, das überstramme Leder ihres linken Holzschuhs ein wenig zu versetzen. Weggeblasen war der Schmerz in ihrem Spann. Du Döskopp, meinst du, daß es an meinem Alter lag? Altersrheuma? Hier, die Többen glitscht mit Schöwels über das nasse Gras!

Ja, er hatte schon die Pferde gefüttert. Hasso, bellte wieder Gerds Hacken an. Sie mochte den Köter nicht. Jedwedes Lebige konnte sie lieben, das graue Kaninchen, den grausamen Habicht, die roten Würmer und die schwarzen Schnecken und sogar die unheimlich leisen Fledermäuse. Aber Hunde haßte sie beinahe. Alle suhlten sich im Schatten der Männer. „Ich kann jetzt wieder besser gehen, Gerd. Es lag also doch am Leder.“ „Aber eine alternde Pute bist du doch!“ „Und ein Männerküken bleibst du noch lange.“ Er sann auf einen neuen Nadelstich, aber weil sie so lauthals lachte, fiel ihm nichts ein. „Damit du etwas schneller Federn ansetzt, werde ich dir heute acht Speckscheiben in deinen Pfannkuchen backen.“ Sie musterte ihn verstohlen und merkte, daß er die Begütigung verstand und sie weitergab an den Wallach, der sich gegen das Zaumzeug wehrte. Sie lächelte; sie liebte den Kleinknecht, so wie eine kinderlose Tante ihren Neffen lieben mußte, der seinen Flaum dazu benutzte, kratzbürstig zu sein.

Nun mußte sie erst Wasser haben, zwei Eimer voll. Sie öffnete die Klappe der Pütte, hakte einen Eimer in die Kette und drehte die Rolle, die jeden Morgen wie ein Perlhuhn kreischte. Obwohl sie sich sträubte, wurden ihre Blicke immer in die dunkle Hohltiefe gezogen, und mit dem Geruch von Stein, Moos und Grundwasserkühle quoll dann ein flüchtiger Schauer durch ihren Kopf.

Sie trug das Wasser in die Küche, machte das Feuer im Herd, pfiff durch den spitzgemachten Mund und ging zu den borstigen Sauen. O nein, das Gequietsche war keine Ohrenqual, sie badete darin und war dumpf davon gerührt, als wäre die Fütterung ein großartiges Spiel, in dem sie zur Amme wurde und die sieben Ferkel zu garstigen, aber lebendigen Puppen, die stürmisch zu ihr drängten, wenn sie den Süßmilchschmaus in den Trog goß.

Der Bauer war mittlerweile auch aufgestanden, und es wurde Zeit für den ersten Imbiß. Aber Willm und Gerd verliehen sich

KORNBLUMEN

Von Erika Täuber

*Das schönste Blau vom Himmelszelt
Hat jetzt der Hergott
Ausgestreut . . .*

*Es fiel hernieder auf die Welt
Und fiel
Ins hohe Ährenfeld,
Die Fluren bunt zu schmücken.*

noch hierhin und dorthin. Sie kannte das. Männer verträdelten morgens die Zeit mit allerlei Kinkerlitzchen und wichen wie streunende Hunde erst in die leere Luft aus, ehe sie sich rechtschaffen einpaßten in den Lauf des Tages; und als der Tisch hergerichtet war, mußte sie die beiden zu ihrer Erquickung erst verlocken, denn Willm guckte wie ein Apostel nach der Himmelfahrt des Herrn in die Wolken, und Gerd rannte aufgeregt mit Hasso um die Brombeerhecke und schien dreimal mehr als der Hund darunter zu leiden, daß eine Maus in ein Loch geschlüpft war.

Malzkaffee mit Milch. Beim Trinken spürte man, wie sich das Fleisch an die Knochen schmiegte. Willm und Gerd genügte das nicht. Sie aßen lieber, und Liena schmeckte es mit den Augen mit, wenn sie die trockene Weißbrotschnitte mit der frisch gekirnten tropfnassen Butter bestrichen, süß riechendes Schwarzbrot darüber legten und die wüsten Happen über schaukelnden Kinnbacken behaglich zerkaute.

Dann vertrieb sie die Männer vom Tisch, denn wenn diese erst anfangen zu kakeln, klebte ihre Hose an den Stuhlbinsen fest. Gerd zog mit den Pferden zum Stoppelacker, und Willm ließ die Schweine auf die Weide und nahm dann die Forke, um Kartoffeln auszuheben.

Etwas weiter weg sind die Männer netter als nahebei, dachte Liena und machte sich an die Hausarbeit. Sie schwitzte, die Luft wurde schwül. Mit Wasser und Besen würde das Wetter heute auch den Himmel schrubbten. Zwei Stunden verflatterten unter ihren Händen, dann begann ihr Magen zu gähnen, und sie ging in die Küche zurück, um das Frühstück herzurichten.

Den Brei kocht Feuer, aber den Pfannkuchen brät eine Frau. Seit elf Jahren ging es jeden Morgen um den Pfannkuchen der



Gänse und Enten sich am Teichrand verträdelten und sich umständlich putzten, bevor sie in den Schlaf marschierten.

Da — die Weiße brüllte schon. Liena fühlte wieder Unruhe und eilte mit den Eimern zur Weide. Als sie zurückkam und die Futtermilch ausgoß, plusterte sich im Stall der erste Schatten auf.

Es wurde Zeit für das Abendessen. Der Kabbus konnte am Rande des Herdes aufwärmen, jetzt ging es zunächst um den Brei. Denn wenn die Mannsleute am Abend ihre Buttermilch nicht bekamen, erwachten sie vor dem Hahnschrei und standen früher als gewöhnlich auf und trieben nur Albernheiten und Fisimatenten in der ersten Frühe, die Gott den Frauen zugewiesen hatte.

Gott Dank, daß Willm und Gerd noch nicht dawaren. Nur in dichter Herdstille gedieh die Buttermilch. Man mußte sie geduldig rühren, zehn Minuten lang und noch länger, und die Mannsleute begriffen nie in ihrem Leben, wieviel Sanftmut, Unterwürfigkeit und Andacht nötig waren, bis sie ihren geliebten Brei aus vollen Löffeln schlabbern konnten.

Jetzt kamen sie, erst Gerd und dann auch Willm. Willm tat sehr aufgeräumt und hatte rote Backen. Sie kannte das. Wenn er bei Berges von dem Klaren ein Faß kaufte, trübte sich seine eigene Klarheit. Aber er wurde nie beißwütig wie so viele Eingetrübte, sondern offenbarte nur deutlicher seine gefällige Seele, und, was viel wichtiger für sie war, er hatte gewaltigen Hunger.

Nach dem Essen kam die Dämmerung ins Haus. Gerd mußte noch nach Löningen, zum Schneider, und Willm bewirtete den Meyerratken-Bur, der eben eingetreten war. Sie stellte die Petroleumlampe auf den

Tisch, hob den hohen Glaszylinder ab und zündete den feuchten Docht an. Langsam nährte sich die Flackerung und sättigte sich zu einem goldenen Kreis. Jetzt war die Welt versunken und alle Großartigkeit des Menschen, und es galt nur noch sein Haus und sein Herz.

Als sie fertig war und das getrocknete Geschirr in das Schapp stellte, gewährte sie die Schatten ihres bewegten Körpers an der Wand, und weil die Lampenflamme erst blakte und dann anfang zu tanzen, lösten sich die Schatten von ihrer Bannfläche und sprangen in den Raum. Die Schlafgeister begannen zu spuken, und auf einmal erschlafften ihr die Sinne.

Mit einem wohligen Seufzer ließ sie sich auf den nächsten Stuhl nieder, stützte die Arme auf den Schenkeln und lockte die Katze. „Miez, Miez . . .!“ „Willst du nicht?“ Doch, sie kam. Miau! Schwapp, mit einem Sprung stand sie auf ihrem Schoß. Sie machte einen Buckel und duckte sich nun, und Liena streichelte ihr weiches Fell.

Als die Katze anfang zu schnurren, richtete Liena sich auf, blies in den Lampenzylinder und schloß das Küchenfenster. Violettenes Dunkel umwogte die Baumkronen. Der Mond goß grüne Lohe über den Gartenweg und glimmerte in den Stallfensterscheiben und glomm am Drahtzaun geheimnisvoll in den gelben und roten Blüten der Kapuzinerkresse.

Dann stieg sie bedächtig die dunkle Stiege hoch, und als sie die Tür der Kammer hinter sich schloß, rann eine müde Zärtlichkeit in ihre Hand, weil sie ein großes Wohlgefallen in dieser kleinen Verrichtung empfand, die ihren Leib allen übrigen Menschen entzog und ihre Seele in die Einsamkeit einhegte und in die Gnadenstille der Nacht.

Constanz Vogel

GRÜNE WANDERER

Fährt man mit dem Kreisbähne von Damme über Südfelde in Richtung Schwegermoor-Bohnte, bemerkt der Natur- und Pflanzenfreund beim Blick aus dem Fenster zur Sommerzeit ein auffallend gelb blühendes großes Gewächs. Es handelt sich um die „Virginische Nachtkerze“, die einstmals nicht in unserer Flora gedieh. Bahnhofsgelände scheint ein bevorzugter Platz der Nachtkerze zu sein. Trifft man sie doch auch rund um die Bahnhöfe Holdorf und Ahlhorn. Im Dammer Raum ist sie beson-

ders stark verbreitet auf dem Gebiet der ehemaligen Muna Scheelenhorst.

Die reichblütige Traube schwefelgelber, großer Blüten sieht recht malerisch aus. Am Tage ist die Blüte, besonders bei trübem Wetter, nur wenig geöffnet. Erst gegen Abend leuchtet dem Naturfreund die ganze Blütenpracht entgegen.

Als die ursprünglich aus Nordamerika stammende Nachtkerze, erstmalig vor mehreren hundert Jahren, im Botanischen Garten zu Padua aus Samen gezogen wurde, da



ahnte wohl niemand, daß sich dieses Gewächs einmal über ganz Europa verbreiten würde. Mit Vorliebe folgt es den Flußläufen und Kanälen. Doch kann man es, wie schon gesagt, häufig in Bahnhofsnähe oder seitlich der Schienenstränge feststellen. Der Vormarsch dieser Nachtkerze geht weiter. Von Südfrankreich bis zum Kaukasus, von Italien bis Skandinavien hat sie sich inzwischen ausgebreitet.

Die Nachtkerze wurde früher in Gärten gezogen. Im ersten Jahr entwickelt die Pflanze nur eine Rosette kleinerer Blätter, im zweiten erscheint der 50 bis 80 cm hohe Blütenstengel. Übrigens ergibt die fleischige, eßbare Pfahlwurzel einen schmackhaften Salat.

Von der *Oenothera biennis* gibt es für Gärten und Balkons eine Art, die der Berliner Gärtner Herbert Kühn nach 16jähriger Zucht der Öffentlichkeit vorstellte. Kühn entwickelte eine kleine, aus der Bretagne 1944 mitgebrachte Pflanze, die sich in Berlin und Hannover jetzt besonderer Beliebtheit erfreut. Jeden Abend zwischen 19.30 und 19.45 Uhr öffnen sich die leuchtend gelben, handtellergroßen Blüten. Rund 20 Stunden bleibt der Kelch voll geöffnet. Dann verfällt er. Am folgenden Abend blühen die nächsten Blüten am Stamm auf.

Interessant ist es, daß die grüne Hülle der Blüte fast auf die Minute platzt. Der Name, den sie erhielt, ist schon der rechte, nämlich: „Kühns Halbacht-Uhr-Blume“. Man pflanzt sie im August/September in die Balkon-Blumenkästen.

Unsere wildwachsende Zweijährige Nachtkerze hat im wesentlichen dieselben Eigenschaften. Wenn es nicht gerade auf die Minute ankommt, läßt sich auch nach ihrem „sprunghaften“ Aufblühen die Uhr stellen.

Der zweite grüne Wanderer auf unseren heimischen Fluren entstammt der Familie der Balsaminengewächse. Zwei Vertreter sind es, die von ihrer mongolischen Heimat aus ihren Siegeszug über die europäischen Länder angetreten haben: „*Impatiens noli tangere*“ und „*Impatiens parviflora*“.

Wer kennt sie nicht, diese beiden interessanten Vertreter, die in feuchten Wäldern und in Flußniederungen blühen? Diese seltenen Kräutlein „Rührmichnichtan“, auch „Gemeines Springkraut“ oder „Püppken spring“ genannt! Unsere Heimat besitzt sie noch beide. Freilich schaut das große Springkraut „*Impatiens noli tangere*“ ungleich



Virginische Nachtkerze.

Foto: Franz Enneking-Damme

schöner und anmutiger aus als das unscheinbarere kleine Springkraut.

Beide haben eines gemeinsam, die kahlen Stengel, die geschwollenen Gelenke, die großen, bzw. kleinen hängenden, goldgelben Blüten. Diese schmiegen sich bei der großblumigen Art so hübsch unter den länglich eiförmigen, grobgezähnten Blättern an die Mittelrippen. Die überraschende Blütenstellung unter dem Dach des schützenden Blattes dürfte wohl eine Einmaligkeit darstellen. Der Botaniker Marilaun erklärt die Stellung der drei Zentimeter großen zarten Blüten als Regenschutz.

Die Fruchtblätter der Kapsel Früchte rollen sich — das ist etwas Typisches am Springkraut — bei der leisesten Berührung wie eine Uhrfeder blitzschnell vom Fruchstiel gegen die Spitze spiralig zusammen und schleudern die schwärzlichen Samen bis 1,50 m weit weg. Der Volksmund prägte

deshalb den treffenden Namen „Kräutlein Rührmichnichtan“.

Interessant und aufschlußreich ist der Kampf beider Kräuter untereinander. Das kleinblütige Springkraut, aus der mongolischen Heimat in Botanische Gärten von Berlin und einigen anderen Städten erstmalig eingeführt, machte sich nach wenigen Jahren als lästiges Unkraut recht unbeliebt. In Sachsen trat es stellenweise so massenhaft auf, daß andere Waldvegetation bald völlig unterdrückt wurde. Im Raum des Dammer Bexaddetales läßt sich dieser Kampf zwi-

schen den beiden Springkräutern, wie in anderen Orten der Heimat, deutlich beobachten. Die großblütige Art wird mehr und mehr verdrängt. Es ist schon so, wie der verstorbene bekannte Pflanzenbiologe Wilhelm Meyer-Oldenburg feststellte: „Nur durch Ausrottung des *Impatiens parviflora* ist das wunderfeine Kräutlein *Impatiens noli tangere* mit seinen hängenden, goldgelben Blüten und dem feinen zurückgebogenem Sporn zu retten.“

Gregor Mohr

BÖLLERJUNGENS

In Hempelbarg was Hochtied! Bit nao Tornmoor, Kortbarg un Ollstedt, wor dei Wind henstünd, kunn man't hören. So lut wassen dor dei veer Naohwerjunges bie dat Hus van dei Brut an't Böllern. Sei wassen dor so ivrig bi, datt sei utseegen, as harn sei den heelen Dag Köhle schlääpt. Ehr klat-terig Tüg, dat sei extrao antrocken harn, röök nao Brand, Teer un well weit, wat aners noch.

Sei harn sich vörnaohmen, sei wullen so gaut böllern, as in Hempelbarg noch nich böllert wudden was. So güng dat ümmer man tau: Ein Stück Karbid in den Melk-kädel, dor 'n bäten Waoter up, datt dei Karbid süng un spütterde, den Deckel mit'n Haomer up dei Kannen festkloppt, den Kädel richtig henleggt.

Un dann mit dat Für vör dat Lock, wat in den Bodden van de Kannen schlaon was — —: Wwumm! Naoher drocke den Deckel weerhalt, dann kunn't van vörne losgaohn.

Sei harn all nachtens üm Twölf anfangen wullt, aover sei harn sik verschlaopen. Et was all veer Uhr in den Maimorgen wäsen, as dei erste Deckel van'n Kädel schööt. Siet dei Tiet wassen sei bie ehr Wark, as güng dat üm Ehre un Läven.

Manniges, wenn dort wat Besünneres was, harn sei twei off gaor drei Melkkannen taugange. As dei Brögam in sienen bunten Waogen anköm un dei Brut nao den Torn aufhaolde, do müß jeder einen Käadel bedeinen. Wwumm — wwumm — wwumm — wwumm — — as Trummelfür hualde dat över dei fierlike Sellskup. Dei Brut verfehrde sik so, dat sei mit dei witten Hansken an ehre Hannen sik dei Ohren tauhüllt.

Gaut was't, datt alle Hochtiedslüe glieks in dei Karken wören. Nu kunnen dei Böllerjunges sik verhaolen un Luft schnappen;

gaut was't, datt sei ut dat Hochtietshus af un an mit'n Buddel kaomen wassen, änners harn sei dat woll nicht uthollen!

Nao'n Stunne, as dei Hohmisse daohn was un dei Brutlüe ehr „Jao“ segt harn, kreegen sei weer tau dauhn. Dei Puckel füng all 'n bäten an tau kellen. Man wenn van-aobend dei Wichter bie't danzen seggen schullen: „Wat hebbt ji fein böllert!“, dann güng dat nu nicht ganz sünnner Rüggenpien und Schweit af...

Nömmdaogs, as dat Brutpaor in dei Stadt nao'n Billerknipser föhrt was, kreegen sei neißgierigen Besöök: Drei Junges. Dei Schaulen was ut, un up den Weg trügge wassen sei hier langes gaohn. Erst bleewen sei noch wat wieder wegg stahn. Dann kömen sei dichter. Dei Gröötste van dei Drei schööv dei Müssen up sine witten Haore in'n Nacken, as wenn hei so bäter seihn kunn. Aover dei beiden ännern wüssen woll, datt mit grote Junges faoken nich gaut tau spräken is; vörup, wenn wat tau dauhn is, wat nao ehr Meenen nicht einer so dägt as sei beschicken kann.

„Otto, fraog doch erst Franz“, meende dei Leßde, tau den sei van „Weik-nich“ säen: Hei füng meist jede Råde mit „Weik nich“ an, wat soväl as „Ik weit dat nich“ heiten schull.

Franz was dei Brauder van Otto un einer van dei Böllerjunges; hei was up disse Drei, dei tusaomenhüllen as Pick, und dei alle ehre Tööge mit 'n änner utfreeten, ümmer noch wat gneisig. Sei harn üm an'n Olljaohrsavend so mit siene Tunscheren tauhatt (Heimatkalender 1954); dat was nu ja all lange weer in dei Riege, aover vergäten kunn hei't noch nich recht.

Otto schüddelde den Kopp. „Laot us erst beraoden“, sä Fritz, dei Tweide, un sei trük-

ken nao einen Quäkbeernbusk nich wiet af, nöhmten dei Tornüsters van dei Schullern un sett'den sik dorup hen. Dei Sünne scheen tüsken dei Tööger hendaol, un dei Blöer wassen so gröön un frisk, und dei Dag was so moi.

„Wi willt uk böllern!“ Fritz köm dor mit herut, as wenn dat all faststünd. „Weik nich. — Weißt du, wo dat taugeiht?“ fröög Weik-nich. „Wi mööt örntlik taukieken; dat kann man alles lernen, bäter as den Kraom in dei Schaulen“, geef Fritz trügge.

„Ji hebbt jä Angst“, meende Otto. „Un worüm willt wi böllern?“

„Dat is alltied so: Tauerst werd böllert un dann befreet sei sik“, sä Fritz.

Un Otto frög: „Wekker schall denn hie-raoden?“

Do röp Weik-nich: „Beckers Anni un Wilm!“ „Olden Wilm?“ wull Otto wäten. Weik-nich nickkoppe.

Otto frög: „Meenst du, dat sei dat dauht?“ „Sei loopt doch all lange naug mit'n ännern!“ sä Weik-nich. „Nu hebbt sei sik aover däägt vertörnt“, sä Fritz. „Och wat! Weik nich! Wat dei Lüe ale schnacket!“

„Jao, dor hest du recht“, rööp Otto, „aover glöövst du, wenn wi böllert, datt sei dann so einfach — —“

Weik-nich lööt üm nich utspräken: „Dat dröff nich einer wäten, datt wi dat dauht! Und dann — un dann — hört dei Lüe dat doch ale. Un dei Pastor — un dei Köster — hört dat uk — un sei sülvst. Dann giff dat doch nix änners mehr för dei beiden! Off is dat maol vörkaomen, datt hier in't Dörp böllert worden is, un dor was gaor kiene Hochtied?“

Weik-nich dröög siene spitze Näsen piel-hoch. Nee, dat wüß kiener van dei Drei, datt sei dat all maol belävt harn!

„Wi käönt dat ja maol versäuken“, sä Otto. Dor was dat mit klaor: Ehr Plaon har dei ersten Wuddeln schlaon. „Wir mäöt seihn, datt wi ehre Kädels krieght!“ düüde Fritz nao dei Böllerjunges hen. „Nich so luut!“ stüürde Weik-nich üm, „änners hört sei us. — Wannehr willt wi dann böllern?“

Otto trück dei Lienen noch een bäten wieder trügge: „Sachte an! Jao, dei Kannen mäöt wi hebben; änners fallt dat up, wenn wi noch neie inkopen mäöt, un dei Deckels uk, un wat all noch dor is! Wi haolt us dat naoßen, wenn sei an't Danzen sünd. Dann is dat ganz licht. Un dann käönt wi dat alles verstääken bie usen Huse, datt nich eis eine Mus dat finnen kann!“

IMMENSCHUUR

Von Heinz von der Wall

*In'n Gaorn an den Haogen,
Dor kumm mit mi her!
Dei Immen, dei bruset,
Wo geiht dat tau kehr!*

*Sei hebbt günt dei Bäken
Dei Heidklocken hört,
Un liekut nao baoven
Dei Flögels ehr böört.*

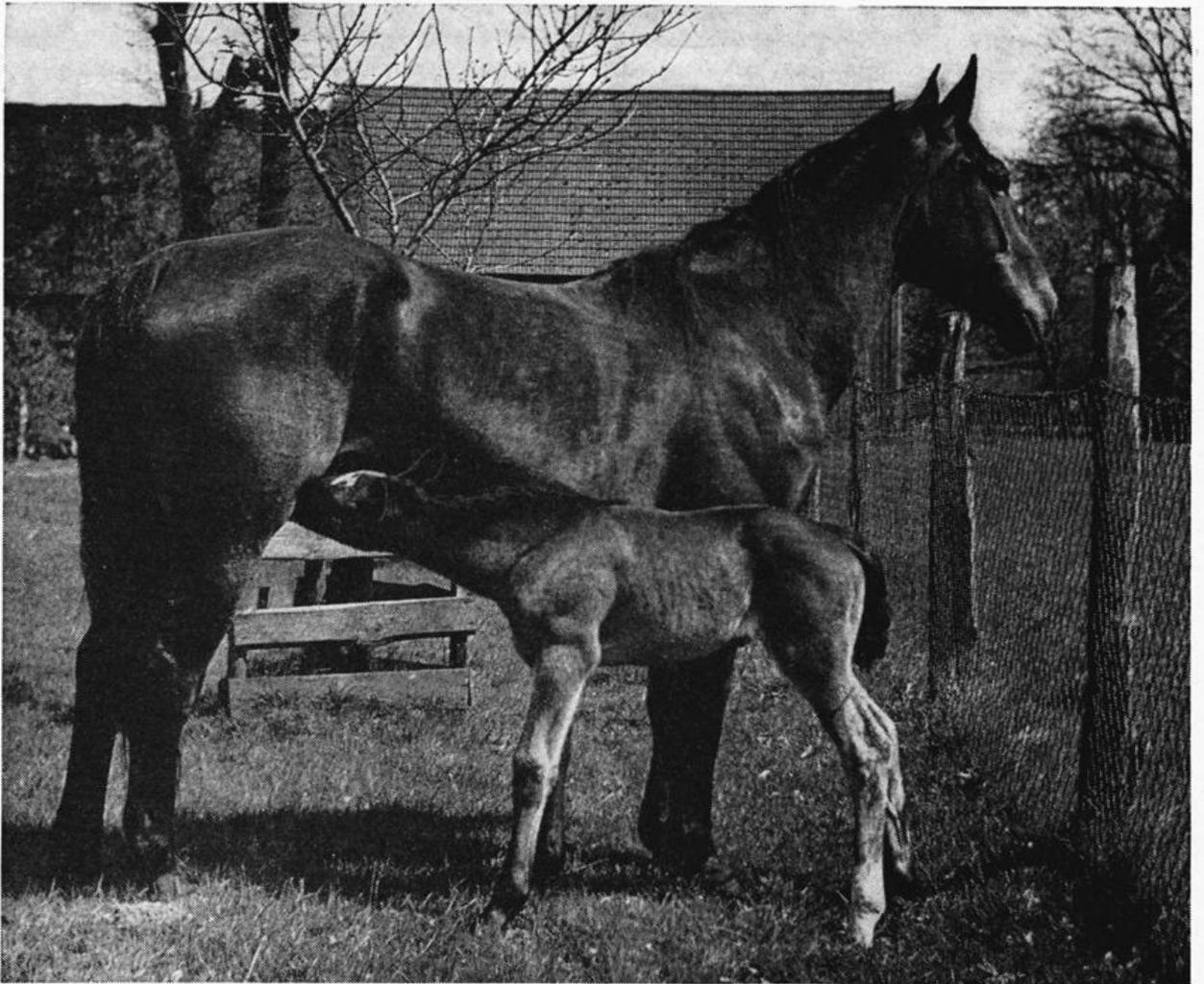
*Sei fallt ut dei Wolken,
Ganz gäl sünt dei Been';
Sei summet und suset
Un söökt ehre Teen'n.*

*Wat rüch dat nao Hönnig!
Wo geiht dat dor her!
Ein Dag as vandaoge,
Dat is ein Plaseer!*

So günk dat Rathollen wieder; sei kömen nu gauer klaor. Otto un Weik-nich schullen bie Oldens, und Fritz un Kopmanns Alfred, dei uk mitmaoken müssen, schullen bie Bekkers böllern. Tauken Wäken Dingesdag, 's morgens üm Klock Veer schull't passeiern. Sei harn vör Iwer un Spaoß glöhnige Ogen krägen; un jedesmaol, wenn weer en Dekkel mit „Wwumm!“ van'n Kädel flöög, köm ehr dat vör, as wenn sei all eine Wäken wieder un sülvst an't Böllern wassen.

Sei nöhmten ehr Tornüsters ünner'n Arm un güngen langsaoom weer nao dei Stäe tau, wor dei Böllerjunges mit Fliet un Meihte ehr Wark döen un nu bold utseegen as sükke Düvels. Dat wören aover Düvels, dei gaut taufräe wassen un tuskendör Döönkes vertellden, off 'n bäten unwies gröhlden. Einer har't ümmer weer mit 'n Pastor siene Kauh: „... un dei Maoler Timpenfast kreeg van'n Stert 'n Wittkequast — — van Herrn Pastor sien' Kauh —!“ Mit dei ännern — dor was Franz uk bi — kunn man nu utkaomen (dei Buddel gägen ehr was van neien ganz vull), un sei säen alles, was dei Drei wäten wullen. Tauleßde wullen sei sogaor woll hebben, datt sei 'n bäten mithülpen. As't Tiet was, uptauhören, kennden dei Drei up





Heimisches Frühlingsidyll

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

disse Aort den ganzen Kraom all, un Otto sä: „Dat geiht heller gaut!“

Nich ganz säven Daoge lööter schall dat in Hempelbarg Lüe gäven hebben, dei meenden, dor füllen Bomben in den Fräen van den neien Maimorgen. Sei sprüngen kittig ut'n Bedde, reeten dei Fensters aopen un keeken nao buten: An twei Stäen spektakelde dat. Wwumm! güng dat hier, un dann Wwumm! van dei ännere Sieden. Un dann noch maol dat süftige Wwumm! — Wwumm! Dor was dat still nao. So still, as dat an'n Morgen is. Dei Lünkes, dei sik uk verjaogt harn, fügen weer an tau schülpen.

Bie't Fräustück würd in alle Hüser van Hempelbarg vertellt, wat passeiert was. Bie Oldens in'n Eekenhoff, nao dei Kante tau, wor Wilm schlööp, un bie Beckers vör Annis Kaomer har man schwattbrennde Melkkädels funnen. Dor harn wekke böllert.

Man was dor uk — Beckers Pappe gaor in Hemdschlippen — achter tau wäsen, un

einen van disse mallen Böllerjunges har man uk innne Künne krägen. Do wüppkeden un hüppkeden dei Tassen up dei Diske in dei Käökens, wiel dei Lüe ehre Hannen vör Lachen nich still hollen kunnen.

Anni un Wilm! Alle Lüe wüssen ja: Dei beiden, dei sik lange Jaohre dör gerne lien mücht harn, wassen sich nu so leep tau, datt sei sik bold nich eis „Gauden Dag“ böen...

Franz möök sik wat up dei Daol tau dauhn. Up'n Hoff harn sei Unnerstunden maakt; hei wull leiwer noch'n bäten an dei friske Luft. Jüst köm Otto dör dei Porten. Franz röp sienen Brauder nao sik her. Otto seeg wat luurig ut, un as Franz frög: „Hebht sei di seihen? Ji sünd jo Aohnesägels!“ schööv hei bloß den Tornüster up sinen Rüggen hen un her.

„Wekker is dor noch biewäsen? Mi kannst du dat ruhig vertellen.“ Otto keek uppe Grund un sä nix. Hei har dor uk gaor kiene Tiet tau. Eiher as hei sik verseege,

stünd dor ein Wicht in'n bunt Kleed un' ne blawe Schötten vör üm un haude üm mit dei Rechten eine herünner: Beckers Anni!

Dat düürde man einen Ogenschlag, do köm wat Schwattes dör dei Näendörn, un up Ottos Backen pierde eine ännere, eine gräövere Hand. Hei schlöög lang'hen.

„Watt giff't nu?“ rööp Beckers Anni. As sei seeg, wekker dor kaomen was, schweeg sei. An'n leiwsten was sei weglopen: Dat was ja Olden Wilm! Dor stünd hei, grot un breit; dat dunkle Haor leeg wild dör'nänner, as was't jüst so dull as hei.

Wilm dreihde sik nao ehr üm: „Du büst uk hier?“ „Dat magst du bie lütken ja woll wies worden wäsen“, sä sei kottaff.

„Dor hebbt wi beide woll meist dei süftigen Gedanken hatt?“ — „Dat mag woll wäsen.“

„So'n dusseligen Bengel!“ gnaorde Wilm. „Ik seeg üm van dei Schaulen kaomen — —. Dat was noch väl tauminne för üm!“

„Wo kannst du'n Kind so nietzke hauen?“ schüllt sei. „Kind?“ möök Wilm ehr nao. „Wat is'n Kind? Wekker böllern kann, is kien Kind' mehr!“

„Hei geiht doch noch nao Schaulen!“ säh Anni, „ik heff üm uk eine langet, man nich so daohne as du! Hei kunn ja tau Schaoden kaomen un sien heil Läven unglückelk weren.“

„Ik heff gaor nich wüßt, datt du di för einen Jungen so insetten kunnst“, sä Wilm mit spotthafte Stimm. „Heff hei us nich jüst naug up den Stock daohn?“

„Hei is doch noch ein Kind“, sä sei week.

Sei keeken sik an. Hei versöchde, so vergrellt tau wäsen, as't man även mäogelk was — aover wo köm dat, datt üm dit nich recht glücken wull? Dat was woll bäter, wenn hei sik üm den Aohnesolt dort wat kümmern dö.

„Worüm hest du dat daohn, un wekker is dor noch mehr bie wäsen?“ runzde hei Otto an. Otto schüddelkoppde. Dat güng up den tweiden Deil van dei Fraoge. „Worüm? Ik wull gern böllern! Und dann — — un dann — —“ hei nöhm dei ganze Kuraosche, dei hei har, un sä: „Ji schullen hieraoden! Wi hebbt doch faoken seihn, wo ji up dei Straoten löpen — — un do hebbt wi — — do heff ik dacht — —.“

Anni füllt üm in dei Råde: „Dat harn wi doont nich dauhn schullt! Dat is hier nich recht Maude... Aover ik heff dat ja wullt.“

„Nee“, sä Wilm, „dei Schuld liggt bie mi. Ik heff dat wullt, Anni.“

Sei dachde: Hei seggt weer van „Anni“

tau mi. Sei sä: „Un ik meende, ik was dat wäsen! Ik weit noch, wo dat anfangen is, dat Inhaoken meen ik. Doont, verläden Jaohr was't, up de Straoten nao Kortbarg tau.“

Sei lachde sinnig vör sik hen. „Ik heff so daohn, as wenn ik nich mehr gaut gaohn kunn, stöttede mit dei Schauhe ümmer an dei Steine, un do fröögst du — —.“

„Was dat nich dat süftige Maol, as wi so eine Smacht nao Appels harn? Ik schmeet mit'n Stock in dei Böme an dei Straoten, un dann hebbt wi se upsöcht — —.“

„Dat all weest du uk noch? Jao, doont was dat, Wilm!“ — „Dei Appels hebbt gaut schmeckt, Anni.“

Sei säen beide eine Tied lang nix... —

Franz lähnde an eine Leddern. Hei harr noch nix seggt. Hei amüseierde sik, wo dat woll wiedergaohn wull. Otto har sich up eine Mählkisten hensett't, hüllt sien Gesicht tüsken de Füüste un dachde: Trauerst haut sei mi beide wekke herünner, un nun schnackt sei sowat! Man mi schaoll dat glik wäsen! Van mi werd't sei nix nich gewaohr.

Wilm seeg üm dor sitten un füng weer an tau schellen: „Du verflixte Kerl! Ale Lüe lacht nu äöver us! So eine Böllereie heff dat in use Kespel miläve noch nich gäven!“ Dat seeg ut, as wenn hei üm noch maol weer an wull.

„Sünd wi nich sülvst uk Schuld?“ frög Anni. „Dat heff dor nix mit tau dauhn!“ rööp Wilm. „Wenn dat noch wat Rechtes wäsen was! Aover tweimaol Wwumm! Wwumm! un dann nix mehr!“ — „Dat heff mi uk würkelk nich paßt“, sä Anni.

„Ik glööve, dat Böllern klinkt heel änners, wenn 't länger düürt —“ sä Wilm.

„— — un wenn man dann weit: Dat Böllern nu is för us, för us alleen — —.“

„Meenst du dat, Anni?“

„Jao, Wilm.“

— — — Franz stünd van siene Leddern up, nöhm sienen Brauder Otto an'n Arm un güng mit üm in dei Käöken: „Du moßt noch wat tau äten hebben; wenn du noch lange töffst, is't kolt wudden. — Dat ännere schall woll aohne us klaor kaomen.“ Hei plinköögde nao dei beiden hen.

Otto stünnen dei Traonen noch in dei Ogen, so brennden üm dei Backen noch, un hei keek man heel bedrööv't; aover as hei vör sinen Teller Arfkenzoppen seet, lööt üm dei ganze Welt all weer änners tau...

Dat Jaohr dornao, weer in'n Maimaond, wüdd in Hempelbarg noch einmaol vör Bek-



ken nao einen Quäkbeernbusk nich wiet af, nöhlen dei Tornüsters van dei Schullern un sett'den sik dorup hen. Dei Sünne scheen tüsken dei Tööger hendaol, un dei Blöer wassen so gröön un frisk, und dei Dag was so moi.

„Wi willt uk böllern!“ Fritz köm dor mit herut, as wenn dat all faststünd. „Weik nich. — Weißt du, wo dat taugeiht?“ fröög Weik-nich. „Wi mööt örntlik taukieken; dat kann man alles lernen, bäter as den Kraom in dei Schaulen“, geef Fritz trügge.

„Ji hebbt jä Angst“, meende Otto. „Un worüm willt wi böllern?“

„Dat is alltied so: Tauerst werd böllert un dann befreet sei sik“, sä Fritz.

Un Otto frög: „Wekker schall denn hie-raoden?“

Do röp Weik-nich: „Beckers Anni un Wilm!“ „Olden Wilm?“ wull Otto wäten. Weik-nich nickkoppe.

Otto frög: „Meenst du, dat sei dat dauht?“ „Sei loopt doch all lange naug mit'n ännern!“ sä Weik-nich. „Nu hebbt sei sik aover däägt vertörnt“, sä Fritz. „Och wat! Weik nich! Wat dei Lüe ale schnacket!“

„Jao, dor hest du recht“, rööp Otto, „aover glöövst du, wenn wi böllert, datt sei dann so einfach — —“

Weik-nich lööt üm nich utspräken: „Dat dröff nich einer wäten, datt wi dat dauht! Und dann — un dann — hört dei Lüe dat doch ale. Un dei Pastor — un dei Köster — hört dat uk — un sei sülvst. Dann giff dat doch nix änners mehr för dei beiden! Off is dat maol vörkaomen, datt hier in't Dörp böllert worden is, un dor was gaor kiene Hochtied?“

Weik-nich dröög siene spitze Näsen pielhoch. Nee, dat wuß kiener van dei Drei, datt sei dat all maol belävt harn!

„Wi käönt dat ja maol versäuken“, sä Otto. Dor was dat mit klaor: Ehr Plaon har dei ersten Wuddeln schlaon. „Wir mäöt seihn, datt wi ehre Kädels krieght!“ düüde Fritz nao dei Böllerjunges hen. „Nich so luut!“ stüürde Weik-nich üm, „änners hört sei us. — Wannehr willt wi dann böllern?“

Otto trück dei Lienen noch een bäten wieder trügge: „Sachte an! Jao, dei Kannen mäöt wi hebben; änners fallt dat up, wenn wi noch neie inkopen mäöt, un dei Deckels uk, un wat all noch dor is! Wi haolt us dat naoßen, wenn sei an't Danzen sünd. Dann is dat ganz licht. Un dann käönt wi dat alles verstäaken bie usen Huse, datt nich eis eine Mus dat finnen kann!“

IMMENSCHUUR

Von Heinz von der Wall

In'n Gaorn an den Haogen,

Dor kumm mit mi her!

Dei Immen, dei bruset,

Wo geiht dat tau kehr!

Sei hebbt günt dei Bäken

Dei Heidklocken hört,

Un liekut nao baoven

Dei Flögels ehr böört.

Sei fallt ut dei Wolken,

Ganz gäl sünt dei Been';

Sei summet und suset

Un söökt ehre Teen'n.

Wat rüch dat nao Hönnig!

Wo geiht dat dor her!

Ein Dag as vandaoge,

Dat is ein Plaseer!

So günk dat Rathollen wieder; sei kömen nu gauer klaor. Otto un Weik-nich schullen bie Oldens, und Fritz un Kopmanns Alfred, dei uk mitmaoken müssen, schullen bie Beckers böllern. Tauken Wäken Dingesdag, 's morgens üm Klock Veer schull't passeiern. Sei harn vör Iwer un Spaoß glöhnige Ogen krägen; un jedesmaol, wenn weer en Dekkel mit „Wwumm!“ van'n Kädel flöög, köm ehr dat vör, as wenn sei all eine Wäken wieder un sülvst an't Böllern wassen.

Sei nöhlen ehr Tornüsters ünner'n Arm un güngen langsom weer nao dei Stäe tau, wor dei Böllerjunges mit Fliet un Meihte ehr Wark döen un nu bold utseegen as sükke Düvels. Dat wören aover Düvels, dei gaut taufräe wassen un tuskendör Döönkes vertellden, off 'n bäten unwies gröhlden. Einer har't ümmer weer mit 'n Pastor siene Kauh: „... un dei Maoler Timpenfast kreeg van'n Stert 'n Wittkequast — — van Herrn Pastor sien' Kauh —!“ Mit dei ännern — dor was Franz uk bi — kunn man nu utkaomen (dei Buddel gägen ehr was van neien ganz vull), un sei säen alles, was dei Drei wäten wullen. Tauleßde wullen sei sogaor woll hebben, datt sei 'n bäten mithülpen. As't Tiet was, uptauhören, kennden dei Drei up

kers Anni ehre Kaomer un bi Olden Wilm sien Hus böllert.

Ditmaol was dat alles so, as't wäsen müß un as dat van öllers her Maude was. Un dei beiden Brutlüe kunnen mit ehre Böllerjunges taufräe wäsen. Dei jüngste van ehr was Otto, dei Ostern ut dei Schaulen kaomen was.

Un as 's nömmdaogs Fritz un Weik-nich un Alfred kömen, har hei jüst ein Stück Stickebeertorten in dei Hand, dat dei junge Frau üm sülvst bröcht har, un hei sä tau dei Drei:

„Dat geiht heller gaut!“

Heinz von der Wall

Räuberbanden im Münsterland

Die gute alte Zeit war nicht immer so gut, wie spätere Generationen meinten. Die Sicherheit auf dem flachen Lande und auf den Landstraßen ließ oft zu wünschen übrig. Mit einzelnen Verbrechern wäre man fertig geworden, aber die Bösewichte schlossen sich zu großen, stark bewaffneten Banden zusammen, gegen die der einzelne Bürger oder die Bewohner einzeln liegender Gehöfte, eines Schlosses oder eines kleineren Fleckens nicht viel ausrichten konnten. Zudem fehlte es an einer organisierten, schlagkräftigen Polizei. Nachrichtenmittel, um die Bewohner der nächsten Stadt oder die Soldaten einer Garnison zu Hilfe zu rufen, gab es auch nicht. Allenfalls konnte man die Kirchenglocken läuten oder einen Reiter entsenden, der im gestreckten Galopp zum nächsten Ort eilte. Aber bis Hilfe kam, war das Unheil meist schon geschehen. Die Räuberbanden versuchten ohnehin, jeden Hilferuf von vornherein zu verhindern.

Um einige Bandenführer, wie etwa den 1803 in Mainz hingerichteten Schinderhannes (er hieß eigentlich Johann Bückler und war zur Zeit seiner Ergreifung erst 20 Jahre alt), haben sich romantische Legenden entwickelt. Sonst aber verursachten die Banden überall, wo sie auftraten, Angst und Schrecken. Im ganzen 18. Jahrhundert bemühten sich die Landesherren, die Räuberbanden unschädlich zu machen. Der dürftige Stand des Polizeiwesens und die territoriale Zerissenheit erschwerten dies weitgehend. Man bemühte sich immerhin im Rahmen des Möglichen, die Räuberbanden zu verfolgen und die ergriffenen Bandenmitglieder vor Gericht zu stellen. Die Urteile gegen die Räuber waren hart. Der Scharfrichter bekam blutige Arbeit, wenn endlich einmal eine Bande dingfest gemacht worden war.

Auch das Münsterland ist nicht verschont geblieben. Ein Erlaß der Regierung in Münster vom 7. April 1752 gibt uns davon Kunde. Man hatte zwei Räuber, den Hans Jürgen

Schrage und den Johann Friedrich Adeler, festzunehmen vermocht. Beide waren nicht nur geständig, eine Reihe von Raubüberfällen verübt zu haben, sondern verrietten auch die ganze Räuberbande, zu der sie gehört hatten. Das waren nicht weniger als 55 Menschen.

Die Angaben der beiden Verhafteten sollten als Grundlage für eine groß angelegte Fahndung dienen. Deswegen gab die Regierung eine Beschreibung der 55 noch in Freiheit befindlichen Verbrecher allen Behörden des Landes und den benachbarten Regierungen bekannt. Diese möchten „auf das beschriebene Raubergesindel ein wachsames Auge haben, solches in Betretungs-Fall sofort handfest machen und zur versicherten Haft bringen zu lassen.“

Der über 200 Jahre alte Erlaß ist also genau das, was wir heute als Fahndungsersuchen und Steckbrief bezeichnen würden. In der Vorrede des Erlasses heißt es weiter, die Regierung in Münster sei bereit, die Festgenommenen gegen Erstattung der entstandenen Kosten zur Aburteilung zu übernehmen, oder auch den Gerichten des Landes, in dem sie ergriffen würden, zur Aburteilung zu überlassen. Im letzteren Falle würden alle erforderlichen und vorhandenen Nachrichten, die der Strafverfolgung dienlich seien, übermittelt werden. Gegenüber den Nachbarterritorien erklärt man sich zu Gegendiensten gern bereit.

Die Beschreibung der Räuber ergibt, daß sie vielfach mit ihren Frauen oder Geliebten herumzogen, auch wohl ihre Kinder bei sich hatten, die auf diese Weise schon in jungen Jahren dazu erzogen wurden, sich in ihres Vaters Betätigung zu üben. Manche Räuber hatten nebenher einen harmlos erscheinenden Beruf. Gleich der erste in der Liste war Inhaber eines Flohzirkusses, er wurde der „Flohe-Fänger“ genannt, „weilen vormahlen mit an Kettgeren angelegten Flöhen herumgegangen.“ Mit einem anderen Räuber und





Feste Straßen wie heute kannte der Reiseverkehr früher nicht. In Norddeutschland nahm er gern seinen Weg über die weiten und meistens trockenen Heiden. Stumme Wacholderbüsche waren vielfach einsame Reisebegleiter. Wanderungen durch die Heide- und Naturschutzgebiete (hier: Wacholderhain bei Haselünne) vermitteln noch Eindrücke dieser früheren Landschaften.

Foto: Alwin Schomaker-Langenteilen

einem ganzen Troß von Weibern, Kindern, Knechten und Mägden zog er raubend und brandschatzend seit Jahren umher.

Nicht wenige Räuber hatten als besondere Kennzeichen Narben und Körperschäden, die ihnen bei ihren Raubzügen von den Überfallenen beigebracht worden waren. So wird bei einem eine Hirschfängernarbe am linken Auge beschrieben, und ein anderer hat sogar ein Auge verloren. Man blieb beieinander, und es wird berichtet, daß der eine oder andere die Witwe eines bereits gefangenen und hingerichteten Räubers geheiratet habe. Mehrere Räuber waren schon einmal gefangen, aber sie konnten wieder entkommen. Einer von diesen hat dabei vielleicht seine artistischen Fähigkeiten angewendet; er trat auf Jahrmärkten früher als „Luftspringer“ auf, weil er „einige Künste mit Springen zu machen pflegt“.

Später wird er das kaum noch gekonnt haben. Als sein besonderes Kennzeichen wird erwähnt, daß er „gantz dicke“ Fußknöchel habe, eine Folge der Tortur, die er in Frankreich ausgestanden habe. Diese Be-

merkung zeigt, daß die Räuber nicht nur auf deutschem Boden blieben, sondern auch in der übrigen Welt sich umsahen.

Immerhin konnte auch die Tortur (Folter) die Räuber nicht nachhaltig schrecken. Einer von ihnen, der nun schon 80 Jahre alt war, hatte noch vor anderthalb Jahren „zu Wittlage im Hochstift Osnabrück die Tortur ausgestanden“. Er rühmte sich in seinen Kreisen, daß er schon seit 36 Jahren unentwegt als Dieb und Räuber unterwegs sei, ohne jemals verhaftet worden zu sein. Sein Sohn hatte weniger Glück: er wurde festgenommen und in Münster hingerichtet. Auch ein anderer Räuber war mindestens schon in der zweiten Generation in dieser Weise tätig; sein Vater war inzwischen im Gefängnis zu Münster gestorben.

Manche Räuber konnten aus den Gefängnissen ausbrechen. Einer war in Berlin, Kassel und Bielefeld jeweils wieder aus der Haft entkommen. Der Räuber Cumpel hatte bereits in Hannover die Folter über sich ergehen lassen müssen, weil er an einem Raubmord bei Diepholz, dem Johann Bernd

Jäger zum Opfer fiel, beteiligt gewesen sein sollte. Offenbar konnte er damals nicht verurteilt werden. In seiner Begleitung war ein zehner oder zwölf Jahre altes Mädchen, das „künstliche Luft-Sprünge machen“ konnte.

Bei manchen der Gesuchten wird bereits angegeben, an welchen Raubüberfällen sie beteiligt gewesen seien. Unter den genannten Ortsschaften sind Holte, Diepholz, Lengerich, Werl und Osnabrück. Eine Anzahl Räuber stand vordem im Heeresdienst; manche waren desertiert.

Die Räuber waren in allen möglichen Gegenden beheimatet. Sie kamen aus dem Rheinland, aus Westfalen und aus Mitteldeutschland, teilweise aber auch aus dem Münsterland. Der letzte in der lange Liste, Franz Möller, kam aus Sachsen. Dieser war dort schon zu lebenslänglicher Zwangsarbeit

verurteilt worden, aber in den Wirren des Siebenjährigen Krieges entkommen. Als besonderes Kennzeichen wird vom ihm berichtet, daß er eine „hölzerne Nase“ habe.

Daß eine derartige Räuberbande Angst und Schrecken verbreiten konnte, wo sie auftrat, liegt auf der Hand. Allerdings darf man nicht annehmen, daß die Räuber immer in voller Bandenstärke auftraten. Oft gingen nur kleine Gruppen oder einzelne auf Raub aus. Nur bei großen Aktionen wirkten sie alle zusammen. Wir wissen aus vielen Schilderungen und aus alten Prozeßakten, daß sie bei ihren Raubüberfällen brutale Gewalt anwendeten bzw. vor Mord und Totschlag nicht zurückschreckten. Das sind Verhältnisse, wie sie sich der Bürger heutzutage nicht mehr vorzustellen vermag. Jedoch lassen sie die gute alte Zeit in etwas anderem Lichte erscheinen. Konrad Händel

Erlebnis mit einem Fischadler

Abseits vom lauten Verkehr der Bundesstraße zwischen Ahlhorn und Cloppenburg liegen, eingebettet zwischen Wald und Heide, die staatlichen Fischteiche von Ahlhorn. Diese Teiche wurden von russischen Kriegsgefangenen in den Jahren 1914 bis 1918 von Hand ausgehoben und miteinander durch Zulaufgräben verbunden. Ihre Anlage dient der Karpfenzucht.

Durch eine ruhige und fast ungestörte Lage ziehen diese Teiche im Frühjahr, besonders während der Brutzeit, und im Herbst viele nordische Strand- und Wasserläufer sowie Enten der verschiedensten Arten an. So sind häufig schönste Beobachtungen und Studien der Vergesellschaftung von Rotschenkeln, Kampfläufern, Bruchwasserläufern, Uferläufern, Fluß- und Sandregenpfeifern, Zwergstrandläufern, Temmingstrandläufern und Sanderlingen möglich. Seltener finden sich der isländische Strandläufer und der Steinwäzler ein.

An Entenarten kommen fast regelmäßig Stockenten, Krickenten, Pfeifenten, gelegentlich auch Moorenten, Sellenten, Knäck- und Spießenten vor. Den Fischadler beobachtet man wohl nirgendwo besser, als auf diesen Teichen. Ich habe öfters drei bis vier Exemplare zugleich über den Teichen getroffen. Auch überraschte ich sie beim Fischfang, in Ruhestellung und sogar beim Baden.

Da die Teiche im Herbst zum Fischfang abgelassen werden, hatte ich einmal folgendes Erlebnis: Vom Fischereigehilfen erhielt

ich den Bescheid, daß der Teich Nr. 18 am Sonnabend abgelassen würde. Also war ich am Sonntag schon zeitig beim Teich. Weil die Teiche in der Mitte tiefer sind, und durch ihre Mitte auch der Prielgraben läuft, schwimmen beim Ablauf des Wassers die Fische in diesen Priel hinein, aus dem sie dann herausgefischt werden. Der Priel läuft beim Teich Nr. 18 an einer kleinen Insel, welche höheren Pflanzenwuchs trägt, unmittelbar vorbei. Am Sonnabend war keine Zeit mehr zum Ausfischen. So blieben alle Fische bis zum Montag zurück. Im ganzen Priel wimmelte es von Fischleibern, deren Rücken fast eine Handbreite aus dem Wasser ragten.

Ich ging über die Laufbretter, welche über dem Priel lagen, setzte mich dann zwischen den Pflanzenwuchs der Insel in Deckung und beobachtete die wenigen Alpenstrandläufer, den Rotschenkel, vier Kampfläufer sowie einige weiße und gelbe Bachstelzen. Nach fast einer Stunde kreiste über dem Teich ein Fischadler auf. Er blieb über dem Priel in Höhe von zirka 18 bis 20 Meter rüttelnd stehen, den Kopf nach unten gerichtet, und schaute in die brodelnde Menge der Fischleiber. Plötzlich setzte er zum Sturz an und blieb einen Meter über dem Priel mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanz stehen, machte darauf einen Bogen und flog über den Teich wieder ab.

Überrascht von diesem Vorgang fragte ich mich: Warum hat der Adler denn kei-

nen Fisch herausgegriffen? Es war doch ein Leichtes für ihn, einfach die Fänge in einen der Rücken zu schlagen. Als ich mich umdrehte, dem Adler nachzusehen, sah ich den alten Fischmeister Th. auf dem Fahrweg. Er sah mich auch und kam zu mir auf die Insel mit den Worten: „Na, beobachten Sie wieder die Vögel?“ Ich antwortete: „Haben Sie soeben auch den Fischadler verfolgt?“ „Ja“, meinte er, „aber der hat sich doch keinen Karpfen rausgeholt.“ „Nein“, sagte ich, „er stieß gar nicht bis auf sie herunter. Warum tat er denn das nicht?“ Der Fischmeister meinte: „Der Adler hat Sie dort gesehen.“ Ich bestätigte ihm diese Vermutung: „Der Adler muß mich schon gesehen haben, als er oben rüttelte, und trotzdem hat er den Stoß getan. Ich möchte nicht glauben, daß er meinetwegen keinen Fisch geschlagen hat.“

Wir saßen noch eine Weile und unterhielten uns über das unverständliche Be-

nehmen des Adlers. Zu unserer Überraschung kam der Adler wieder über den Teich geflogen, um wieder in der gleichen Höhe rüttelnd zu stehen, wie vorher. „Na, was sagen Sie nun, Herr Th? Sie zweifeln doch nicht daran, daß der Adler uns jetzt beide zusammen gesehen hat. Warum schlug er denn diesmal auch nicht?“

Erst später kamen wir zu der Überzeugung, daß der Adler gar nicht schlagen konnte. Er hätte sich beim Sturz in das flache Wasser mit den vielen Fischen leicht das Genick brechen können. Obwohl er ein Raubvogel ist, schlägt er seine Beute nicht in der Luft oder bei sitzendem Tier. Vielmehr muß er in gewaltigem Sturz unter die Wasserfläche stoßen können. In diesem flachen Priel war es ihm nicht möglich, eine Beute, deren Rücken aus dem Wasser herausragte, mit den Fängen aufzunehmen.

Georg Vetter

Über das Daumenrecht

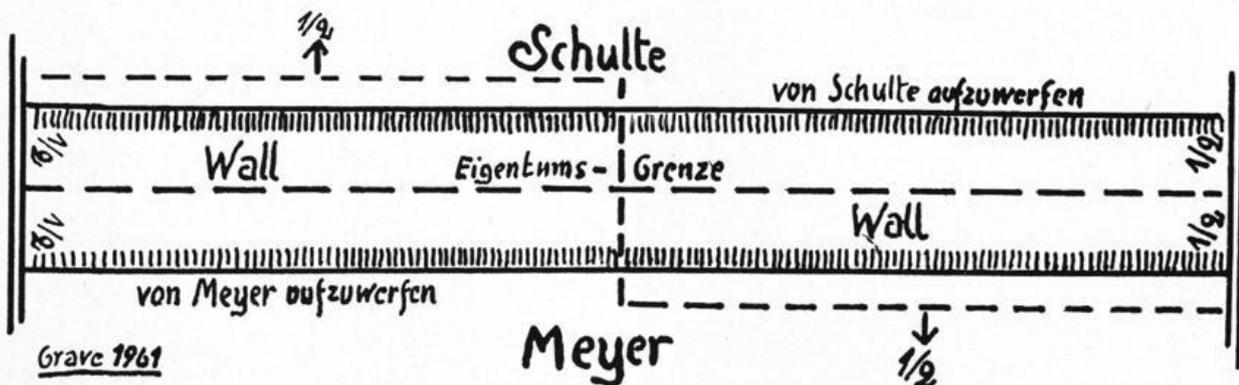
In der ländlichen Bevölkerung ist noch häufig vom Daumenrecht die Rede. Es handelt sich hierbei um ein Gewohnheitsrecht, das von alters her in Oldenburg und Ostfriesland gebräuchlich war, über dessen Herkunft jedoch wenig bekannt ist. (Vgl. Fritz Diekmann: Die Wallhecke im Oldenburger Münsterland, Heimatkalender 1960, S. 71 ff.)

Es wird u. a. in den Einweisungsurkunden bei den Markenteilungen so benannt. Danach mußten Zwischenbefriedigungen (Grenzgräben oder Grenzzäune) von den Eigentümern der benachbarten Grundstücke (Placken) nach Daumenrecht auf halber Länge errichtet und unterhalten werden. Dieser Sprachgebrauch rührt daher, daß die Eigentümer mit dem Gesicht zur Grenze hin

sich in der Mitte der Längstgrenze ihrer Grundstücke einander gegenüberstellen, die rechte Hand mit der inneren Fläche nach unten vor sich hinstrecken und sodann die Unterhaltung derjenigen Strecke übernehmen, nach welcher der Daumen der vorgestreckten Hand hinweist (s. Skizze).

Die Einfriedigungen (Wälle, Gräben, Hecken) sind mitten auf die Eigentums-grenze zu setzen. Die Breite des Walles beträgt meistens 12 Fuß oder 3,60 m. Diese Art der Unterhaltung verdient gegenüber den sonst üblichen durch ihre Einfachheit und Zweckmäßigkeit den Vorzug.

Die gesetzliche Grundlage findet diese Regelung in der landesherrlich approbier-ten Instruktion für den Gemeinheitskommis-



sar vom 7. Mai 1804 und in den landesherrlich approbierten Vorschriften, wonach bei der Teilung der Gemeinheiten (Marken) zu verfahren war.

In der Oldenburgischen Deichordnung von 1855 ist unter Artikel 293 die Unterhaltung der Zuggräben nach Daumenrecht geregelt. Nach Artikel 12 § 4 der Oldenburgischen Wasserordnung von 1868 konnte nach Vereinbarung der Uferanlieger mit Zustimmung des Vorstandes der Wasseracht die Unterhaltungslast gewisser Wasserzüge oder Strecken derselben ebenfalls nach Daumenrecht geregelt werden.

Durch das Bürgerliche Gesetzbuch, das am 1. Januar 1900 in Kraft getreten ist, sind die alten Gewohnheitsrechte und damit auch das Daumenrecht aufrechterhalten worden; denn Artikel 124 des Einführungsgesetzes bestimmt, daß die landesgesetzlichen Vorschriften bestehen bleiben, welche das Eigentum an Grundstücken zu Gunsten der Nachbarn noch anderen als den im Bürgerlichen Gesetzbuch bestimmten Beschränkungen unterwerfen.

Die Frage, ob mit der Unterhaltungspflicht nach Daumenrecht auch ein Nutzungsrecht verbunden ist, entbehrt einer gesetzli-

chen Regelung. Nach den Erfahrungen der Praxis ist es jedoch Gewohnheitsrecht, daß demjenigen, der eine Einfriedigung, z. B. einen Wall unterhalten muß, auch die Nutzung daran zusteht. Der bei der Unterhaltung eines Walles anfallende Ertrag steht somit dem Unterhaltungspflichtigen zu. Es ist dabei mit Bezug auf Holz gleichgültig, ob es sich um Buschholz oder um hochwertigen Baumbestand handelt. Da bei der Unterhaltung des Walles nach Daumenrecht beiden Anliegern entsprechende Nutzungsrechte zustehen, wird keiner von ihnen geschädigt.

Aus diesem Brauch ist sogar bei einzelnen Markenteilungen ein Eigentum entstanden. Die Grenze verläuft dann nicht mehr auf dem Wall, sondern an den Seiten. Sie springt also in der Mitte des Walles von der einen zu anderen Seite um, so daß Eigentum, Unterhaltung und Nutzung jeweils zusammenfallen. Der geradlinige Verlauf des Walles wird dabei nicht verändert.

Das vorstehend skizzierte Daumenrecht ist in Süddoldenburg als altes Gewohnheitsrecht noch viel gebräuchlich, wenn es auch bei Streitigkeiten manchmal schwer zu beweisen sein wird.

Alfons Grave

50 Jahre Fußball in Lohne

Das goldene Jubiläum der Fußballabteilung des Turn- und Sportvereins oder TuS Blauweiß Lohne von 1894 e. V. gibt Veranlassung zu einem Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung. Die früheren und jetzigen Mitglieder, sowie die breite Öffentlichkeit mögen daraus ersehen, wie der Verein seinen satzungsgemäß festgelegten Zweck, die körperliche und sittliche Erziehung der Mitglieder zu pflegen bestrebt war.

FC „Olympia“

Am 12. Juni 1910 wurde in Lohne der erste Fußballclub gegründet. Er erhielt den Namen „Olympia“. An der Gründung maßgeblich beteiligt waren die Herren: Franz Hempelmann, Alfred Trenkamp, Bernard Krogmann, Fritz Kalbhenn, Carl Riebelmann. Clemens Hövemann und Schulte, der damals als kaufmännischer Angestellter bei Carl Riebelmann arbeitete.

Der erste Übungsplatz war der Lohner „Schützenplatz“. Pfähle bildeten die Markierungslinien. Die Tore waren aus zwei Pfählen mit einem Querbalken darüber hergerichtet. Gespielt wurde sonntags und in

den Ferien. Zunächst war in Lohne das Interesse für diesen Sport noch gering. Es gelang nicht, zwei spielstarke Mannschaften zusammenzubringen. Die Spieler beteiligten sich an den Übungsspielen sehr gut. Wettspiele fanden nicht statt, weil es in der Umgebung noch keinen Fußballclub gab. Im Jahre 1913, als das Interesse etwas gestiegen war, konnten hierin Fortschritte erzielt werden.

Am 1. Mai 1914 verband sich der Fußballclub „Olympia“ mit dem Lohner Turn- und Sportverein. In einem alten Protokoll lesen wir folgendes: „Umstehender Betrag von 8,90 Mk., geschrieben „Acht Mark und 90 Pfennig“ wurde unter dem heutigen Datum dem Lohner Turn- und Sportverein gemäß § 25 überwiesen; damit hat zugleich der Fußballclub „Olympia“ aufgehört zu existieren, ebenfalls gemäß § 25 unseres Statuts, weil die Zahl der Mitglieder unter fünf sank.

Lohne i. O., 1. Mai 1914.

Der Vorstand des Fußballclubs „Olympia“
Dehlwisch, Vorsitzender
Denis, Kassenwart Focke, Zeugwart.“



F. C. „Roland“

Als der erste Weltkrieg begann, ruhte in Lohne jeglicher Sport. Organisationen, Verbände usw., die einen Spielbetrieb aufrechterhalten hätten, gab es nicht.

Im Jahre 1919 wurde ein Fußballclub unter dem Namen „F. C. Roland 1919“ neu gegründet. Noch im gleichen Jahre vereinigte sich dieser mit dem Turn- und Sportverein Lohne. Von 1920 an nahm der Verein regelmäßig am allgemeinen Fußball-Spielbetrieb teil. Der Mitgliederkreis vergrößerte sich ständig. Neben der 1. und 2. Mannschaft wurden Jugend- und Schülermannschaften aufgestellt.

Einige Ereignisse aus dieser Zeit sind uns erhalten geblieben. Im Jahre 1921 errang die Lohner Schülermannschaft auf einem Turnier in Delmenhorst die Meisterschaft. Die Schülermannschaft spielte in folgender Aufstellung:

Torwart: Fritz Frilling; Verteidiger: Hermann Riebelmann, Josef Weghoff; Läufer: Paul Zumbrägel, Albert Beckmann, Hans Seeger; Stürmer: Alfred Diekstall, Willy Zumbrägel, Otto Baumgardt, Alfr. Klingenberg, Otto Punte.

Am 18.8.1922 gewann die Rolandstaffel auf dem Sportfest in Lohne den 4×100-m-Lauf. Es wurde also nicht nur Fußball gespielt. Am 3. September 1922 errang die 2. Mannschaft auf dem „Verband-Spiel- und Sporttag“ den Gruppensieg der B-Klasse.

Im Jahre 1922 gründete die Deutsche Turnerschaft (DT) einen Verband für Fußball mit Sitz in Dinklage. Diesem schloß sich auch der F. C. Roland an. Die Lebensdauer des Verbandes war nur kurz. Schon nach einem Jahr löste er sich wieder auf. Die unglücklichen Jahre der Inflation wirkten ungünstig auf den Spielbetrieb. Der Eifer für den Fußballsport ließ lange Zeit merklich nach.

Im Jahre 1928 hatten sich fast sämtliche Nachbarvereine, die über eine Fußballabteilung verfügten, dem Gau Wildeshausen im Norddeutschen Fußballverband angeschlossen. Allmählich raffte sich auch der F. C. Roland wieder auf. 1929 wurde er Mitglied des Verbandes.

Am 7. 7. 29 holte sich die 1. Mannschaft in Goldenstedt bei einer Schiedsrichterprüfung den 1. Preis, einen schönen Silberpokal, den der Schiedsrichterausschuß des Kreises Bremen gestiftet hatte. Am 6. 10. veranstaltete der F. C. Roland sein 10. Stiftungsfest. Folgende Vereine nahmen teil:

Damme, Goldenstedt, Holdorf, Vechta, Wildeshausen und die Reichswehr Oldenburg; der festgebende Verein mit zwei Mannschaften. Im Endspiel standen sich F. C. Roland und Reichswehr Oldenburg gegenüber. Die Soldaten errangen den Pokal, während die Roländer eine Fußballstatuette bekamen.

In der Verwaltung des FC Roland waren bis 1929 folgende Herren tätig: Franz Brunkenhövers, Clemens Buschmann, Hubert Vaske, Heinz Knies, Josef Weghoff, Franz Buschmann und Erich Gundlach.

Ein erfolgreiches Jahr war 1930, das dem F. C. Roland große Erfolge brachte. Bei den Propagandaspielen in Steinfeld, beim Stiftungsfest des S. C. Niedersachsen Vechta, beim Pokalspiel in Lohne, Holdorf, Goldenstedt und Langförden holte sich der Verein wertvolle Silberpokale und kunstvolle Plaketten. Selbst auf dem 12. Stiftungsfest am 26. 10. in Cloppenburg, an dem Städtespiel zwischen Friesoythe, Cloppenburg und Lohne, verließen die Roländer als Sieger den Platz. Am 28. 9. wurde in Damme die Pokalmeisterschaft ausgetragen. Die Lohner, die die Vor- und Zwischenrunde siegreich beenden konnten, gewannen auch die Endrunde gegen S. V. Niedersachsen mit 4:0 Toren. Die Mannschaft siegte damals in folgender Aufstellung: Torwart: Heinz Gehlen; Verteidiger: Jul. Sieverding, Anton Riebelmann; Läufer: Franz Sieverding, Albert Beckmann, Georg Wilke; Stürmer: Hub. Vaske, A. Vaske, Eberh. Huch, Jos. Becker, Anton Schlarman. Ebenfalls wurde die Jugend am selben Tage Meister. Sie schlug Vechtas Jugend 2:0 und die Jugend von Damme 4:1.

Nach Abschluß der Serie des Gaus Südoldenburg stand die Lohner Mannschaft an 1. Stelle und hatte somit die Gaumeisterschaft errungen. Ein sehr erfolgreiches Jahr ging zu Ende. Die 1. Mannschaft hatte 38 Spiele ausgetragen, davon 29 gewonnen, 1 unentschieden gespielt und 8 verloren. Die 2. Mannschaft hatte von 19 Spielen 13 gewonnen, 3 unentschieden gespielt und 3 verloren.

Das Jahr 1931 brachte weitere Erfolge. Das bedeutendste Ereignis dieser Zeit war wohl das Sechserturnier in Friesoythe, wo Lohne im Kampf gegen 18 Vereine den Endsieg davontrug. Aus zwei Pokalspielen in Essen ging die 1. Mannschaft ebenfalls als Sieger hervor. Der Herbstmeister des Gaus Südoldenburg hieß F. C. Roland Lohne. Die 2. Mannschaft wurde in ihrer Klasse Zweiter. Außer den beiden Herrenmannschaften beteiligten sich auch eine Ju-



gend- und eine Knabenmannschaft am Spielbetrieb.

Bedeutende Ergebnisse des Jahres 1932 waren die Siege beim Sechserturnier in Dinklage und bei der Platzeinweihung des MTV Diepholz von 1876. Die Leichtathletik nahm im F. C. Roland einen immer breiteren Raum ein. Bei einem Vergleichskampf gegen den Lohner Turn- und Sportverein gewann der F. C. Roland mit $15\frac{2}{3}:12\frac{2}{3}$ Punkten. Das größte Ereignis dieser Art war jedoch das Sportfest am 1. Mai in Lohne. Viele werden sich noch erinnern, wie der Olympia-Sieger im 100-m-Lauf, Georg Lammers-Oldenburg, und der deutsche Hürdenmeister der DT, Dams-Osnabrück, in Lohne weilten. Über 3000 Zuschauer folgten den spannenden Kämpfen. Gaumeister Falke Steinfeld wurde Doppelsieger im Sechserturnier, Ballspielverein Cloppenburg zweiter Pokalsieger.

DJK Blau-Weiß Lohne

Zu dieser Zeit war in Lohne noch ein zweiter Fußballverein. Er nannte sich „Blau-Weiß Lohne“ und war der „Deutschen Jugendkraft“ angeschlossen.

Schon nach zweijährigem Bestehen erlangte der Verein innerhalb des Kreises Vechta die Bezirksmeisterschaft und für Oldenburg die Gaumeisterschaft. Nun hieß es, gegen den Gaumeister der Unterweser DJK Roland Bremen anzutreten. Nachdem sich beide Gaumeister zweimal in Lohne unentschieden getrennt hatten, gelang es den Lohnern, die tapferen Bremer in der Hansestadt 3:1 zu schlagen.

Damit stand der Weg zu weiteren Erfolgen offen. Am 26. 12. 31 siegten die Blauweißen in der Zwischenrunde über DJK Rasensport Osnabrück mit 5:4, und die 1. Elf der DJK-Abteilung Lohne war Bezirksmeister von Vechta, Gaumeister von Oldenburg, sowie Kreismeister von Niedersachsen.

Zum nächsten Spiel mußten die Lohner eine weite Reise unternehmen. Es hieß, gegen den Gaumeister des Eichsfeldes in Weiborn-Lüderode (Südharz) anzutreten. Nach der regulären Spielzeit brachte die Verlängerung den 2:1-Sieg. Immer stärker wurde der Gegner. Die Zwischenrunde um die DJK-Deutsche Fußballmeisterschaft begann. Lohne mußte nochmals reisen. Diese Fahrt, in Begleitung des Bezirkspräsidenten Vikar Warnking, Vechta, ging nach dem 1000jährigen Duderstadt, um hier gegen den Gaumeister von Sachsen, DJK Zwickau, anzutreten.

Nach Begrüßung der Mannschaften durch den Reichsverbandvertreter läßt Schiedsrichter Kresimaon aus Heiligenstadt das Zeichen zum Anstoß geben. Zwickau hat den Wind als Bundesgenossen gewählt. Lohne hat Anstoß:

Mit Wucht geht die Mannschaft ans Werk. Manche Torgelegenheiten werden von den Lohnern verpaßt. Eine Flanke von Linksaußen wird von der Zwickauer Verteidigung durchgelassen, aber in letzter Minute kann der Torwart klären. Lohne bleibt tonangebend. Die Sachsen können sich nicht recht zusammenfinden. Einige Ecken werden ihnen zugesprochen, die nichts einbringen. Jetzt kommen die Lohner in Schwung. Sachsens Hintermannschaft wehrt sich mächtig und mit gutem Erfolg. Nach einer Viertelstunde kann Lohnes Linksaußen Carsten das 1. Tor erzielen. Die Lohner Spieler haben sich bereits vorher in Zwickau durch ihr faires und schönes Spiel die Herzen der Zuschauer erworben. Der Eifer der Lohnern wird immer größer. Rechtsaußen Clodius wird sogar vom Publikum mit dem Namen des Internationalen Richard Hofmann bezeichnet. Wenn er in seiner an diesem Tage außerordentlich exakten Weise mit dem Ball vorgeht, ertönt der Ruf: „Hofmann schießt!“ Während der ganzen Spieldauer bleibt er der Liebling der Zuschauer. Bald heißt es 2:0. Südbeck gibt Zumbrägel eine schöne Vorlage, die mit größter Wucht eingeschossen wird. Lohne beherrscht das Spielfeld. Clodius kann jetzt eine seiner so gefürchteten Bomben, für den Torwart unhaltbar, einsenden. Die kräftigen Sachsen bekennen sich aber keineswegs als geschlagen. Kurz vor Halbzeit kann der Rechtsaußen das erste Gegentor erzielen. Nach der Pause kommt Zumbrägel kräftig auf und ist eine Zeitlang tonangebend im Felde. In der 60. Minute stellt sich das Ergebnis durch ein Selbsttor des rechten Läufers von Lohne auf 3:2. Zwickau rafft sich auf. Doch die bewährten Lohner Verteidiger mit ihrem Schlußmann können immer wieder klären. Eine Vorlage von links kommend nimmt Clodius auf, gibt sie an Zumbrägel, der einschießt.

Mit größtem Beifall der Zuschauer wurde der neue mitteldeutsche Landesmeister der DJK begrüßt. Der Magistrat der Stadt Duderstadt überreichte der siegreichen Mannschaft zum Andenken an dieses Spiel und die 1000jährige Feier der Stadt eine Plakette.

Lohne gehörte nunmehr zu den 5 Landes-





Waldpartie am neuen Lohner Stadion. Ausgang zum Aussichtsturm.
Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

meistern, die um die Deutsche DJK-Fußballmeisterschaft zu spielen hatten. Das erste Spiel um diese Meisterschaft fand am 15. 5. 1932 in Lohne statt: Mitteldeutscher Landesmeister DJK Blau-Weiß Lohne gegen Westdeutscher Landesmeister DJK Essen-Fintrup 1:5 (0:3). Die Lohner hatten durch die etwas hohe, aber ehrenvolle Niederlage nichts von ihrem bisher erworbenen Ruhm eingebüßt, war es doch kaum möglich, daß sie zur Würde des deutschen DJK-Meisters emporsteigen konnten. Ist es nicht ehrenvoll gewesen, nach zweijähriger Beteiligung an den Meisterschaftsspielen von der unteren Klasse in die Bewerbung um die Deutsche Meisterschaft zu treten?

Die Meisterschaftsspiele beginnen von neuem. Blauweiß Lohne wird ungeschlagen Gaumeister von Oldenburg. Zum zweiten Male holten sich die Lohner durch einen 4:3-Sieg über Niedersachsen-Osnabrück die Kreismeisterschaft von Niedersachsen. Weitere Aufstiegsspiele wurden von Blau-Weiß Lohne nicht ausgetragen. Nach der Machtübernahme der NSDAP wurden die DJK-Vereine aufgelöst und in den Spielbetrieb des Deutschen Fußballbundes eingereiht.

Vielleicht ist es interessant, die Spielstärke der DJK Lohne mit führenden Vereinen des Norddeutschen Fußballverbandes zu vergleichen. So spielten die Lohner zweimal gegen den damaligen Gaumeister von Süddenburg, Falke Steinfeld. Den Falken gelang es in Steinfeld, ein Unentschieden zu erreichen, während sie in Lohne eine 3:0-Niederlage einstecken mußten. Der Ballspielverein Cloppenburg, der damals in der Liga spielte, konnte in Cloppenburg mit zwei Toren Unterschied gewinnen, mußte aber in Lohne eine 4:2-Niederlage einstecken. In einem Wohltätigkeitsspiel gegen den Ortsrivalen F. C. Roland Lohne gelang es den Blauweißen, sogar einen 6:0-Sieg herauszuholen.

Ein Jahr nach der Niederlage gegen Essen-Fintrup um die Deutsche Meisterschaft am 1. Pfingsttage 1933, konnten die Lohner den westdeutschen Meister 6:4 schlagen. Eine unerwartete Überraschung brachte das große Fußballtreffen der beiden Landesmeister. 2200 Zuschauer folgten dem technisch hochstehenden Spiel. Die beiden Lohner Verteidiger leisteten überaus sichere Arbeit, die für den Essener Sturm ein sehr starkes Hindernis war. Torwart Schulte meisterte zahlreiche kritische Situationen. Mit einem Vorsprung von 3 Toren gingen die Lohner in die Halbzeit. Im Laufe der Spiel-

zeit zeigten sie das flache Kombinationspiel! Nur dieser Spielart verdankten sie den Sieg.

Spielvereinigung Lohne

Am 22. 10. 1934 bestätigte die Generalversammlung der beiden Vereine Blau-Weiß und F. C. Roland den Zusammenschluß der Vereine. Einstimmig wurde Lehrer Josef Schomaker, der schon 10 Jahre lang die Leitung im F. C. Roland gehabt hatte, zum 1. Vorsitzenden gewählt. Weiter wurden in den Vorstand gewählt: Ewald Schneppe als 1. Schriftführer, Willy Schaland 2. Schriftführer, Heinr. Südbeck 1. Kassierer, Karl Schildwächter 2. Kassierer und Gottfried Brämswig und Bern. Westendorf als Jugendleiter.

Im Zuge der Neueinteilung wurde die Lohner 1. Mannschaft der Bezirksliga Osnabrück zugeteilt. Wie stark dieselbe damals war, zeigt, daß außer Lohne nur VfB Oldenburg von den Oldenburger Vereinen der Bezirksliga zugeteilt wurde. Im Laufe der Serie konnte sogar der VfL Osnabrück I, der mit in der gleichen Klasse spielte, in Lohne 3:2 geschlagen werden. Der Abschluß der Tabelle brachte einen guten Mittelplatz.

Die Gegner wurden immer stärker. Die Serie 1934/35 brachte in der Bezirksklasse 7 Siege, 1 Unentschieden und 13 Niederlagen. Wenn Lohne damals an drittletzter Stelle der Tabelle die zweithöchste Klasse verlassen mußte, so war der Abstieg durchaus ehrenvoll. Das zeigen die letzten Siege: 7:0 gegen Schüttoorf, 4:2 gegen Komet Bremen, 5:2 gegen Münster 08. Mit 41:69 Toren und 17:31 Punkten wurde die Bezirksliga, Staffel Osnabrück, verlassen. Die 2. Mannschaft konnte den 3. Tabellenstand, die 3. Mannschaft einen guten Mittelplatz erringen.

Durch das unentschiedene Spiel in Wildeshausen führte die Spielserie 1935/36 nicht zur Herbstmeisterschaft. Am 16. Mai feierte der Verein sein 25jähriges Bestehen. Der 2. Mannschaft gelang es nach harten Kämpfen, in schwerster Konkurrenz den 1. Preis, einen schönen Pokal, zu erringen. Sie machte im Spieljahr 1935/36 ebenfalls den Meister in ihrer Klasse, während die Jugend den 2. Platz erreichte.

Im Jahre 1936 schloß sich der Turn- und Sportverein Lohne mit an. Sämtliche Fußballer erklärten sich bereit, regelmäßig die Turnabende zu besuchen. Die 1. Mannschaft spielte in der 1. Kreisklasse Süd mit folgenden Vereinen: Roland Delmenhorst, Linoleum Delmenhorst, Delmenhorster BV,



Wittekind Wildeshausen, BV Cloppenburg, Luftwaffe Delmenhorst, VfL Lönigen, Falke Steinfeld und Niedersachsen Vechta.

In den Pokalspielen schlug die 1. Mannschaft TuS Oldenburg in Oldenburg 2:0, TV Dinklage in Lohne 2:0, Victoria Oldenburg 2:1, Erst der Bezirksklassenverein VfL Oldenburg siegte knapp 2:3. Zweimal nahm der Lohner Verein an Pokalspielen teil. In Einen wie in Brockdorf wurden die Pokale gewonnen. Auch der 2. Mannschaft gelang in Einen der Pokalsieg.

Während der letzten Jahre vor dem zweiten Weltkrieg nahm der Verein einen immer größeren Aufschwung. Die Mitgliederzahl stieg ständig. Die Punktspiele ergaben stets einen guten Tabellenplatz. Noch im Jahre 1941, als die meisten aktiven Spieler schon zur Wehrmacht einberufen waren, wurde unsere 1. Mannschaft Kreismeister des Kreises Vechta. Es war nicht einfach, die Spiele überhaupt noch durchzuführen. Der damalige Geschäftsführer Carl Hörmeyer schaffte es jedoch immer wieder, Urlaub frei zu bekommen und schlagfertige Mannschaften aufzustellen. Aber von 1942 bis 1945 ruhte der Spielbetrieb. Niemand war mehr da, der die Leitung in die Hand nahm.

Blau-Weiß Lohne

Nach dem unglücklichen Ausgang des zweiten Weltkrieges, als die ersten Soldaten im Mai 1945 heimkehrten, trafen sich die alten Sportkameraden aus Lohne und gründeten den Verein von neuem unter dem Namen „Blau-Weiß Lohne“. Als vorläufigen Leiter bestimmten die Vereinskameraden Hubert Kenkel. Spiele wurden in den ersten Monaten nur gegen Nachbarvereine ausgetragen. Nur ein Spiel, gegen das Lazarett Vechta, ging verloren. Nach Rückkehr vieler Soldaten konnten eine 2. Mannschaft und eine Jugendmannschaft aufgestellt werden.

Die Generalversammlung am 28. 10. 45 eröffnete Hubert Sieverding, der mit einem kurzen Gedenken an die Sportkameraden, die ihr Leben für Deutschland ließen, auf die ruhmreiche Fußballtradition in Lohne hinwies. Diese zu pflegen und zu wahren in steter Sportkameradschaft sei Aufgabe der Lohner Jugend. Die Versammlung wählte Clemens Tombrägel zum 1. Vorsitzenden, der bis zum Jahre 1946 den Verein leitete. Nach ihm übernahm Lehrer Hubert Vaske die Leitung, die er dann 1950 an Lehrer Willy Carsten abgab. Dieser leitet bis zum

heutigen Tage als 1. Vorsitzender die Geschichte des Vereins.

Viele Schwierigkeiten gab es im Anfang zu überwinden. Omnibusse und fahrplanmäßige Züge für die Fahrten waren nicht vorhanden. Mit Pferd und Wagen oder mit dem Fahrrad half man sich aus. Immer mehr Spieler kehrten zurück. Hinzu kam eine Reihe Ostvertriebener, die sich gut in die Lohner Gemeinschaft einfügten. Schon 1946 begannen im Kreise Vechta wieder Meisterschaftsspiele. Die Lohner 1. Mannschaft wurde Kreismeister und stieg in die Bezirksklasse Osnabrück „Haseland-Nord“ auf, in der ebenfalls ein guter Platz belegt wurde.

Das unzweifelhaft größte Ereignis in der Lohner Fußballgeschichte war die Begegnung der 1. Mannschaft mit dem sechsfachen deutschen Meister Schalke 04 am 29. Sept. 1946. Eine ganze Woche waren die Schalcker hier zu Gast. Sie wurden fürstlich bewirtet. Das war das Einzige, was das kleine Städtchen Lohne zu bieten hatte, und war der Grund, weshalb die Schalcker überhaupt hierher kamen. Bei herrlichem Wetter und rund 10 000 Zuschauern fand ein Spiel statt, das die Schalcker mit 14:1 gewonnen haben. Die Mannschaftsaufstellung von Schalke 04 lautete: Hans Klodt; Schweißfurth, Sontow; Schneider, Tibulski, Dargaschewski; Hinz, Szepan, Winkler, Gawliczek, Berni Klodt. Kuzorra und Berg waren ebenfalls in Lohne, spielten aber nicht mit. Kuzorra hatte sich einige Tage vor dem Spiel in Lohne die Hand gebrochen. Unsere eigene Mannschaft spielte in folgender Aufstellung: Schraad; Riebelmann, Jul. Sieverding; Bergner, Boldt, Borgerding; Möhlmann, Landwehr, Schlarmann, Ruholl, Hubert Sieverding. Das einzige Tor für Lohne schoß der jugendliche Mittelstürmer Schlarmann (jetzt Kaplan in Vechta), unhaltbar für Klodt. Wenn auch der Verein mit diesem Ergebnis nicht renommieren konnte, so gab er doch der engeren und weiteren Umgebung die Möglichkeit, einmal eine große Mannschaft spielen zu sehen.

Die Vereine des Kreises Vechta waren zunächst uneinig, wohin sie sich überkreislich orientieren sollten. Die einen wollten zum Huntebezirk, die anderen nach Osnabrück und wieder andere nach Oldenburg. Die größten Schwierigkeiten entstanden bei der Frage, wer in der Bezirksklasse spielen sollte. Lohne wollte man als einzigem Verein dieses Recht zugestehen. Um den 2. und 3. Vertreter gab es heiße Kämpfe. Eine Ta-



gung jagte die andere. Selbst die höchsten Vertreter der Sportorganisation in Hannover, die zweimal in Vechta weilten, konnten keine Einigung erzielen . . .

Im Endergebnis kam folgendes heraus: Der Kreis Vechta schließt sich dem Bezirk Oldenburg an, mit Ausnahme von Goldenstedt und Neuenkirchen, die im Huntegau, bzw. im Osnabrücker Bezirk spielen. In der Bezirksliga Oldenburg spielen die beiden ersten der vorjährigen Kreisliga: Blauweiß Lohne und Niedersachsen Vechta. Lohne hatte jedenfalls die Genugtuung, in der Spielzeit 1947/48 spannende und zugkräftige Spiele zu bekommen. Folgende Vereine spielten in dieser Staffel: Viktoria Oldenburg, BV Cloppenburg, Nieders. Vechta, BW Lohne, Wittekind Wildeshausen, Tura Oldenburg, VfL Rastede, VfL Bad Zwischenahn, VfL Lönigen und Sportfr. Eversten. Auch in dieser Staffel stand der Verein an guter Stelle.

Der neue Platz

Der Sommer 1947 sah die Inangriffnahme eines großen Projektes. Schon lange reifte der Gedanke, eine neue Sportplatzanlage zu schaffen. Die Stadtverwaltung stellte den alten Rolandplatz zur Verfügung. Arbeitskräfte wurden eingestellt, die in Verbindung mit den Mitgliedern des Vereins frisch ans Werk gingen. Alle Schwierigkeiten, die sich entgegenstellten und durch die Materialknappheit auf allen Gebieten bedingt waren, wurden vom Vorsitzenden Hubert Vaske gemeistert. Abend für Abend mußte auf dem Flugplatz Vechta die Rollbahn zerhackt werden, deren Brocken dann auf Lastwagen nach Lohne zu schaffen und zu verarbeiten waren. Ein lobenswerter Arbeitswille beherrschte damals alle Mitglieder. Am 31. Juli 1949 war es dann so weit. Das neue Stadion wurde eingeweiht.

Die Einweihung war ein sportliches Großereignis für Lohne. Nachdem Pater Sander die kirchliche Weihe vollzogen hatte, sahen am Nachmittag 10 000 Zuschauer folgende Spiele:

BW Lohne Jgd. — VfL Osnabrück Jgd 0:0
BW Lohne I — BV Quakenbrück 4:1
VfL Osnabrück I—Niedersachsenauswahl 5:1

Allen machte es Freude, auf dem schönen Rasen zu spielen. Die Erfolge blieben nicht aus. Die Spielkultur hob sich. Auch die Zuschauerzahl wuchs ständig. Die Stadt Lohne hatte einen Sportplatz, auf den sie stolz sein konnte.

Die folgenden Jahre bescherten dann immer einen guten Mittelplatz in der Tabelle, bis das Jahr 1955 die Meisterschaft brachte. Leider wurde darauf in den Aufstiegsspielen nicht der Aufstieg zur Amateur-Oberliga geschafft. Im Jahre 1958 verlieh der Bezirk Oldenburg eine schöne Auszeichnung nach Lohne: den Fairneß-Preis des Bezirkes.

Während der Spielserie 1958/59 spezialisierte sich der Verein auf die DFB-Pokalspiele. Nachdem er gegen Kreisklassen-, Bezirksklassen-, Amateur- und Amateur-Oberligavereine gewonnen hatte, spielte er im Endspiel um die DFB-Bezirkspokalmeisterschaft in Lohne gegen TSR Wilhelmshaven, das nur knapp verloren ging. In den Jahren 1948 und 1954 gelang es, die Kreiswanderplakette zu gewinnen und sie nach Ausscheidungskämpfen endgültig in Besitz zu nehmen. Ebenfalls gelang es der 2. Mannschaft, die große Plakette, nachdem sie diese in den Jahren 1949, 1950, 1952 und 1955 gewonnen hatte, endgültig zu sichern.

Josef Schomaker

Vechtass ehemalige Stadttore

Vor dem verheerenden Brande vom 8. August des Jahres 1684, der fast die ganze Stadt Vechta in Schutt und Asche legte und nur wenige, isoliert gelegene Gebäude verschonte, war die Stadt mit der alten Zitadelle zu einer Festung verbunden (vgl. Plan I). Stadt und Zitadelle bildeten ein Ganzes. Um die Stadt und Zitadelle liefen in üblicher Zickzackform zwei Gräben und zwei Wälle, zu äußerst ein schmalerer Graben, dann der Hauptwall (Contrescarpe),

dahinter ein innerer breiter Graben, zuletzt der kleinere Innenwall.

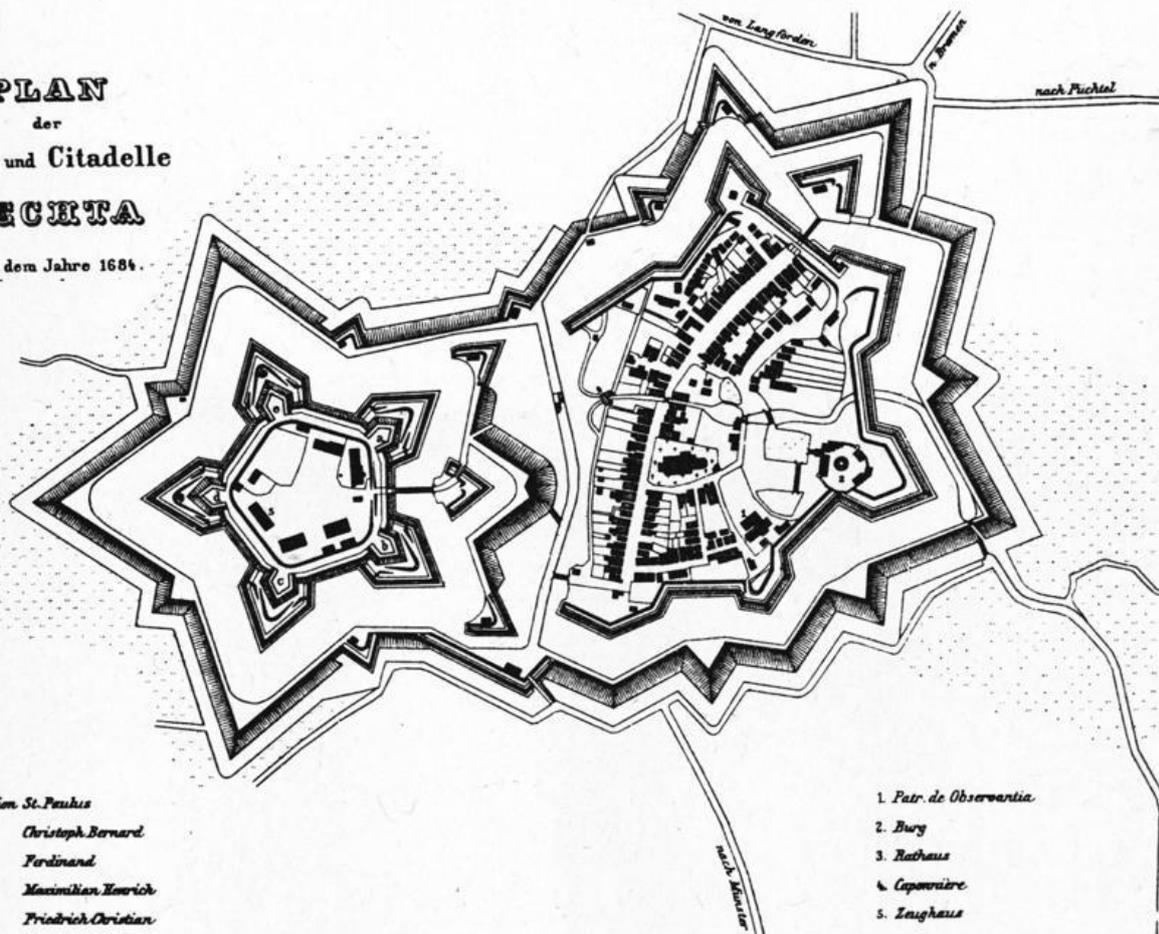
Die Stadt hatte vier Zu- oder Ausgänge, wie der von Francke sorgfältig gezeichnete und rekonstruierte Plan die Stadt vor dem Brande von 1684 zeigt. Im Süden der Stadt führte die Münster Pforte, im Norden die Bremer Pforte aus der Stadt heraus bzw. in die Stadt hinein.

Außer den beiden Hauptpforten hatte die Stadt nach Angabe des oben erwähnten



PLAN
der
Stadt und Citadelle
VECHTA

vor dem Jahre 1684.



Plan I

Planes noch zwei Ausgänge, die Mühlenpforte an der jetzigen Wassermühle und die Kuhpforte, die ungefähr an der Einmündung der jetzigen Straße „An der Piske“ in die Kommandantenstraße war. Die Kuhpforte führte ihren Namen offenbar daher, daß ehemals die Vechtaer Bürger ihre Kühe durch die Pforte auf die Marsch trieben. Die Mühlen- und Kuhpforte dienten weniger dem Hauptverkehr, sondern ermöglichten den Zugang zu den außerhalb der Stadt liegenden Gärten und Äckern.

Der in- und ausländische Verkehr benutzte die beiden Zugänge im Süden und Norden der Stadt. Der von Osnabrück kommende Kaufmann, der den Stoppelmarkt besuchen und dann mit seinem Frachtwagen weiter nach Bremen fahren wollte, mußte seinen Weg durch die Stadt Vechta nehmen. Nur hier war ein Durchgang zwischen den östlich und westlich der Stadt sich ausbreitenden Moorbachniederungen möglich.

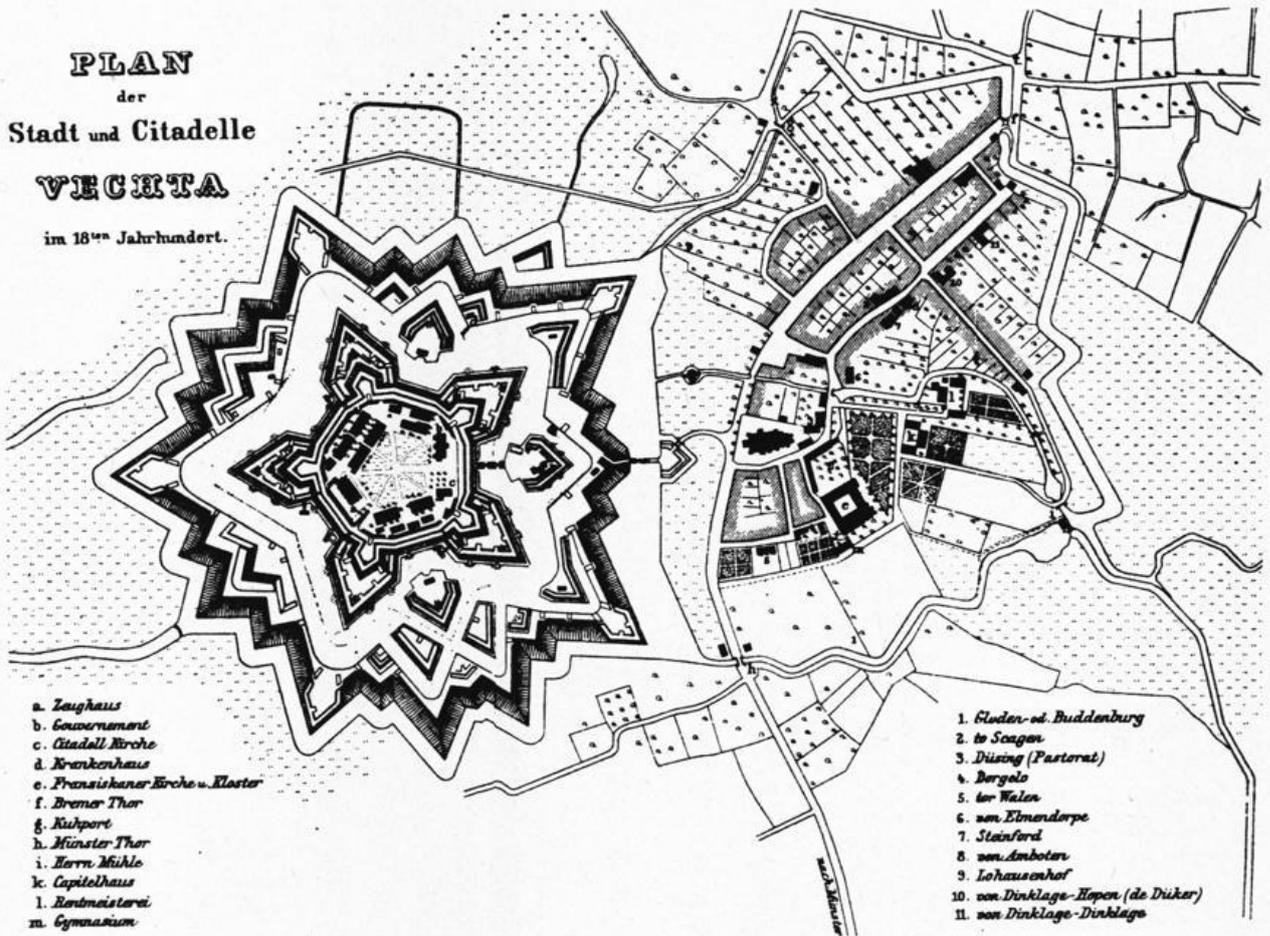
Der Reisende mußte an der Münster und Bremer Pforte je zwei über die Festungsgräben führende Brücken überschreiten und

an der Bremer Pforte zwei Durchlässe durch die Wälle, an der Münster Pforte einen Durchlaß passieren. Im Süden der Stadt war eine 220 m lange Strecke Weges zurückzulegen, bevor man in die Hauptstraße der Stadt, die jetzige Große Kirchstraße, einbiegen konnte. Auf dem Franckeschen Grundriß, der uns ein anschauliches Bild von der Stadt in der Zeit vor 1684 gibt, kann man den durch die Befestigungsanlagen und die Stadt führenden Weg genau verfolgen.

An beiden Pforten stand ein mit Soldaten belegtes Wachthaus. Hier mußte der ankommende Kaufmann haltmachen, seine mitgeführten Waren kontrollieren lassen und den tarifmäßigen Zoll entrichten. Nicht immer waren die Pforten bewacht. Bei offenen und unbewachten Zugängen versuchten die Reisenden wohl, sich unbemerkt in die Stadt einzuschleichen und auf Nebenstraßen „Zolldefraudation“ zu begehen.

Nach der Schleifung der Befestigungswerke, die gleich nach dem großen Brande einsetzte, wurde die Hauptstraße, die heutige Große Straße und Große Kirchstraße, im

PLAN
der
Stadt und Citadelle
VECHTA
im 18^{ten} Jahrhundert.



Plan II

Süden und Norden der Stadt geradlinig bis zum äußersten Festungsgraben um etwa 200 m verlängert. Der 1685 angefertigte Plan (vgl. Plan II) zeigt noch die alten Festungswälle und Gräben, außerdem die neuen projektierten Straßenverlängerungen.

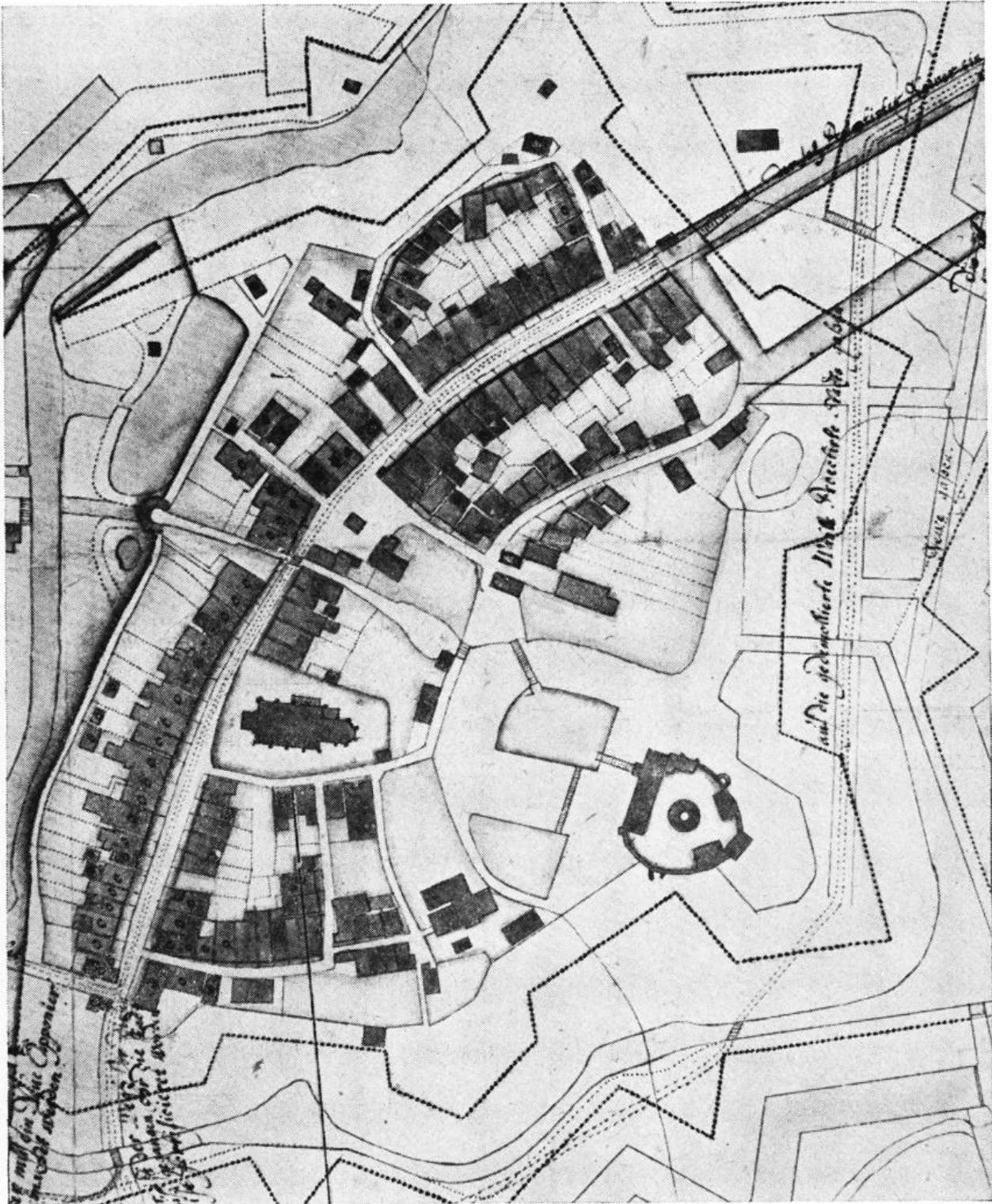
Über dem Mühlbach, jetzt Moorbach, wurde eine steinerne Brücke an der Stelle gebaut, wo sie noch jetzt am Münster Tor ist. Durch die Abtragung der Wälle und die Einebnung des inneren Hauptgrabens wurde das Stadtgebiet erheblich erweitert. Die vier Stadtausgänge blieben bestehen, nur die beiden Haupttore wurden an den äußeren vorerst noch weiterbestehenden Festungsgraben verlegt (vgl. Plan III).

Einige Jahre nach der Niederlegung der Wälle wurden die bisher freien Zugänge der Stadt zur Nachtzeit gesperrt, weil eine ansteckende Krankheit ausgebrochen war und man ein Eindringen der Krankheit in die Stadt verhindern wollte. Außerdem nahm das Vagabundenwesen überhand. Daraufhin wurden auf Anordnung des Obersten Elverfeld die Zugänge mit Schanzpfählen „verpalisadiert“ und nachts bewacht.

1742 wurde am Bremer Tor über dem alten Festungsgraben ein 20 Fuß langes, 16 Fuß breites und 9½ Fuß hohes Wachthaus errichtet. Es diente den wachhabenden Soldaten zur Unterkunft. Soldaten mußten die Tore abschließen und durften nur solche Personen ein- und auslassen, die sich ausweisen konnten. Der Magistrat verlangte, daß ihm die Schlüssel überlassen würden. Er erklärte sich dahin, daß die Schlüssel zur Stadt billigerweise in die Hand des Magistrates und nicht des Kommandanten gehörten. Aber der Magistrat drang mit seiner Forderung nicht durch. 1746 waren beide Tore nachts noch von Soldaten besetzt.

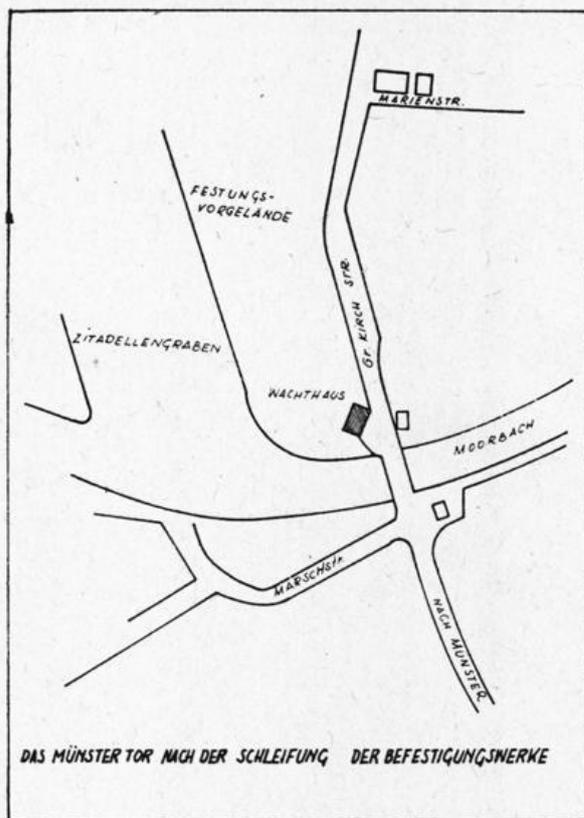
Erst 1765, also kurz nach dem Siebenjährigen Kriege, war der Oberst bereit, die Schlüssel an die Stadt zurückzugeben und die Bewachung der Tore dem Magistrat zu überlassen. Der Kommandant erklärte, wie früher das Zu- und Aufschließen ein Stadtpförtner besorgt habe, so möge der Magistrat für die Anstellung eines neuen Pförtners sorgen.

Eine Zeitlang scheinen die Tore nicht mehr geschlossen worden zu sein. Denn am



Plan III

Das Original zu dieser Fotokopie befindet sich im Stadtarchiv zu Münster. Es ist mit drei Farben koloriert. Die zinnberrote Farbe kennzeichnet die vom Brande verschonten Gebäude, die purpurrote die ohne Bauerlaubnis wieder aufgebauten und wieder niederzureißenden Häuser, die hellrote die vom Brande zerstörten Häuser.



Plan IV

30. November 1776 schreiben Drost und Rentmeister, wegen der allgemeinen Unsicherheit und zur Verhinderung von Zolldefraudation sei es erforderlich, das Bremer Tor wiederherstellen zu lassen. Das geschah. Die beiden Tore, durch die der in- und ausländische Verkehr ging, wurden mit steinernen Torbogen versehen. Die Mühlen- und Kuhpforte konnten auch nach der Schleifung der Festung geschlossen werden. Es wurde verfügt, das Münster und Bremer Tor im Winter abends um acht Uhr, im Sommer um zehn Uhr zu schließen und morgens im Winter um sechs Uhr, im Sommer um vier Uhr zu öffnen. Jeder der nach Toresschluß die Stadt betreten oder verlassen wollte, sollte einen Groten erlegen. Für Pferde und Wagen sollten eineinhalb Grote erhoben werden. Diese Gebühren sollten die Stadtpförtner erhalten.

Ende des Jahres 1768 wurden die Wachthäuser anscheinend nicht mehr benutzt. Sie verfielen. Bald waren die Fensterscheiben eingeschlagen, die Rahmen zerbrochen. Die

Stadt versuchte, das Wachthaus am Bremer Tor zu vermieten. Das Torhäuschen wurde in der Mitte durchgeschoren, so daß aus einem Raum zwei Räume entstanden, die Schäden wurden ausgebessert. Dann schrieb man das Häuschen aus. Als einziger Bewerber meldete sich ein alter Soldat, namens Ohtenrück, der in Ungarn gedient hatte und entlassen war. Er war völlig mittellos und wußte weder sich selbst noch Frau und Kinder zu ernähren. Ob der Bewerber seinen Wunsch erfüllt sah, konnte nicht ermittelt werden.

In den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts waren das Bremer und Münster Tor „die Hauptpassage aller Bremer und Osnabrücker Frachtwagen“. Große Sorge bereitete in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts der Stadt die Brücke am Münster Tor (vgl. Plan IV). Sie war im Laufe der Zeit sehr schadhaf geworden und befand sich in einem derart schlechten Zustande, daß die Ausbesserung einiger schadhafter Stellen nicht viel genützt hätte. Immer wieder wandten sich die Rentmeister, der Kommandant und der Artillerie-Ingenieur Güding flehend an den Fürstbischof mit der Bitte um Zusage zur Renovierung der Brücke.

Der Rentmeister Driver berichtete am 11. Februar 1795 nach Münster. Große Eischollen hätten sich auf dem Mühlbach vor der Brücke gestaut. Nur dem herzhaften Zupacken etlicher Bürger und Hollandgänger, die sich in Vechta zum Antritt ihrer Hollandwanderung aufhielten, verdanke die Brücke ihre Rettung. Die gewaltigen Stöße der Eischollen hätten mehrmals die steinerne Brücke in solche Erschütterung versetzt, daß die neugierigen Zuschauer eiligst davongelaufen seien. Das Mauerwerk zeige eine Anzahl Risse, viele Ziegelsteine seien herausgebrochen, Pfosten fortgerissen. Die ständigen Klagen und Bittgesuche hatten den Erfolg, daß um die Jahrhundertwende endlich eine neue Brücke gebaut wurde.

Das Münster und Bremer Tor haben noch bis ins 19. Jahrhundert bestanden. Nur ihre Namen haben sie überdauert. Die Mühlen- und Kuhpforte haben schon früher aufgehört zu existieren und leben auch mit ihrem Namen nicht mehr im Volksmunde fort.

Dr. Vormoor

Der alte Seebär und das Meer

Detert war noch ein Junge, als über seinen Lebensberuf bestimmt wurde. Kurz bevor er die Dorfschule verließ, traf ein zerknitterter Brief seines Vaters ein. Die Mutter möge vom Hauptlehrer erbitten, daß der Junge zwei Monate vor der eigentlichen Schulentlassung die Schule verlassen dürfe. Denn dann könne er, der Vater, wenn er für einige Tage von See käme, den Detert gleich mitnehmen auf die nächste Reise. Er solle Seemann werden.

Diese Nachricht war nicht nach dem Geschmack der Mutter. Ihr Vater war bereits auf See geblieben und hatte die Mutter und Kinder zurückgelassen. Ihr Mann war auf See. Nun der Junge auch noch?

Sie hatte eigentlich im stillen etwas anderes mit ihm vor. Könnte er nicht beispielsweise Lehrer werden, vielleicht sogar Arzt oder Pastor oder ähnliches? Oder ein Büro wäre auch nicht schlecht, besser jedenfalls als das ewige Fernsein auf See. Aber dann fragte sie sich auch wieder, ob das das Richtige für ihn wäre. Überhaupt das Studieren kostet viel, dauert lange, und dann wird oft auch noch nichts Rechtes daraus.

Über all diesem Überlegen kam Detert doch an Bord. Zwar nicht endgültig, wie die Mutter ausdrücklich betonte. Sie hatte dem Vater zunächst eine einzige Reise zugestanden. Schließlich — so meinte sie — hat der Vater an Bord ja wirklich Hilfe nötig. Der Junge verdient auch sofort schon etwas und kann sich was sparen.

+

Detert war mit Vaters Wunsch ganz einverstanden. Was Wunder, denn in der ganzen Familie roch es seit Generationen nach Salzwasser, Teer und Tran. Mancher war zurückgeblieben, aber Neptun, der Meergott, hatte niemals mehr Opfer gefordert, als die Familie ertragen konnte.

So waren Vater und Sohn nun vereint auf ihrem kleinen Pott. Zwei andere waren auch noch auf den Planken, der eine ein Junge, etwas älter als Detert. Der Vater nannte ihn „Moses“, wie alle Moses heißen, die auf See das Essen bereiten oder Köche sind. Der andere, ein alter Bärtiger, war Bootsmann. Mit beiden wurde Detert gut fertig. Beim ersten lernte er das Teekochen und Schmoren in der Kambüse, beim zweiten das Spleißen, den Seemannsknoten machen und vor allem „Seemannsgarn“ spinnen.

Immer, wenn dieser gutmütige Bärtige so erregend am Erzählen und Spinnen war, funkte der gestrenge Vater dazwischen. Detert hierher! Wohin geht unsere Fahrt? Zeig mal auf der Karte, wo Finnland liegt, und Norwegen! Und Detert zeigte mit dem Finger auf der Karte, wo Finnland lag und Norwegen. Er hatte aus der Schule doch manches behalten. Bald wußte er mit Karte, und Kompaß umzugehen, hörte vom Vater, was ein Sextant sei. Er kannte sich bald am Sternenhimmel aus, wußte den Polarstern, den Großen und Kleinen Bären zu zeigen, wie auch Jupiter und Venus.

Den alten Bootsmann ließ dieses alles kalt. Aber er wußte soviel interessantere Dinge zu erzählen, daß dem Jungen der Mund offen stand und die Augen immer größer wurden, am meisten vom Klabautermann. Manchmal wurde dem Detert dabei bange, wenn unter ihm das unruhige Meer wogte und über ihm der Wind in den Segeln rauschte. Dann dachte er, obschon der Vater bei ihm war, doch an die Heimat und an die Mutter:

„Weiße Segel — dunkles Meer,
Wolken wandern drüber her,
Wehe weiter, guter Wind,
Daß wir bald bei Muttern sind.“

+

Detert war ja noch jung und nie von zu Hause fortgewesen. Einmal allerdings wohl, mit Mutter. Vater wollte ihnen eine Freude machen und sie mit an Bord nach Norwegen nehmen. „Die Fjorde dort“, hatte der sonst so ruhige Vater oft geschwärmt.

Aber Mutter und Sohn sahen keine Fjorde, denn sie fühlten sich so unwohl auf dem Meer, daß sie schon in Kopenhagen an Land gingen, um mit dem nächsten Zug in die Heimat zu fahren. Seitdem hatte Mutter immer schon die Nase voll von Wasser, Möwen und Fjorden.

Nun war es nicht so, daß sie wegen Detert besorgt war. Warum auch? Er konnte ja keinen besseren Beschützer haben als den eigenen Vater, und letztlich den lieben Gott. Doch blieb eine gewisse innere Unruhe. Könnten jetzt nicht beide zurückbleiben? Und wäre das nicht noch schlimmer?

Detert kehrte aber zurück. Doch ging er auch wieder, trotz der so heißgeliebten Mutter. Auf die erste Reise folgte die zweite, die dritte, dann die vierte und so fort. Einige



Monate war er immer unterwegs. Wenn das Schiff neue Fracht aufnahm, kehrte er für einige Tage ins Dorf zurück, zur Mutter, zu den Freunden, zu den Bekannten, um dann wieder fortzufahren nach England, Skandinavien, Finnland, manchmal auch nach Westafrika . . .

Inzwischen war Detert reifer geworden. Das rauhe Klima des Meeres hatte aus ihm einen strammen jungen Mann gemacht. Er war auch nicht mehr bei Vater an Bord, ob schon er ihm weiterhin gern geholfen hätte. Erstens konnte man auf so einem Pott nicht anständig verdienen. Wenn auch der Vater für teures Geld einen Motor hatte einbauen lassen, um schneller und vom Wetter unabhängiger fahren zu können, es blieb dabei, die Konkurrenz der neuen und größeren Dampfer wurde untragbar. Und zweitens wollte er weiterkommen. Das konnte er nicht beim Vater, der nur das kleine Kapitänspatent besaß. So ging Detert zu einer großen Reederei, wurde Matrose, besuchte im Winter die Seemannsschule, wurde dann Dritter, dann Zweiter, dann Erster Offizier eines Frachtdampfers. Schließlich machte er nach dem Funkerexamen sein Kapitänspatent für Große Fahrt.

Abgesehen von den Kriegszeiten, in denen er als Navigationskapitän auf einen Kreuzer befohlen wurde, fuhr er meist einen großen Frachtdampfer. Der letzte faßte 16 000 Tonns. So sah und erlebte er nach der Nord- und Ostsee die Ozeane der Welt und begegnete in allen Häfen den verschiedensten Menschen, den verschiedensten Sprachen und demselben Kreischen der Möwen.

+

Wenn er in den ersten Jahren seiner großen Fahrt von Zeit zu Zeit nach Hause kam, reckten die Mädchen im Dorf die Häse nach ihm. Er war nicht nur ein schneidiger, sondern auch im Grunde genommen ein echter, ein guter Kerl. Und wie es Brauch der Seeleute ist, so kehrte er von Honolulu, von Rio und Shanghai zurück mit dem festen Vorsatz, endlich ein vernünftiges, hausfrauliches Mädchen zu heiraten.

Die jüngere Schwester des früheren Moses auf dem Segelschiff des Vaters wurde seine Frau. Er kannte sie lange. Doch auf dem Schifferball hatte er sie erst richtig kennengelernt. Er liebte sie um so mehr, als er glaubte, in Agnes ein Stück seiner Mutter wiederzufinden. Diese war tot. Ganz plötzlich war es geschehen. Nicht einmal auf ihrem letzten Gang konnte er die Unvergeß-

liche begleiten. Aber die Mutter hatte immer schon Sympathien für die Agnes gezeigt. So wurde es ihm leicht, ihr sein Herz zu schenken.

Wenn am Ende seines Urlaubs Agnes sich ans Klavier setzte, um am Abend beim vertrauten Glas Wein „La Paloma“ zu spielen, dann summte er oft die zweite Stimme mit:

„Ein Wind weht von Süd / und zieht mich hinaus auf See.

Mein Kind, sei nicht traurig, / tut auch der Abschied weh!

Mein Herz geht an Bord / und fort muß die Reise geh'n.

Dein Schmerz wird vergeh'n / und schön wird das Wiederseh'n!“

So verging Jahr um Jahr. In allen zwölf Monaten machte er zwei, vielleicht auch drei Reisen, die ihn meist nach Asien, nach Jochama, nach Bombay, nach Kalkutta, nach Indonesien und Bali brachten. Detert und Agnes sahen sich wieder, und es wurde immer ein schönes Wiedersehen. Aus der Ehe entstammte ein einziges Kind, die kleine Elisabeth, aber sie war quicklebendig für drei.

In unruhigen Zeiten, wenn der Suezkanal gesperrt war, fuhr er ums Kap in Südafrika. Und eine gute Zeit hindurch ging es in andere Richtung, nach Chile und Peru. Wie oft er Frau und Kind begrüßte und in seine Arme schloß, wer weiß es. Wie oft die See ihn wieder rief und ihn Abschied nehmen ließ, wer weiß es. Jahrzehnte gingen übers Land und übers Meer.

Was Meer, Schiff und Beruf den echten Fahrensleuten bringen, das brachten sie auch ihm, ein gutes Auskommen, Gesundheit und einen watschelnden Entengang. Das macht die Anpassung des Körpers an die Wogen der See. Und da er auch älter, beleibter und beliebter wurde, so bekam er bald einen Spitznamen. Seebär nannte man ihn. Er hieß so bei seinen Leuten, in den Häfen nannte man ihn so, und auch der Wirt „Zum goldenen Anker“ kannte ihn nicht anders.

Die Frau hörte das nicht gern, er aber um so lieber. Denn „Käpt'n“ sein kann schließlich jeder. Das ist nur Beruf. Aber ein „Seebär“ sein? Das ist Berufung. Das klingt nach dem, was er liebt, nach Segel und Dreimaster, nach Salz und Meer und Wind . . .

+

Eines schönen Sommerabends gleite ich mit einem Boot den Fluß unsers Dorfes entlang. Als ich in die Richtung rudere, wo die Ruinen der alten „Schnappenburg“ aus dem



Wasser lugen und sich von der Abendsonne bescheinen lassen, sehe ich in der Dämmerung ein Boot und in dem Boot Detert, den alten Seebär. Er hockt in der Schneise eines dichten Schilfmeeres, dort, wo man, vor aller Welt verborgen, die dicksten Fische aus dem Wasser holen kann.

Seit einem Jahr hat er den Ozean mit dem altvertrauten Wasser seiner Heimat vertauscht. Nun findet er Zeit genug, der alte Seebär, um Morgen für Morgen an den Kai zu gehen und ins Wasser zu spucken, um nach dem Wetter zu sehen und beim Nachbarn Tee zu trinken. Abends sitzt er hier im Schilf und angelt. Heute ist jedoch kein Wetter dafür. Es müßte gewittern. Dann beißen die Fische. So aber kommen weder Hechte, noch Barsche, noch Aale. Warum auch! Sie würden uns nur stören. Denn bald sind wir beide, der Seebär und ich, im tiefsten Gespräch verloren.

„Tscha, tscha“, schüttelt er seinen grau gewordenen Kopf, und nimmt dabei die Pfeife aus dem Mund. „Als ich vor 50 Jahren durch die indonesische Welt nach Bali kam, da sollten wir nach einer benachbarten Insel, um Kokosnüsse, Sisal und Tabak zu laden. Einen Hafen gab es da nicht, und wir warfen tausend Meter vor dem Ufer die Anker. Mit langen, flachen Dschunken brachten die Eingeborenen — fast splitter-nackt, wie sie waren — die Kokosnüsse an Bord. Abends steuerten wir mit Booten durch die emporsteigenden, eckigen Felsenriffe und traten neugierig ans Ufer. Welch eine Pracht, Welch eine Natur! Die Palmen da, der Dschungel, die Menschen in ihrer dunklen Haut und mit ihren braunen Augen! Als wäre das Paradies der Bibel dort. Das zunächst mürrisch erscheinende Gesicht der Männer war nur ein erster Eindruck. Bald zeigten sie beim Tanz, daß sie nicht böse, sondern sogar froh waren. Sie ließen uns ihren Willkommensgruß durch Gesten, Tänze, Kokosmilch erkennen. Frauen und Mädchen trugen Messingringe an den Beinen, Armen und vor allem um den Hals. Anscheinend legte jede Gewicht darauf, so viele zusammenhängende Ringe in Form einer Spirale um den Hals zu tragen, daß der Hals ganz lang wurde, und der Kopf oben fast wie aus einem Geländer herausragte. Das war Mode. Auch dort sind die Frauen verrückt, nur in primitiverer Art. Um die Knie trugen sie dieselben Ringe. Aber einen über den anderen, so dick, daß auch junge Mädchen breitbeinig und nur schwer zu gehen vermochten. Sie glaubten daran, daß

die Knie der Sitz der Seele sei, und durch diese Ringe geschützt würden, damit die Seele nicht zu früh dem Körper entfleuche. Ihre Hütten waren auf Pfählen gebaut. Abends, wenn die Sonne unterging, sah ich einigemal eine gefährliche Schlange sich durch die Gräser schlängeln. In der Luft summten gefürchtete Moskitos. Das konnte die jüngeren Frauen und Männer nicht abhalten, auf dem Dorfplatz zu trommeln, zu tanzen, zu lieben und zu liebkosen. War das eine Pracht! — Nie werde ich das Erlebnis dieser Natur vergessen, wie Gott sie geschaffen.“

„Das war nun“, räuspert der Seebär auf und versucht durch tiefes Ziehen das Feuer seiner Pfeife zu beleben, „das war also vor fünf Jahrzehnten. Als ich nach etwa 30 Jahren wieder zur Insel kam, war alles völlig verändert. Durch die Felsenriffe hindurch war ein großer Hafen gebrochen. Nur hier und da noch Hütten mit Liegematten und Kokosmilch schlürfenden Kindern. Dafür waren moderne Gebäude und Silos und Schlote aus dem Boden gewachsen. Hier eine Zuckerfabrik, dort machte man aus Kokosfett Seife, Kerzen. Daneben Holzverarbeitung und -Transport. Daß sich eine ursprüngliche Welt in diesem Tempo doch so verändern kann! Asphaltstraßen mit Bars, Whisky-Soda, Fox-trott, Politik und leichten Mädchen, Varietés mit Nachtleben, Weltenbummler und Abenteurer . . .“

Der Seebär macht eine kurze, nachdenkliche Pause. Er spuckt dabei gezielt just über den Rand des Bootes hinweg ins ruhige Wasser, daß sich die kleinen Wellen vom Zentrum aus in allen Richtungen davon-machen. Ich merke, daß er noch nicht zu Ende ist.

„Meine dritte und letzte Reise in diese Gewässer“, so hebt er wieder an, „war nun vor gut zwei Jahren. Von Bali aus lief ich mein altes Paradies der Jugend wieder an. Ich war alt und die neue Hafen- und Hauptstadt war noch moderner geworden. Der Industrialisierung folgten die wirklichen oder auch politisch gemachten Probleme. Ich sah das an Aufrufen, an farbigen und weißen Burschen, die bei Whisky und Zigarettensqualm Aufwiegler spielten. Man raunte sich gegenseitig zu, daß aus dem Osten bezahlte Spione und Revolutionäre unter diesen Nachtwandlern der Bars und Kneipen wären. Ich erlebte es selbst und sah dabei eine Leiche laufen . . .“

Eine Leiche laufen . . . ? Bei diesem letzten Wort gruselt es mir ein wenig im



Segelfahrt auf dem Dämmer

Aufn. Heinz Zurborg

Dunkel des Schilfes. Aber ich denke, Seeleute spinnen leicht. Das macht die Einsamkeit des Meeres. Da kommt denn der Klambautermann und macht Radau, oder, wenn's schön wird, kommt eine Meerjungfrau angeschwebt, und ab und zu auch eine Leiche.

„Das fing nämlich so an“, plaudert er weiter. „Ich erlebte dort einen großen Demonstrationzug der farbigen Arbeiter. Die alarmierte Polizei feuert ein paar Schüsse in die Luft, um die Menge zu zerstreuen. Eine spätere Untersuchung ergibt, daß keine Menschenseele zu Schaden gekommen ist. Die Plakate und Aufrufe infiltrierter und bezahlter Subjekte erheben jedoch anklagend ihre Stimme. Beschwörend rufen sie ins Volk, daß der gute „Hakala“ ein Opfer der Kugeln geworden sei.“

Am nächsten Tag schiebt sich gemessenen Schrittes ein Trauerzug vom Hauptwerk der Kokosgesellschaft aus ins Zentrum der Stadt. Arbeiter und andere singen Trauerlieder. Frauen, die sich als Zeichen der Trauer und des Grams die Gesichter mit Lehm beschmierten, schreiten heulend hinterdrein. In der Mitte des Zuges, auf den schwankenden Schultern seiner trauernden Arbeitskollegen, ein schlichter, ungehobelter Sarg, in dem der gemeuchelte Hakala als Märtyrer der staatlichen Brutalität zur letz-

ten Ruhe getragen wird. Viel Volk, dazwischen fliegende Händler und Straßenselbstmörder, die sich vom Rande der Straße aus dem Trauerzuge anschließen. Je näher man nun dem Zentrum der Stadt mit seinem Regierungsgebäude kommt, desto lauter wird das Singen, das Wehklagen, das Heulen. Als der Anfang des Zuges nun beginnt, eine Protestkundgebung zu formieren gegen „die Leute da oben“, in diesem Augenblick macht die Polizei kurzen Prozeß mit den Demonstranten und zerstreut den Zug. Einige Alarmschüsse, kreischend fleucht alles auseinander. Mit pietätlosem Bums lassen die Arbeiter den Sarg fallen und ihren toten Kameraden im Stich. Das entsetzt selbst die hartgesottenen Polizisten, aber nur für einen Moment, denn — der Sargdeckel springt auf und heraus schießt Hakala, der in riesigen Sätzen Reißaus nimmt, lebendiger als je zuvor! „Die Leiche macht sich aus dem Staub“, riefen erstaunt die Polizisten und verfolgten den Toten, der in rasendem Tempo um eine Straßenecke bog. — Es war den Rädelsführern nicht gelungen, einen künstlichen Märtyrer zu schaffen. Viele fluchten, andere lachten, die Frauen schabten sich den Lehm von ihren Gesichtern, die Händler feierten Jahrmärkte . . .“

+

Was schlägt da die Uhr? Der Seebär hört auf in seinem Strome. Weit über's ruhige Wasser hin läßt sich die Glocke der Turmuhr vernehmen. Schon so spät? Der Seebär nimmt sich noch die Zeit, mit Sorgfalt die kaltgewordene Pfeife zu stopfen und gemächlich zu schmauchen. Steil steigt der Rauch in die Höhe. Es ist nun doch ein wenig frisch geworden, und wir beschließen, nur mit einem Boot nach Hause zu fahren. Ich führe die Ruder und er sitzt hinten am Steuer.

Alles so ruhig, kein Windhauch, keine Welle. Nur die Ruder klatschen manchmal aufs Wasser und scheuchen ein paar Wildenten hoch, die flach vom Schilf aus über die Wiesen streichen. Der helle Mond bescheint unseren Weg. Wir rudern unter einer Zugbrücke hindurch aufs Dorf zu.

Der Seebär erinnert sich an alles, was hier früher gewesen: Da stand die alte Mühle, dort die Werft, auf der die kleinen Schiffe gebaut wurden, die dann von unserem Dorfe aus auf See kamen und nie zurückkehrten. Im Winter kam der Sturm, der blanke Hans, und peitschte alles unter Wasser. Das war was für uns Kinder. Was sind wir doch über diese Weiten hin Schlittschuh gelaufen! Und heute?

Als wir, die Ruder und Angelruten über die Schulter gelegt, auf die Lichter zugehen, die aus dem Hause unseres Seebärs blinken, steht die Frau schon sorgenvoll in der Tür und wartet. Hinter ihr lächelnd Elisabeth, die soeben verlobte Tochter. Ich muß mitkommen, denn sie hätten auch für einen Zweiten einen steifen Grog.

Das Zimmer neben der Küche, in dem wir noch ein warmes Stündchen beisammen sitzen, ist blitzsauber. Wäre ich ein Fremder, müßte ich dieses Wohnzimmer voller exotischer Dinge besonders interessant finden. Der Seebär hatte im Laufe der Jahrzehnte manche aus Indien, China, Rußland mitgebracht, Tempelchen, Pagoden, Götzen und Elefanten aus Elfenbein. Sein Vater hatte damit bereits begonnen. Die Frau bemerkt zwar wegwerfend „Staubfänger“, aber der Seebär hängt daran mit ganzem Herzen. Den Dreimaster seines seligen Vaters hat er in Kleinstformat in einer durchsichtigen Flasche. Er nimmt sie vorsichtig-liebevoll vom Büfett: „Das sind noch Schiffe gewesen, da lernte man, was Seefahrt ist, ganz anders als die großen Pötte.“

Er zeigt mir das vergilbte Seemannsbuch seines Vaters mit den Angaben, wo in der Welt das Schiff überall war, daß es auf der

VERGÄTEN

Von Hubert Burwinkel

*In Cloppenburg dat ölste Por
Har up den Puckel nänzig Johr
Un stürde nu nao hundert tou.
Dat wören Quaotmanns Bur un Frou.
Altied tou Hus, dat maokt verdraoten.
Sei güngen gerne up dei Straoten.
Dei Haogenstraoten knapp tou Ende,
Dor waohnde Albers, den hei kennde:
Breifdräger in vergaohnen Tied,
Hei kennde Mensken wied un sied,
Was altied lieke goud toufrä,
In Elsten kennd' hei Quaotmanns Stä.
Nu stünd hei dor am Straotenrand,
Bur Quaotmann geef üm siene Hand.
Bur Quaotmann stünd un stünd tou kören.
Dei Frou güng weg, sei kun nix hören.
As sei sick dann genoug vertelt
Van Elster Gägend un dei Welt,
Wull Quaotmann sachte füdder gaohn,
Doch bleef hei bolle wedder staohn,
Keek links, keek rechts, nao Süd un Norden,
Hei was all wat vergätlick worden.
„Heer Albers“, frög hei dann dorbi,
„Har ick nich miene Frou bi mi?“ — — —*

Werft unseres Dorfes gebaut, daß die Mutter es im feierlichen „Schwarzseidenen“ auf ihren Namen „Gesina“ getauft. Und dann das Volksfest mit Buden und Tanz!

Unser Seebär verbarg nie sein Herz für kleine Schiffe. Das junge Volk darf nicht sofort auf einen Ozeanschwan. Darum begrüßt er es, daß wenigstens einige neue Schiffe vom Stapel liefen, auf denen man noch das Schlingern und Stampfen merkt. Da ist der Käpt'n Hans Dirks mit seiner schönen „Münsterland“, ein Kollege und Kamerad von ihm. Da ist dieser, da ist jener. Er zählt sie alle an den Fingern auf. Das Seemannsherz wird wieder lebendig. „Was, Mama“, umarmt er seine lächelnde Frau, „so einen feinen Kasten und damit durch 'n Skagerrak!“

Plötzlich wirft er einen energischen Blick zur Elisabeth hinüber. Sie weiß schon alles, was Papa erzählt und wovon er schwärmt, wenn Besuch im Hause ist. Als sie sich daher leise vom Abendprogramm des Rundfunks berieseln läßt: „Aufhören damit! — Wenn Erwachsene ernsthafte Gespräche führen, nicht wahr? Stell dat Ding ab, du willst doch morgen mit auf den Schifferball!“



Am nächsten Abend sind wir alle zusammen im Saal, auch Elisabeth. Der Seebär wäre lieber zum Fischen gefahren, aber es mußte schon sein. Schließlich gibt's so viele Freunde, Verwandte, Bekannte und Wasser-ratten.

Alles, was an diesem Tag nicht auf See ist, tanzt dichtgedrängt hier im qualmigen Saal. Auf der bunten Bühne drei Schiffer klaviere, ein unermüdliches, tapferes Schlagzeug und eine mißgestimmte Geige. Sonst alles wohlgestimmt. Die Jugend tanzt ihre neuen Tänze, daß den Jungen und Mädchen der Dampf durch die Kleider prustet.

Der Seebär schüttelt seinen alten Kopf: und so was in unserem schönen Dorf? Er merkt nicht mal, daß seine Gnädigste ihn in die Seite stößt: „Du, der Gerd hat die Elisabeth schon zum dritten Mal geholt.“ Diese bemerkt weder den Papa noch die Mama. Sie strahlt überglücklich mit ihrem Verlobten:

Yes, my boy, will jou tanz' mit mir?
Oh oui, Madam, mit avec plaisir!
Okay my darling, wie lieb von jou,
Und die Musik spielt dazu . . . !

Als aber die Musik mit Tango und Walzer beginnt, wird es dem Seebär ganz wohl um's Herz. Das ist ja seine Jugend. Das waren noch Zeiten! Und er nimmt seine noch ansehnliche Gattin, schiebt sie zärtlich über die Bretter und brummt dabei in seliger Laune: „Ich tanze mit dir in den Himmel hinein, in den siebenten Himmel der Liebe . . .“

Es ist fröhliche Stimmung im Saal. Als die Schifferklaviere dann mit ihrem Kapitänslied beginnen, da summt es weiter von Tisch zu Tisch. Bald singt unser Seebär mit dem ganzen Saal:

Nimm mich mit, Kapitän, auf die Reise,
Nimm mich mit in die weite Welt hinein,

Wohin geht, Kapitän, deine Reise . . . ?“
Plötzlich wird die Tür aufgerissen. Ein junger Mann fällt herein und ruft schon von der Tür aus: „Schiff in Not! Schiff in Not! Gerade sind SOS-Rufe aufgefangen worden. Es soll ein Schiff unseres Dorfes sein!“

Die Kapelle schweigt, die Menschen schweigen, der Saal wird leer.

Bald gibt der Rundfunk wieder durch: „In den Stürmen bei Skagerrak ein Schiff in Not.“ Und kurze Zeit darauf: „In den Stürmen bei Skagerrak ein Schiff mit Mann und Maus untergegangen. Jegliche Rettung zu spät. Rettungsboot treibt kieloben. Das Schiff ist die „Münsterland“, der Kapitän ist Dirks . . .“

Als der alte Seebär am nächsten Morgen aufsteht, faßt er sich lange und überlegend an seinen alten Kopf: Die „Münsterland“ untergegangen? . . . Käpt'n Dirks nicht mehr unter den Lebenden? — War es ein Traum?

Einige Tage darauf ist die Kirche unseres Dorfes schwarz von Menschen. Der Priester bringt die Totenmesse dar. Unter den Trauernden der Seebär. Er steht nicht wie früher teilnahmslos im Turm, sondern kniet in einer der ersten Bänke. Als im ernsten Ton die Orgel beginnt, „Mitten im Leben sind wir vom Tod umfassen“, da ist sein Gedanke ganz bei ihm, dem guten Kameraden. Als der Priester betet, „Herr, gib seiner Seele die ewige Ruhe!“, da antwortet mit der Gemeinde der Seebär: „Herr, laß ihn ruhen in Frieden!“

Dabei schaut er fast regungslos auf den Altar, gerade auf das Kreuz, das die Seeleute der Kirche ihrer Heimat schenkten.

P. Dr. H. C. Siemer

TAUFALL?

„Wer heimlich seine Wohnstatt
im Schutz des Allerhöchsten hat,
der bleibt sicher ohn' Gefahr
in Gottes Schatten immerdar.“

Harwst-Dag. — Dei Metkensommer was utebläwen, un dei Lüe müssen man tausein, wo sei dat Erdwark anne Siete kregen bie dat schmuddelige Wär. Dat rängde woll nich väl — aover dei Fisselrügen trück de doch so sinnig bie. Man wüdd klodderig üm Hann'n un Hacken.

Solange dat bie dei korten Daoge

nochn bitken warm was, günk dat so jeiwe, man as dat uk noch köller wüdd, grüdderte einem doch daorbie. Aobens möß dat un-sellige Tüg anne Kaokmaschin und in'n Back-aomnd updrögt wern.

An so'n grüdderigen Oktoberdag was dei ganze Himmel mit dicke Wolken tautrocken. Dei Lüe möken frau Firaabend. Uk wi sochten us bitied eine warme Stäe an dei Kaokmaschin. Man daor stünnen wi us Mamme mit Hannen und Fäuten in Wäge.

„Dann laot us man den Aomnd in'n Staabend anbeuten“, mende us Pappen. Mit



In'n laten Harfst

Von Elisabeth Reinke

*Wi schicket dicht tosamen.
De Klocken swieget nu.
Wi holt nu Vesperstündken
in disse Sönn dagsruh.
Dat will bi lütken schummern.
De Dag, de is der her.
Wi sitt't hier warm inbinnen
bi't rusig Rügenweer.
Wat is dat doch gemütlik,
wenn us mit alle Mann
dat Stutenbotter schmecket,
de Koffie ut de Kann.
Mit eens geit't an't Vertellen
von dit und dat un süss,
un wi markt bi dat lustern
nich, dat't all düster is.
Du leve Stunn', du leerst us
dat Beste, wat't man giv:
Leev' un Tohopehollen!
Gäv' Gott, dat't uk so bliv.*

dat Anbeuten wörn wi drocke bie dei Hand, un dat dürde uk gaor nich lange, daor harn wi't schön warm. Dei grote Rundbrenner — daomols brennde man jao Paraffinlüchten — wüdd anstickt, un jeder söchte sick 'n Handgebehr.

Pappe stickde sik den Bostklopper an un lees dei Vechter Zeitung un as hei daormit dör was dat Bieblatt „Heiderose“; daor stünnen so nette Vertellers in. Use Mamme wull dei Strümpe stoppen, man us Pappen mende, dat kunnen wi wol sülws daun, wi harn se jao uk twei kloddert.

So steken wi us jeder ein Strump up dei Han. In dei Stoppnaodel köm ein langen dubbelten Draot, un so hechten wi dei Löker wer tau. Mamme freiede sik, dat wi ehr dei Arbeit affnöhmen un langde nao ehr Naitüg.

Eintied wassen wi mit use Stopperei farig un kregen den Laubsaogekassen her. Baoll was jao Winachten, wi wulln versäuken, off wi nich 'n Krippken taurechte kregen. Dei Papierfiguren kläwten wi up Holt un saogten sei ut. Den Stall, mende us Mamme,

schullen wi man us Schullenbaun nao-maaken.

Berregaonstied wör all lang vörbi, man wi wassen all flidig un hörn kien Klock schlaon. Bie ölben Uhr kloppede Pappen dei Pipen ut un wull noch einmal in't Wär kieken. As hei trügge köm sä hei: „Dröge is't, man balkendüster. Us Staobendlucht straohlt so richtig wiet dat Mauer in. Gnade Gott, well bie dit Wär noch unnerwägens is.“

„Dat is daor doch woll sachte nien“, mende us Mamme, „süß mag us Herrgot üm woll helpen dat hei nich verdwaolt un van'n Wäge affkump.“

Ik keek dört Fenster noa buten. Ismikolt öwern Puckel laopen bie all dei Schnackerei. Leg dat an't düstere Wär, off spälde dei Beschäftigung mit den Krippkenstall daor mit in?

+

Un doch was noch ein unnerwägs — Silberbrauks Opa! Daor wör'n lütken Jungen ankaomen un nu wull Opa in all sine Freide bie dei Öllern van sien Schwegerdochter Bescheid seggen un inlaon taun Vadderstaon. Patt Deifholt wör hei mit dei Isenbaon fäuert. Van daor, Mauer dör nao Brögel tau, wüß hei jao Bescheid; denn hei was den Wäg all maol gaohn.

Dö dat nu dat düstre Wär un dei fraue Aobend, off was dei Wäg länger as hei mende — hei verdrüsterte daorbie, wüdd unsicher un fünn den Wäg nich mehr. Fraogen kunn hei nich, un so günk hei un haopede den richtigen Wäg tau finnen...

In dei Gägend bie'n Hogen Sün güng hei einen Wäg tau frau aff un kump nu nich bie Meerholt langes sondern achter dei Lindlaoge her un so int wiee Mauer. Kien Wäg, kien Steg, kien Mensken, den hei münnern kunn.

Dat Hart schleit üm, hei kriegt Schweit, wat schall hei daun? Still bliff Silberbrauks Opa staon un kick sik rund, nicks, nicks. Kien Hus, waor noch Lucht is; kien Hund, dei de bläked; nicks. Doch daor! Narrt üm dei Aogen, is't Inbillung? Daor is doch ein Schien, dat maot doch 'n Lucht wäen! Hei stürd de liek up tau un bäed: „Herrgott, laot dei Lucht, laot dei Lucht!“

Hei jacht ower Bülte, dör Gruppen un Mauergraobens, uppen Witten dör affgraoben Kuhlens un dör dei Klinkerpötte. Dat is'n Glucksen un Drübbeln — hier löp



ein Haose weg, daor flüg ein Vaogel mit Geplüster los.

Opa stört dat nich. Hei geiht liek up dat Lucht los dör Pütte, Kuhlen un Morre. Hei is sowiet, waor man vörgett, wat man is: oft man natt off dröge, kolt off warm is, oft ein kält off nich. Hei fäult nich mehr sienen Körper, siene Säle bäed: „Herrgott, laot dat Lucht!“

So biestert hei hendaol nao dei Lucht...

+

Bie us in Staobend wör't so still, as aohn-den wi, dat noch wat köm. Dei Rundbrenner straalde noch immer öwer dat wiee Mauer.

„Daor is doch wat buten?“, säe up ein-maal us Pappen un wi lusterden all mit. Jao, daor packde uk all ein ant Fenster un frög: „Waor bün ik?“

„Daor is doch wol kien Mallör passeiert?“, mende us Mamme un legde dat Naitüg weg. Pappen hülp den Mann int Hus. Wat seeg dei der ut! Natt un verschlammt üm das Gesicht, ik kann daor gaor kien Wör vör finden.

„Gott Dank!“, säe Opa Silberbrauk un sackde upn Staul bie'n Aomnd daol. Dat heff

ne ganze Tiedlang durt, bit hei taurechte köm; denn dat maot all sien Tied durn patt dei seelische Utglik wer daor is. So günk et uk Opa Silberbrauk.

As Pappen üm nao ne Wiele nao dat „Woher“ und „Wohin“ frög, vertellde hei, wo üm dat gaon har.

Mamme heff drocke in Aomnd Kaffee kaoket un Äten upn Disch krägen.

Opa Silberbrauk trück dröget Tüg van us Pappen an un mit ne lütke Stunnen was hei dann sowiet, dat hei mende, nu kunnt wol wiedergaon. Hei wull jao noch sien Naoricht öwerbringen.

Pappen markde wol, dat Opa noch gaor kien Künn gräpen har, un so nehm hei'n derben Stock un günk mit Opa los in dei stockdüstere Nacht. Väl schnackt is de nich worn up diesen Wäg, man Opa Silberbrauk köm sicher daorhen, waor hei henmöß.

Was 't Taufall wän, dat wi jüst dissen Aobend so lange in Staomnd seten un us Lucht so wiet dör dat Mauer schen?

Clemens Tombrägel

Im Brutgebiet der Wiesenweihe

Zwischen Kellerhöhe und dem ehemaligen Flugplatz von Varrelbusch liegt das Bether Moor. Am Rande dieses Moores befindet sich ein Brutgebiet der Wiesenweihe. Oft undurchdringliches Weidengestrüpp, dichtes Brombeergeranke mit eingestreuten Sumpfstellen, sowie alte überwucherte Torflöcher, in denen die schöne weiße Sumpfkalla mit ihren im Herbst korallenrot blühenden Fruchtständen sowie der Fieberklee mit bizarren Blüten wächst, hindert den Menschen am Begehen.

Am Rande dieses Gebietes läuft ein Wassergraben entlang. Dorngrasmücken, Fitislaubsänger, Zilpzalp sowie der rotrückige Würger haben hie ein ideales Brutgebiet. Auch das Birkhuhn hatte dort noch eine gute Lebensmöglichkeit. Dieses Gebiet habe ich oft und gern aufgesucht und durchstreift. Heute ist auch dort kein Birkhuhn mehr zu finden. Im Juli war ich wieder mal in diesem Gebiet und fand dort ein Weibchen der Wiesenweihe mit fünf schon flüggen Jungen. Ihr Nest stand im hohen Grase nahe einem

großen Weidenbusch am Wassergraben. Bei meinem Kommen fliegt das Weibchen hinzu und kreist um die Jungen, wobei es längere Zeit einen Warnruf ausstößt, der wie „gieg - gieg - gieg - gieg - gieg - gieg - gieg“ (schnell ausgesprochen) klingt. Dadurch werden die Jungen von mir fortgezogen. Ich setze mich unter eine niedrige, buschige Birke und warte. Nach einer Weile kommen die Jungen in ihrem Greifspiel bis auf drei Meter über mir vorbei, ohne große Umsicht und Vorsicht zu üben. Sie sind schon ziemlich groß, wie Ringeltauben, und doch so spielerisch wie kleine Katzen. Von Zeit zu Zeit setzen sie sich auf einen Torfhaufen oder Zaunpfahl der anliegenden Wiesen, so daß ich sie gut beobachten kann. Die Jungen sind auf der ganzen Unterseite rostbraun. Die Oberseite ist dunkel bis schwarzbraun mit rein weißem Bürzel. Die Unterschwanzfedern weiß mit dunklen Bändern. Immer wieder setzen sie ihr tolles Greifenspiel von neuem fort.

Da fliegt plötzlich einer der Jung-



Familie Igel, ein Idyll, das der aufmerksame Naturfreund hier zu Lande alljährlich im Frühsommer häufiger antreffen kann. Der heimische Igel scheint nämlich gern die Nähe der Menschen zu suchen. Er hält sich mit Vorliebe in Hof und Garten auf, besonders wenn Wallhecken in der Nähe sind. Rasch gewöhnt er sich auch an die Nahrung aus menschlicher Hand und wird fast zum Haustier, wobei er sich bestens als Mäusefänger bewährt. Mit kleinen Küken sollte man ihn freilich nicht in Versuchung führen. Leider werden sehr viele dieser nützlichen Tiere heutzutage Opfer des modernen Straßenverkehrs.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

vögel auf, fliegt stracks dem ankommenden Männchen entgegen, welches Futter in den Fängen hat. Die anderen folgen sogleich. Das Männchen fliegt in zirka 40 Meter Höhe. Die Beute ist im Glas gut zu sehen: eine Maus. Der Alte verlangsamt seinen Flug. Einer der Jungvögel bleibt unter ihm und da läßt der Alte seinen Fang fallen. Kaum einen Meter ist die Maus gefallen, da greift der Jungvogel etwas seitlich gekippt zu und hat sie sicher in seinen Fängen. Langsam kommt er mit der Beute auf die Wiese herunter im höheren Gras, von mir etwa 100 bis 150 Meter entfernt. Bald darauf auch die anderen mit dem Weibchen. Der Alte ist inzwischen wieder fort auf neue Jagd. Bald kommt das Männchen wieder zurück, und wieder erlebe ich das gleiche Schauspiel. Im Schwebeflug fliegt er

auf einen der Pfähle. Sogleich sind die übrigen Jungen hinter ihm her und schreien mit ihrer piepsigen Stimme, die man eher einem Kleinvogel als diesen großen Raubvögeln zumutet. Die Stimme klingt etwas langgezogen, wie „zieh-zieh-zieh-zieh“ und wiederholt sich oft.

Ich sah an diesem Abend dort acht Männchen und drei Weibchen mit fünf Jungen. Als ich im nächsten Jahr wieder im selben Brutgebiet war, konnte ich ein Pärchen dieser Weihen mit nur zwei Jungen antreffen, und wieder hatte ich Gelegenheit, die Fütterung in der Luft zu beobachten. Jedesmal war es das Männchen, welches Futter brachte. Später hatten die Weihen ihren Brutplatz auf den inzwischen wieder beackerten Flugplatz Varrelbusch verlegt.

Georg Vetter

Aus der Vogelwelt eines Erdölbetriebes

Der etwa 4500 qm große Betriebsplatz der Mobil Oil AG in Lastrup i.O. liegt einige Kilometer südlich des Dorfes an der Straße nach Essen. Ein eiliger Fremder sieht nichts von ihm, denn der Platz ist auf drei Seiten, darunter der Straßenseite, von hohen Nadelbäumen mit etwas Unterholz umgeben; an der vierten Seite befindet sich ein lockerer Saum von Eichen und Sträuchern. Auch im Inneren war man mit Erfolg bemüht, die Gebäude und die technischen Anlagen in die Natur einzufügen. Überall sieht man große Rasenflächen, Blumenbeete, Bäume und Sträucher.

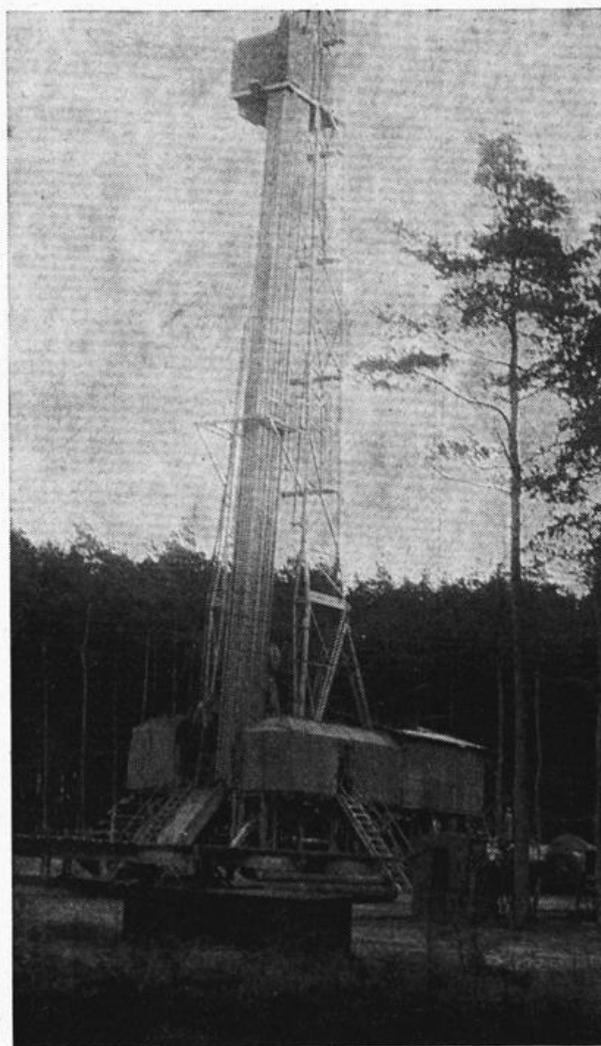
Allerlei Vögel fühlen sich hier wohl. Der gepflegte Rasen wird ständig von verschiedenen Drosselarten, Staren und Bachstelzen besucht. Die Früchte der zahlreichen Beerenpflanzen wie Feuerdorn, Eberesche, Steinmispel und Stechpalme sind den Weichfressern besonders im Winter willkommen. An der Südseite der Backsteingebäude finden sich auch in der schlechten Jahreszeit häufig Insekten, und eine reichliche und regelmäßige Winterfütterung erleichtert den gefiederten Freunden das Leben.

Die verschiedenen Arten kann man natürlich am besten an einem ruhigen Sonntagmorgen beobachten; doch auch während der Woche hat man den Eindruck, daß sich die Tiere nur wenig durch das Treiben der Menschen stören lassen.

Die Bewohner und Gäste bestehen beinahe ausschließlich aus den in den benachbarten Wäldern, Wiesen und Feldern heimischen Singvögeln. Sperlinge sind sehr selten. Während es in den nur wenige hundert Meter entfernten Bauernhöfen von Suhle von Haus- und Feldsperlingen wimmelt, sah ich bisher nur einmal im November zwei Feldsperlinge auf dem Betriebsgelände. Von den Finkenvögeln ist der Buchfink immer anzutreffen; Goldammern und Grünlinge sind im Herbst, Winter und Frühjahr regelmäßige Gäste. Hin und wieder sieht man auch einen Bluthänfling, einen Dompfaff oder den skandinavischen Bergfinken. Einer der ersten Frühlingsboten ist ein singender Star, der ja häufig in Nordwestdeutschland überwintert. Stare mit oder ohne Jungen sind regelmäßige Besucher des Rasens. Jedes Jahr im März stellen sich die im Betrieb brütenden Bachstelzen ein, die wie die ebenfalls brütenden Mehlschwalben und Fliegenschnäpper eifrig Jagd auf die verschiedenen Insekten machen. Amseln sind

immer zu sehen, im Sommer oft in Gesellschaft von Sing- und Misteldrosseln. Im Herbst und Winter erscheinen Wacholderdrosseln, ebenfalls Misteldrosseln und im Januar 1959 sogar eine Rotdrossel. 1959 brütete die Misteldrossel in unmittelbarer Nähe des Bürogebäudes und brachte zwei Junge hoch. Die Meisen und ihre Verwandten sind häufig anzutreffen; festgestellt wurden bisher Kohl-, Blau-, Sumpf-, Hauben- und Schwanzmeise, wobei die Blaumeise auch brütet. Die Wintergoldhähnchen dehnen wie die Zaunkönige ihre Insektenjagd bis ins Innere der Werkstätten und Labors aus.

Im Winter 1958/59 besuchten längere Zeit zahlreiche Seidenschwänze das Betriebsgelände. Die auffallenden, viel bestaunten nordischen Gäste blieben so lange, bis auch die letzte Beere verzehrt war. Außer den bisher genannten wurden noch folgende Arten beobachtet, ohne daß die Aufzählung An-



Bohrturm in einem heimischen Ölgebiet

spruch auf Vollständigkeit erhebt: Raubwürger, Neuntöter, Heckenbraunelle, Saatkrahe, Eichelhäher, Rotkehlchen, Gartenrotschwanz, Zilzalp, Dorngrasmücke, Rauchschwalbe, Gartenbaumläufer, Ringeltaube.

Vertreter anderer Vogelgruppen (Kiebitze, Gänse, Schwäne, Störche, Lachmöwen) werden vor allem während des Zuges beim Überfliegen beobachtet, und nur selten geht

ein erschöpfter Wanderer nieder, so zum Beispiel im Januar 1961 ein Blässhuhn. Im Oktober und November 1959 wurden auch nach Norden ziehende Brachvögel gesehen. Selbstverständlich gehen auch Mäusebussard, Turmfalke und Sperber dem Betrieb bei ihren Streifzügen nicht aus dem Wege, ohne allerdings Rast oder Beute zu machen.

Dr. K. Münzing

Landesvermessung und Karte im Dienste der Heimatsforschung

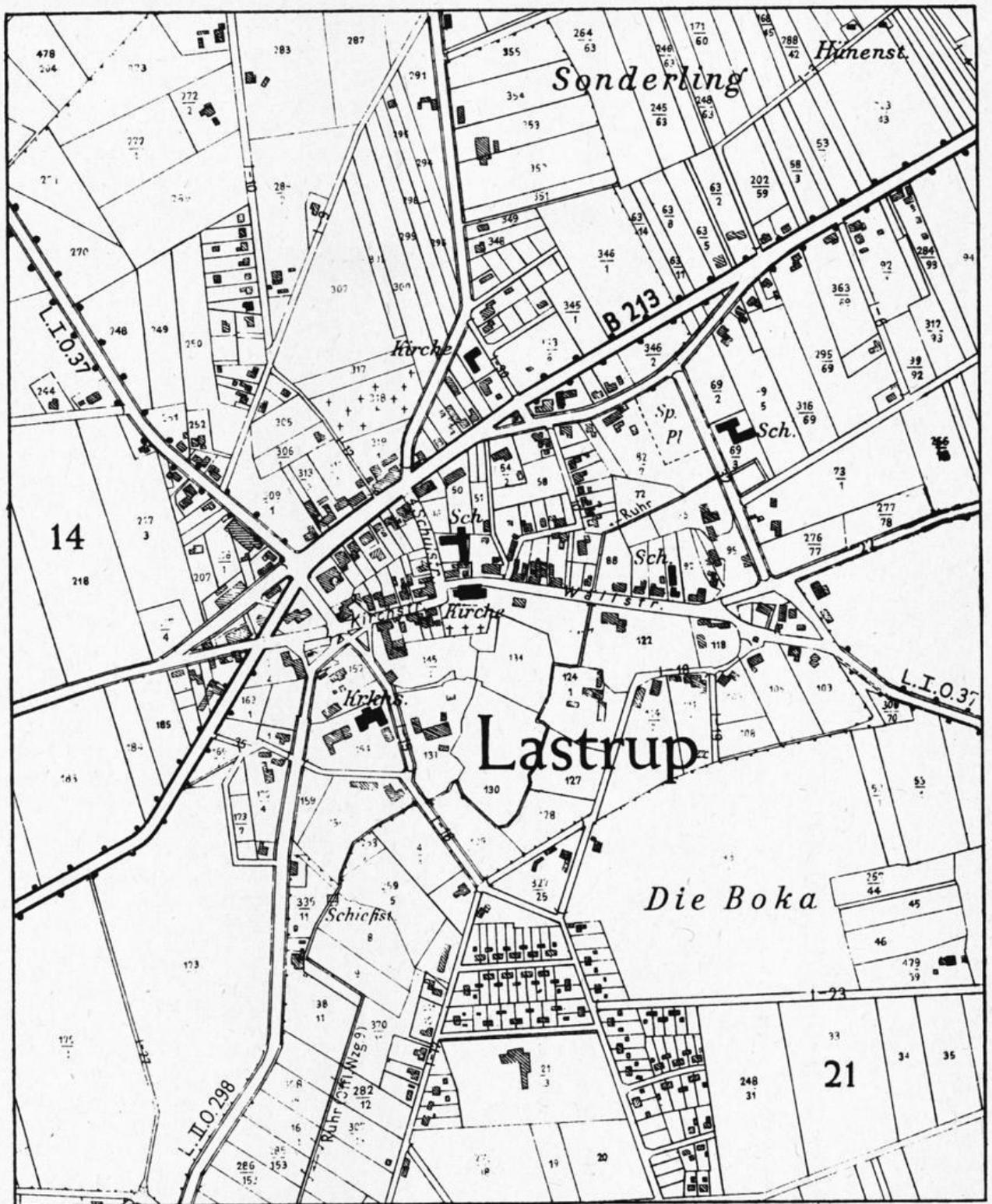
Eine Karte soll als ein verkleinertes Grundrißbild von Teilen der Erde die Aufgabe erfüllen, die Erdoberfläche mit all ihren Erscheinungen in einem bestimmten Maßstabsverhältnis zur Darstellung zu bringen. Diese Aufgabenstellung läßt erkennen, daß der Karteninhalt für die allumfassende Heimatsforschung von größter Bedeutung ist. Neuzeitliche Karten sind die Ergebnisse einer Landesvermessung und als kulturgeschichtliche Dokumente ersten Ranges zu werten. Ihrem Hauptinhalt entsprechend kann die Einteilung allgemein nach der räumlichen Begrenzung und dem Maßstab oder nach ihrer besonderen Zweckbestimmung erfolgen. Neben der beschreibenden Form dient sie als Grundlage für die anschauliche Wiedergabe wirtschaftlicher und erdkundlicher Untersuchungen. Auf Karten stützen sich Geographen und Geologen, wenn sie die Erde erforschen. Die Vorgesichtler bedienen sich der Karte, wenn sie das alte Kulturbild aus den Bodenfunden lebendig werden lassen. Sie tragen die Funde entsprechend der Datierung in die topographischen Karten ein und schaffen damit eine vorgeschichtliche Landesaufnahme, bei denen Karten im Maßstab 1:10 000, 1:5000 oder größer Verwendung finden.

Die Oldenburgischen Karten sind das Ergebnis zweier Landesaufnahmen. Beide oldenburgischen Landesvermessungen, jene von 1781, die von dem Stiftsamtmann von Oeder eingeleitet wurde und sich auf den Norden des Landes bezog, sowie die von Schrenck'sche aus dem Jahre 1836, haben Ergebnisse geliefert, die ein vorzügliches Bild von dem Zustand der Besiedlung aus dieser Zeit vermitteln. Die von Oedersche Landesvermessung, deren örtliche Aufnahme mit dem Meßtisch vollzogen wurde, lieferte die Vogteikarte im Maßstab 1:20 000, die im Staatsarchiv aufbewahrt wird, sowie die von Tischbein im Jahre 1802 gestochene Generalkarte 1:160 000, die für die damalige Zeit als vorbildlich galt.

Wie in allen deutschen Staaten, so war auch in Oldenburg das Bedürfnis für eine gerechte Verteilung der Grundsteuern aufgrund umfangreicher Bodenuntersuchungen und Reinertragsberechnungen die Veranlassung zur zweiten Landesvermessung. Diese bildet auch heute noch die Grundlage des gesamten Kartenwerks. Das Ergebnis dieser Landesvermessung ist niedergelegt in einer Zusammenstellung der Koordinatenwerte, für die Festpunkte und in Handrissen, die die Messungszahlen sämtlicher alten Grenzen enthalten. Ein ausgezeichnetes Bild von dem Zustande der Flur bei dieser Vermessung liefert das Übersichtsblatt mit den Kultur- und Nutzungsarten. Durch eine Kartierung nach den Messungszahlen sind etwa 3000 Originalkarten je nach Bedeutung der Flur in Maßstäben zwischen 1:500 und 1:5000 entstanden. Diese liegen im Archiv der Vermessungs- und Katasterverwaltung bereit und ergeben ein vollständiges Bild der Flur, der Form, Lage und Benennung der Parzellen. Da eine Hauptaufgabe der Vermessungsverwaltung darin besteht, den gegenwärtigen Eigentumszustand kartenmäßig zu erfassen, wird in einer Kopie der Originalkarte die Veränderung der Flur infolge Anlage von Siedlungen und Verkehrswegen in Ergänzungskarten zur Darstellung gebracht. Mit Hilfe dieser großmaßstäblichen Karten ist die Entwicklung eines Dorfes seit der Landesvermessung einwandfrei nachzuweisen. Sie sind daher von großer Bedeutung für die Heimatsforscher und stehen durch Vermittlung der zuständigen Katasterämter für die Anfertigung von Kopien zur Verfügung. Eine Übersicht über die Originalkarten bieten die topographischen Kirchspielkarten in Maßstäben von 1:10 000 bis 1:40 000, die zum Teil mit „Bergstrichen“ ausgestattet sind.

Aus der von Schrenck'schen Landesaufnahme sind in der Folgezeit eine große Zahl wichtiger Übersichtskarten entstanden, die vielfachen Zwecken dienen. Als wichtigste seien die von Schrenck'schen topo-





Ausschnitt aus der Gemeindekarte Lastrup

Die Gemeindekarte im Maßstab 1:10 000 hat die amtlichen Katasterkarten als Grundlage und wird als Übersichtskarte und für Eintragungen aller Art bevorzugt (Flächennutzungspläne, Wege und Wasserzüge, Meliorationsentwürfe, Jagdbezirke usw.). Nach der Fertigstellung des neuen Liegenschaftskatasters (Reichskatasters) werden die neuen Nummern der Fluren und Flurstücke in die Gemeindekarte übernommen.

graphischen Karten im Maßstab 1:200 000 und 1:50 000 erwähnt, sowie aus neuerer Zeit die mehrfarbige Verwaltungskarte 1:100 000, die als Wandkarte Verwendung findet und allen Anforderungen einer guten Übersichtskarte gerecht wird. Vielseitigen Zwecken dient die mit Flurstücknummern versehene **Gemeindekarte** 1:10 000, die wegen ihres übersichtlichen Karteninhalts für Eintragungen aller Art bevorzugt wird. Als verkleinerte Verwaltungskarte ist die **Schulkarte** im Maßstab 1:400 000 herausgegeben worden, die im Buntdruck die Bodenarten Marsch, Geest und Moor darstellt, sowie die Staats-, Amts- und Gemeindegrenzen, einzelne Höhenzahlen und Waldsignaturen. Eine wichtige Karte ist ferner das **Meßtischblatt** im Maßstab 1:25 000, das von der ehemals Preußischen Landesaufnahme bearbeitet wurde, und das wegen seiner topographischen Signaturen der Höhenkurven allgemein Verwendung findet. Bereits im Jahre 1907 hatte Prof. Conventz, der Leiter der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege, angeregt, die Naturdenkmäler und alle naturgeschichtlichen Denkmäler in den Meßtischblättern durch besondere Signaturen nachzuweisen. Diese Anregung ist dadurch verwirklicht worden, daß diese Denkmäler in den amtlichen Karten durch den Schriftzusatz „K. D.“ bezeichnet werden, die Naturdenkmäler mit „N. D.“ und die Naturschutzgebiete mit „N. S. G.“ Wegen des größeren Maßstabs können diese in der deutschen Grundkarte 1:5000 noch umfangreicher und klarer ausgeführt werden, da ihre Grundrisse kartenmäßig dargestellt oder zusätzlich Hinweise über die geschichtlichen Besonderheiten gegeben werden können.

Die Karten der oldenburgischen Landesvermessung sowie die amtlichen niedersächsischen Kartenwerke des Landesvermessungsamtes werden vorzüglich durch Spezialkarten ergänzt, wie sie als Schulwandkarten, Straßen- und Wanderkarten ihren besonderen Zweck erfüllen. Ein wichtiges Kartenwerk, „Die Landschaften Niedersachsens“ darf nicht unerwähnt bleiben. Es zeigt in zahlreichen Kartenausschnitten das typische Gefüge der verschiedenen niedersächsischen Kleinlandschaften und ist „ein nach pädagogischen Gesichtspunkten ausgerichtetes Lehr- und Arbeitsbuch“. Dieses Werk kennzeichnet in vorbildlicher Weise die Bedeutung einer Landesvermessung und ihrer Ergebnisse und ist ein rechter Wegweiser für die Heimatforschung.

Bei der Erforschung der Urlandschaft, die auf das Engste mit der Bodenbedeckung und Bodenart zusammenhängt, können aus den alten Schätzungsprotokollen sowie der neueren Reichsbodenschätzung wertvolle Schlüsse gezogen werden. Diese Angaben können durch eine Kartierung der vorgefundenen Pflanzengesellschaften und etwa vorliegende geologische Karten ergänzt werden, wie sie zur Zeit in einzelnen Teilen Niedersachsens vom Amt für Bodenforschung bearbeitet werden. Die Akten und Karten der Marken- und Gemeinheitsteilungen sind wahre Fundgruben des Siedlungsforschers. Sie bieten ein abgerundetes Bild der Dorfform mit ihren Hofräumen und Gärten und der Lage der Flurstücke in der Gemarkung. Anhand der aufgestellten Verteilungsregister erhalten wir Auskünfte über die Erbesqualität der Höfe, ihre Rechte an der Mark sowie die Größe der zugewiesenen Grundstücke. Vergleicht man diese Urkunden mit den alten Abgabenregistern, so können wesentliche Rückschlüsse auf die Urformen des Dorfes gezogen werden. Durch eine farbige Darstellung der Eigentumsverhältnisse kann der Ablauf eines Verkopplungsverfahrens mit der alten und neuen Flureinteilung verdeutlicht werden.

Für Untersuchungen über die Bevölkerungsbewegung in einem Dorf, sowie für die familienkundliche Forschung kann nach den Angaben aus den Katastermutterrollen und den alten Registern ein lückenloser Nachweis aufgestellt werden, der nur noch der Ergänzung durch die pfarr- und standesamtlichen Unterlagen bedarf. Mit großem Erfolg bedient sich die neuere Siedlungsforschung der Flur- und Ortsnamen. Sie sind aus den Lagebezeichnungen der Flurbücher des Katasters zu einer Flurnamensammlung zusammengestellt und geben Kunde von dem früheren Bild der Landschaft.

Die Hauptaufgaben des neuzeitlichen Vermessungswesens ergeben sich aus den vielfartigen Problemen, die mit der Ordnung des Grund und Bodens zusammenhängen. Das neue Liegenschaftskataster umfaßt neben dem amtlichen Verzeichnis der Grundstücke im Sinne der Grundbuchordnung ein Kartenmaterial, das der Landes- und Stadtplanung zur Verfügung steht. Es dient sowohl der Statistik als auch der Verwaltung und Wirtschaft und ist in hohem Maße geeignet, für kulturgeschichtliche Forschungen aller Art Verwendung finden.

Fritz Diekmann



DEI GOLDVOSS

„Dat is 'n Blixum! Heff dei fräucher 'n Mallör maakt! Nägenteihunnertteihn steiht der uppe. Junge, Junge, dat wi den weerfunnen hebbt! Un dat nao dreeunveertig Johr! Dat har man doch nich glöven schullt!“ smüsterlacht dei Weert Anselm Brand. Mit sinen knubbeligen Duum strick hei aover dat blankputzde Twintigmarkstück, watt dor vör üm up'n Disk ligg. Dei ole Kaiser Willem mit den plietsken Snurrwitz is noch so schön tau seihn.

„Wat is dat mit den Goldvoß?“ will Janben Kasper wäten. So'n half Dutz Burns staobt üm den Disk tau un plürt up dat blänkerige Goldstück as'n Sinnteiken ut'n ole, taufräe Tiet.

„Tjä“, segg Anselm un treckt an sien Bramsilsigarn, „dat is 'n bedurlike Geschichte, ik kenn se gaut, ik heff se mitbelävt. Dat passeierde twei Johr vör den eersten Weltkrieg, as dei Lüe noch so mit dei golln Knöpkes in dei Büxentasken herümlöpen. Ik wör so'n Bödel van'n Jungen un dreev mi uk geern in'n Gaststaoven herüm. Tappde ok woll maol'n Glas Beier in. Dat wör domaols nich väl änners as vandaoge uk, nao Fieraabend drünken sik dei Lüe noch geern 'n Lüttken.

So stünd hier vör dei Theke so'n Drummel Burns, dei meisten wörn noch rāken frauhriep, un dei steek dei Kossen. So wörn sei dann an't Targen, an't Foppen un Äkstern, un dat Tissen un Hissen nöhm nien Enn. Dat geev een Runn nao dei ännern, nett so as vandaoge, un dei Temperamentur van dei Lüe klatterde heel bedenkelk in dei Höchte. Dei Speктаokel in dei Sellskup wörd grötter un grötter. Braukmeyers Matthes har an den Dag Swien aflävert. Dei meisten Lüe harn domaols al'n grote Mastanstalt. Nu hölt hei wisseweg in sien graove Fust so'n hännigen Linnbüül. Süß har hei dat woll nich daon, man hei har ein'n sitten, un hei moß woll'n bāten praohlen tau klimpern un tau kläötern.

„Du knickerige Struntz, steck dien olen Sack in dei Tasken, off laot dien Fösse springen!“ snaude Norrenbrocks Gust üm an. Hei wör den Norrenbrock sien tweeden, man wat van'n Lichtschink un'n Kribbelkopp.

„He, wat mennst du woll, ik kann doch noch woll ein'n betaohlen!“ rōöp Matthes luut un pingpangde mit sien Büül swor up dei Theke. Dat kunn dei ole Büül nich ut-holn un platzde in ale Nöhte, un süh dor,

de Goldvösse rullden nao ale Sieten van den Tresen in dei Gaststaoben. Dat geev'n Hallo, un al dei Sötkebrāuers smeeeten sik daol, üm den Matthes tau helpen un dei flūsken Vösse tau griepen. Dat harn sei man nich daun schullt, dat wör woll bāter wāsen. Gaut un woll, nao fief Minuten leeg up dei Theke 'n Hoop Goldstücke, un Matthes güng an't Tellen. Dreemaol heff hei tellt un dei ännern mit, man dat wör so, dor wör ein tau minne. Wi hebbt den ganzen Staoben afsocht un aflücht, faoken un faoken, man nix!

Un wo dat so kummt, Matthes keek mit sien heete Näsen rund üm sik tau un blaffde den Gust an: „Tau nu giff mi den Bussen weer rut!“ Dat har hei uk man nich seggen schullt. Den Gust quölln dei Aodern an den Kopp herut.

„Wat seggs du dor, du Schietkerl!“ güng hei up üm tau, „ik bruk dien Penniee nich, ik heff sülvst noch twei in mien Knippen, hier, man dat sünd mien, wenn du't wāten wullt! Ik laot mi nich up dei Gaffeln nähmen, un wenn du noch'n Woort seggn wullt...“

Matthes mümmelde so halflut vör sik hen, dat Stück möß doch einerwādens blāben wāsen. Un nu durde dat ok blot so'n Ogenslag, do har Gust üm bi'n Kanthaoken, un eeher as sei dei beiden ut'nānnerrieten konnen, bulsterde hei üm af un stukde üm egaolweg wecke, wor hei üm man draopen kann. Vergrellt begüng hei üm dat Achterviddel, den Rüggestrank un den Bostkasten, un dei Blaut van Matthes leeg halfdote uppe Grund.

Veer Wāken leeg hei naohar in't Krankenhuus. un as hei der tauleste weer dörkōm, wör hei'n halven Kräöpel. Man dat Woort wör fallen. Dat Goldstück wörd nich mehr funnen, uk dei ännern Daoge nich, un dei Gust, tjā, dei kunn sik dat nich weer schier afwasken. Wat'n Mallör, wat'n Mallör üm dat Stück! Wenn Lüe duun sind, dann kummt dat so. Bie Gust wör dat nu stickenduster. Dei Wāken drup kneep hei slipestertsk ut nao Amerikao, eihier as sei üm packen und verknacken kunnen. Man heff salāve rech nich mehr wat van üm hört. Tjä, so kann't gaohn. Verläten Wāken hebbt wi hier dei Dālen uprieten laoten, un dorbi hebbt wi den olen Willem weerfunnen.“

„Du leive Tiet!“ rōöp Siegers Hinnerk, „dann is düt ja dei Willem van domaols!



Die „Goldene Brücke“ im Huntetal bei Goldenstedt. Überschwemmungen vor der Flußregulierung.
Aufn. Alwin Schomaker, Langenteilen

Dann wör dei Gust doch tauminnten un-
schüllig!"

„Dat kann'm woll seggen“, mennde
Anselm.

In den Stoben wör dat nao düsse Ge-
schichte heel still worn, un alle keeken up
dat lütke Goldstück, wat dor sauber un blank
up'n Disk leeg tau blitzern, un doch woll
wat mit'n Düvel tau daun hemm möß.

+

Dat giff rore Taufälle in't Läben, un ein
dorvan bröchde ein poor Daoge läöter ein'n
Amerikaoner in't Dörp. Dei meisten Lüe
füllt hei gor nich up. Wat löpp un feuert
vandaoge nich al up dei Straoten un in dei
Dörpe ümtau! Ein poor Ole kennden üm
woll weer, aover dei ole Geschichte kenn-
den sei uk nich mehr. Dat wör tau lang her.
Dor wörd woll snackt, dat Norrenbrocks
Gust ut Amerikao weerkamen wör, man en
Amerikaoner kummt woll fökender. Dat fallt
nich up, un well untwannert is, mott doch
einmaol in sien Läben dei ole Heimaot
weerseihn.

So köm hei dann ok boll in Brand siene
Weertskup.

Anselm wör heel baff, as hei den Mister
seeg, un waogde nich rech, üm antausnak-

ken. Dann lä hei üm aover doch dat blanke
Goldstück vör de Ogen. „Kennt Gi dat?“
frög hei üm neiwinnig un keek den Mister
niepen an.

Dei keek dat Goldstück und dann An-
selm an. Dat durde lang, aover so langsaom
güng üm doch'n Lecht up. Anselm vertellde
üm, wo hei dat Stück funnen har. Dat wör...
dat wör ja sien eegen Geschichte. Dei har
hei al boll vergäten, hei har ja tielävens
wat änners tau bedenken hat. Nu stünd dat
weer dütlük vör üm, wat hei al beläven un
dörmaoken mößde. Ein Ogenslag stünd dei
grote, ole Keerl müskenstill, dei Ogen in
dat leern, brune Gesicht güngen van An-
selm nao dat Goldstück hen un her, un dann
pück üm dat bannig, un ein poor klore
Traonen drüpkeden van sien lang Näsen
daol.

„Is...is Matthes noch...?“

„Nee, Matthes is lesten Winter dot-
bläben.“

Daogs drup staffkeden dei beiden, dei
Gust un dei Anselm, nao dat lütke Käöter-
huus, wat dort an't Enn van't Dörp leeg. Dat
seeg noch boll so ut as domaols vör veertig
Johr. Dor waohnde Mareikatin, den Mat-
thes sien Wief. Aover dei Näendörn seeg
sei dei beiden kaomen. Sei wör'n einfach

un'n bäten miedsaom Menske, sei har mit ehrn Matthes väl dörmaoken mößt. Nu wuß sei gor nich, wat sei sik ut den fienen Besäuk maoken schull.

Anselm tröök dat Goldstück ut de Tasken un hölt ehr dat up dei Hand tau.

„Süh, dat is dien.“

„Dat kann doch woll nich?“

„Wisse.“

So wörd dei heele ole Geschichte weer lebennig. Mareikatrין kunn un kunn et nich begriepen. Al dat Swore, wat sei beläwt har, trök noch einmaol dör ehrn Kopp.

„Schuld harn wi woll beide“, segg dei

Amerikaoner, „man ik will seihn, of ik van mien noch'n bäten weer gautmaoken kann.“

So köm dat, dat dei Geschichte van den Goldvoß doch'n gaut Enn kreeg. Dei Amerikaoner har zwei Kinner, aover dei wörn lang befreet un kunnen sik gaut reehe maoken. Van den Matthes wörn säben Kinner dor, und dat Wief kunn't gaut bruken, dat hei ehr unner dei Arms greep. Nu kunn ok Franz, wat dei Kläukste wör, studeern, un wenn hei utleert har, dat wör so afmaakt, dann dröff hei nao Amerikao un den Unkel besäuken.

Hans Varnhorst

Erzbischof Heinrich Wienken zum Gedächtnis

Am 21. Januar 1961 starb im Franziskus-hospital in Berlin Erzbischof Heinrich Wienken. Nach eigenem Wunsch wurde er auf dem heimatlichen Friedhof in Cloppenburg zur letzten Ruhe gebettet. Das Seelenamt und die Gedenkpredigt hielt der Nachfolger des Verstorbenen, Bischof Spülbeck von Bautzen-Meißen. Hohe kirchliche Würdenträger aus Bautzen und Münster gaben dem Sarg das Geleit.

Auf einen Nachruf im Heimatkalender hat wohl kaum jemand höheres Anrecht als der heimgegangene Erzbischof. Heinrich Wienken konnte nach seiner Priesterweihe die münsterländische Heimat nur verhältnismäßig selten besuchen; aber sein Herz gehörte trotzdem ganz und gar dem Oldenburger Land und Volk. In all seinen Tätigkeitsgebieten galt er immer als der „Oldenburger“. Und niemand kann bestreiten, daß er seiner Heimat wirklich Ehre eingebracht hat.

Heinrich Wienken wurde am 14. Februar 1883 in Stalförden geboren. Seine theologischen Studien absolvierte er in Innsbruck und Münster. Am 6. Juni 1909 empfing er die hl. Priesterweihe. Von jetzt an lief der tatsächliche Lebensweg allen Wünschen zuwider.

Wie gern hätte er in den heimatlichen Landgemeinden seinen Beruf ausgeübt! Es kam alles anders. Nach vierjähriger Tätigkeit in der Antoniuspfarre in Münster wurde er nach Berlin versetzt. Dem tiefsten Drang seines Herzens folgend, widmete er sich in der auch aus Dichterwerken bekannten Gemeinde St. Sebastian am Wedding mit Vorliebe der Seelsorge an den Armen. Sein Leben war die Verwirklichung des

Kolpingswortes: „Tätige Liebe heilt alle Wunden; bloße Worte mehren nur den Schmerz.“

Im Jahre 1917 übernahm Wienken die Leitung des Caritasverbandes von Groß-Berlin. Es ist interessant, daß im Jahre 1918 noch ein zweiter Caritasapostel sein Gezelt in Berlin aufschlug: Karl Sonnenschein. Die beiden hochverdienten Männer hatten in ihrer persönlichen Art wenig Verwandtes; aber sie glichen sich vollkommen in der Hingabe an alle Notleidenden. Der eine schätzte die Arbeit des anderen, und beide gehörten zum Kollegium der Stadtverordneten. Man hätte meinen sollen, daß der robuster gebaute Karl Sonnenschein die aufreibende Tätigkeit länger ausgehalten hätte. Er starb aber schon im Jahre 1929.

Heinrich Wienken arbeitete aus dem unermesslichen Tätigkeitsgebiet im Laufe der Jahre einige Lieblingssektoren heraus: Die Sorge für notleidende Kinder und die Sorge für die alljährlich nach Deutschland strömenden polnischen Saisonarbeiter. Das Letztere verdient einen besonderen Hinweis. Bis heute lebt in Polen viel Dankbarkeit gegenüber dem hilfsbereiten Berliner Caritasmann. Andererseits haben die von Deutschen während der Hitlerzeit am polnischen Volk verübten Barbareien niemanden derartig empört und niedergedrückt wie Heinrich Wienken. Noch kurz vor seinem Tode erklärte er mit tiefem Ernst gegenüber Kardinal Döpfner, daß Deutschland seine Schuld gegenüber Polen noch längst nicht beglichen hätte.

Im Jahre 1934 ernannte Papst Pius XI. den treuen und bewährten Berliner Caritasapostel zum Päpstlichen Hausprälaten. —



Erzbischof Heinrich Wienken

Ein ganz neuer Lebensabschnitt begann für ihn im Jahre 1937. Er mußte schweren Herzens von seinem geliebten Caritasbüro Abschied nehmen und wurde Leiter des von der Fuldaer Bischofskonferenz in Berlin eingerichteten Kommissariats. Die Tätigkeit auf diesem Posten war noch weit zermürbender als die vielgestaltige Caritasarbeit; er war jetzt der Verbindungsmann zwischen der Bischofskonferenz und den führenden Stellen der NSDAP.

Er hatte 1933 den Systemwechsel nicht ohne weiteres mit Mißtrauen betrachtet. Er war selber ein aufrichtiger, redlicher Mann und konnte sich einfach nicht vorstellen, daß Staatsoberhäupter sogar in den feierlichen Stunden des Regierungsantritts oder der Vertragsbesiegelung mit Lug und Trug arbeiten würden. Die sich häufenden Unmenschlichkeiten der Partei haben natürlich auch sein Vertrauen mehr und mehr zerstört. Aber in seiner neuen Stellung war es nun einmal seine Aufgabe, mit den mächtigen Parteistellen zu verhandeln. Seine Tätigkeit war jetzt vorwiegend von der Frage beherrscht: Wie kann ich armen Menschen helfen, die von der erbarmungslosen Macht der Gestapo bedroht sind?

Bei vielen Verhandlungen hat er Kränkungen und Demütigungen einstecken müssen. Aber das konnte ihn nicht beirren. Druckmittel hatte er nicht einzusetzen. Sein einziger Trumpf war seine lautere, selbstlose Menschlichkeit. Bisweilen führten seine beharrlichen Bemühungen doch zum Erfolg. Am 28. Juni 1942 erlebten 200 deutsche Priester in Dachau ihre Märchenstunde: In einer Stube ihres Blocks zelebrierte einer der verhafteten Mitbrüder das hl. Meßopfer. Und so sollte es von jetzt an regelmäßig geschehen. Wer hatte diese ungeahnte Erlaubnis erwirkt? Nun, zum großen Teil ging die Lizenz zurück auf Heinrich Wienken, den Leiter des Kommissariats in Berlin. Es kam der Frühling des Jahres 1945 und damit der totale Zusammenbruch Deutschlands. Heinrich Wienken blieb in Berlin. Seine Verhandlungspartner waren jetzt die alliierten Befehlshaber. Wiederum konnte er durch seine unentwegten Bemühungen mancherlei Erleichterungen für das zu Boden geschmetterte deutsche Volk erzielen. Vor allem der russische Unterhändler Tulpanow äußerte offen seinen Respekt vor diesem idealgesinnten Sprecher der katholischen Bischöfe.

Einen neuen Positionswechsel brachte der 9. März 1951. Heinrich Wienken über-

DER MAHNER

*In tausend Herzen brennt ein Licht,
Es brennt an einem Grabe.
Das Grab ist fern, ihr kennt es nicht!
Doch immer brennt das stille Licht,
Das ich entzündet habe . . .*

*An tausend Türen klopft es leis,
Wenn leuchtend stehn die Sterne.
Dann brennt des Opfers harter Preis
In tausend Herzen tief und heiß . . .
Ich kam dann aus der Ferne.*

*Ich bin es, der im Dunkel wacht,
Daß nicht der Brüder Namen
Vergessen fallen in die Nacht,
Bis Gott einst spricht sein Amen.*

*Aus Hermann Thole:
„Im Reigen des endlosen Liedes“*

nahm als Nachfolger des verstorbenen Bischofs Petrus Legge den Hirtenstab des Bistums Bautzen-Meißen. Auch als Bischof änderte er nichts an seiner inneren Wesensart; er blieb der Mann der tätigen Liebe. Ohne Rücksicht auf seine schon schwächer werdende Gesundheit reiste er zur Firmungspendung von Gemeinde zu Gemeinde. Überall gewann er schon bei der ersten Begegnung die Herzen der Gläubigen, der alten wie der jungen. In wenigen Jahren bildete sich zwischen Hirt und Herde ein so inniges Verhältnis heraus, daß es wohl in keinem Bistum überboten wurde.

Nach sechsjähriger Wirksamkeit bat er mit Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit den Heiligen Vater um Ernennung eines Nachfolgers. Der Papst gestattete ihm die Resignation und verlieh dem in so vielen schwierigen Stellungen bewährten Priester die Würde eines Erzbischofs.

Nach schmerzlichem Abschied von seiner Diözese kehrte Heinrich Wienken im August 1957 nach Berlin zurück, nicht mehr in ein Arbeitsbüro, sondern in das Franziskushospital. Er war ein bescheidener, zufriedener, dankbarer Patient. Mit sorgendem, teilnehmendem Herzen betrachtete er die oft so beklemmenden Wellenschläge des Weltgeschehens. Die Oldenburger Heimat behielt in seinem Herzen bis zur Todesstunde einen Ehrenplatz. R. i P.

Franz Morthorst

Heimatsforscher und Heimatschriftsteller Johannes Ostendorf †

Am 7. November 1960 starb nach längerer Krankheit, jedoch plötzlich und unerwartet, Konrektor i. R. Johannes Ostendorf in Lohne. Mit ganzer Seele war Ostendorf Lehrer; aber er wuchs durch seine Arbeit für die Heimatgeschichte heraus aus dem stillen Bereich der Schule und fand wie sein Bruder Franz Ostendorf (gestorben am 15. 2. 1953 als Hauptlehrer in Langförden) als Heimatsforscher und Heimatschriftsteller einen Namen im Oldenburger Münsterland und darüber hinaus im Nordwestdeutschen Raum.

Zwei Ereignisse kurz vor seinem Tode zeigen, wie sehr Johannes Ostendorf seiner Heimat verpflichtet war. Trotz seiner Krankheit ließ er sich am Tage vor seinem Tode berichten vom ersten Delegiertentag des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, der nach den neuen Satzungen am 5. November in Bevern stattgefunden hatte, und freute sich über die organisatorische Festigung des Heimatbundes. Am gleichen Tage vollendete er seine letzte Arbeit, die er für die Schulen unserer Heimat verfaßt hatte, und die unter dem Titel „Der Landkreis Vechta im 19. Jahrhundert“ erschienen ist.

Johannes Ostendorf wurde am 24. Juni 1888 auf der Hörst in Dinklage geboren. Sein Vater Rudolf Ostendorf hat als einer der letzten Hausweber sein Handwerk mit stiller Besinnlichkeit ausgeübt. Nach dem Besuch der Volksschule und der Bürgerschule kam Ostendorf im Herbst 1902 auf das Lehrerseminar in Vechta, wo er am 17. 3. 1908 die erste Lehramtsprüfung mit der Note „Sehr gut“ bestand. Die ersten Stellen erhielt er in Dinklage und Lönningen. Vom 1. 5. 1912 bis zum 30. 4. 1919 war er in Nordenham als Hauptlehrer und vom 1. 5. 1919 bis zum 30. 9. 1927 als Klassenlehrer in Bühren (Gemeinde Emstek) tätig. In der Lehrerarbeitsgemeinschaft in Emstek war er in diesen Jahren maßgeblich an der Fertigstellung des Lehrplans für die Grundschulen beteiligt; dieses Werk war lange Zeit besonders den jüngeren Lehrern und Lehrerinnen eine kräftige Hilfe in der Schularbeit. Am 1. 10. 1927 wurde Johannes Ostendorf Konrektor in Lohne, und er blieb in dieser Stellung, mit kurzen Unterbrechungen von 1946 bis 1949 als Lehrer in Müh-

len und Langwege, bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand am 1. Oktober 1953.

Johannes Ostendorf schöpfte die Kraft für sein Schaffen aus seinem christlichen Glauben und aus der tiefen und breiten Verwurzelung in der Heimat. Er war seinen Schülern ein guter Lehrer und ein vorbildlicher Erzieher. Seinen Kollegen war er stets Freund und Berater; in allen schulischen und heimatkundlichen Fragen half er durch Wort und Tat. In unermüdlicher, stetiger Arbeit hat Ostendorf alle Phasen der Geschichte unserer Heimat erforscht. Schon sein erstes großes Werk „Die niederen Schulen des Oldenburger Münsterlandes“, mit dem er in seiner Junglehrerzeit begonnen hatte, und das zuerst in den „Heimatblättern“ veröffentlicht wurde und 1924 im Verlag der Vechtaer Druckerei als Buch erschien, zeigte, daß Johannes Ostendorf wohl in der Lage war, ein weit verzweigtes Gebiet des heimatlichen Raumes sicher im geschichtlichen Ablauf und geschlossen und übersichtlich als Gesamtbild darzustellen. Das Werk über die niederen Schulen ist bis heute für die Schulgeschichte im Münsterland außerordentlich wertvoll geblieben.

Seine besondere Liebe und Neigung galt familiengeschichtlichen Forschungen. Viele Ahnentafeln und Stammbäume hat er zusammen mit seinem Bruder Franz aufgestellt. Keine Mühe war ihm zu viel; er suchte in Archiven und Aktenbeständen der Kreise und Gemeinden; in den Landesarchiven in Oldenburg und Osnabrück war er regelmäßig tätig. Seine familiengeschichtlichen Darstellungen sind gründlich durchdacht und klar aufgebaut. Zu Werken dieser Art gehören:

Unsere teuren Toten, Kriegergedenkbuch des Katholischen Lehrervereins, 1923.

Zur Geschichte der Familie Klövekorn, 1931.

Geschichte unserer Familie. Meinen Kindern und Enkeln gewidmet. Weihnachten 1950.

Geschichte des Hofes und der Familie Seelhorst, Höne bei Dinklage, 1950.

Aus der Geschichte der Familie Bauer Rießelmann in Südlohne.

Zur Geschichte der Familie Zerhusen-Lohne, 1951.



Gebr. Krogmann & Co. in Lohne, 1952.
 130 Jahre Püttmann in Lohne, 1952.
 Bernhard Romberg, der Musiker von Dinklage, und seine Sippe, 1952.
 Familie Gellhaus, 1955.

Groß sind die Verdienste Ostendorfs um die Behandlung zeitgeschichtlicher Fragen. Er wußte, wie schnell Gegenwärtiges zu Vergangenen wird, wie leicht Ereignisse im Leben der kleinen Gemeinschaften im Drang der Tage vergessen werden. Außer dem Gedenkbuch für die gefallenen Lehrer des ersten Weltkrieges verfaßte er die Werke:

Die Gemeinde Emstek und der Weltkrieg.
 Ein Gedenkbuch aus großer Zeit, 1925;
 Gedenkblätter der Stadtgemeinde Lohne (zu Ehren der Gefallenen und Vermißten beider Weltkriege), 1957.

Regelmäßig arbeitete Johannes Ostendorf an den Heimatbeilagen der Zeitungen (Heimatblätter, Volkstum und Landschaft), an dem Heimatkalender und den geschichtlichen Jahrbüchern mit. In mehr als 130 Einzeldarstellungen hat er im Laufe der Jahre über Land und Leute geschrieben. Gerade in diesen vielen kleinen Beiträgen zeigte sich sein inneres Verhältnis zur Heimatgeschichte. Nicht das Belehrende steht in diesen Abhandlungen im Vordergrund, sondern die Liebe zur Heimat, die Liebe zu all den kleinen Ereignissen, die meist fernab der großen Zeitgeschichte, aber nicht losgelöst und isoliert davon, verlaufen. Nur eine kleine Auswahl kann hier genannt werden:
 Die ersten Tierschauen im Oldenburger Münsterland.

Abt Castus.

Mein schönster Weihnachtstag.

Terra tremuit, eine Ostererinnerung aus Dinklage.

Die Ravensberger und Tecklenburger.

25 Jahre Landgemeinde Lohne.

Die Lohner Jugendwehr 1914 bis 1918.

Zur Geschichte der Lohner Industrie und ihre Wandlungen.

Steinfelder Hollandsgänger im Jahre 1661.

Handwerk und Handwerker in Dinklage.

Heinrich Gerken, der letzte Seefahrer von Lohne.

Drei Todesopfer durch einen Hausbrand auf der Hörst bei Dinklage 1928.

Zur Geschichte der Vechtischen Mark und Marsch.



Zwei Weggenossen u. Heimatfreunde. Links: Joh. Ostendorf, rechts: Clemens Tiemann.

Aufn. Heinz Zurborg (aus dem Gruppenbild zum 50jährigen Lehrerjubiläum)

Mit seinem Bruder Franz hat Johannes Ostendorf das Schicksal der Münsterländer verfolgt, die im vorigen Jahrhundert und zu Beginn dieses Jahrhunderts unsere Heimat verlassen mußten, weil der sandige Boden den zahlreichen Nachkommen in den Familien keine ausreichende Nahrung geben konnte. Die Brüder weilten eine Zeitlang zum Studium des Auswandererproblems im Siebenbürger Raum. Als Werke zu diesem Thema erschienen:

50 Jahre Kolonie Windhorst und Rudolfstal (zusammen mit Franz Ostendorf), 1930.

Bernhard Hilgefert, Das Leben eines Auswanderers, 1931.

Zur Geschichte der Auswanderung aus dem alten Amt Damme 1830 bis 1880, 1942.

Nordwestdeutsche Ungarnfahrer, 1952.

Heimatliches Blut fand heim. (Ein Auswandererschicksal), 1957.

Studien zur Bevölkerungsbewegung und Bevölkerungsstruktur im Kreise Vechta, 1959.

In Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen für die Heimatgeschichte wurde

Johannes Ostendorf am 24. 7. 1957 das Bundesverdienstkreuz verliehen, das ihm durch den nun verstorbenen Landrat Franz Mäkel-Dinklage in Anwesenheit von Oberregierungs- und -schulrat Franz Kramer, Bürgermeister Wilhelm Carsten und Stadtdirektor Clemens Becker überreicht wurde. Er wurde zum Ehrenmitglied ernannt von dem Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und Heimatkunde am 22. November 1952, vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland am 8. Dezember 1952 und vom Heimatverein „Herrlichkeit“ Dinklage.

Der Tod nahm dem arbeitsamen Heimatfreund die Feder aus der Hand. Am 11. November 1960 begleitete den Verstorbenen ein stattliches Trauergefolge, darunter die Schulräte aus dem Münsterland, zahlreiche Kollegen und Kolleginnen, Heimatfreunde aus Süd und Nord und die Schuljugend, zur letzten Ruhestätte auf dem Friedhof in Lohne. Oberregierungs- und -schulrat Kramer legte im Auftrage des Präsidenten des Verwaltungsbezirks und des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland Kränze nieder und sagte zum Abschied u. a.:

„Lieber Johannes Ostendorf! Du warst ein Kind unseres Oldenburger Münsterlandes. Du liebtest unsere Heimat, Du liebtest ihre Menschen, Du liebtest Brauchtum und Sitte in diesem Lande. Du wußtest wie kaum einer um die heimatliche Geschichte. Soweit die Sorge um Deine Familie und die Arbeit für die Dir anvertraute Jugend Dir Zeit und Muße ließen, warst Du unermüdlich tätig zwischen den vergilbten Blättern der Ar-

chive, bei den Aktenstößen der Gemeinden und Kreise, in den Bibliotheken und am Schreibtisch. Du hast gesammelt, gesichtet und gestaltet. So wurden Deine Werke zur Heimatgeschichte. In vielen Abhandlungen, in Zeitungen und Zeitschriften hast Du die Geschichte unserer Heimat bereichert, hast weiten Kreisen unseres Volkes den Blick geschärft für ihr Heimatland. Wir danken Dir dafür in dieser Stunde. Obgleich Du äußeren Ehrungen aus dem Wege gingst, wurde Dir doch das Bundesverdienstkreuz verliehen, ernannten Dich der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland und der Oldenburger Landesverein für Geschichte zu Ehrenmitgliedern.

Lieber toter Heimatfreund! Du lebst nach dem Dreizehnlindenwort: „Erst gehörst Du Deinem Gotte, ihm zunächst der Heimat-erde!“ Du hast Dein Leben zurückgegeben in die Hand Deines Schöpfers, was irdisch an Dir ist, übergeben wir jetzt der Heimat-erde. Möge Dir der Herrgott für all Deine Sorgen und Mühen um Deine Familie, um die Dir anvertraute Jugend und um unser Oldenburger Münsterland den ewigen Frieden schenken! Wir wollen weiterarbeiten in Deinem Sinne. Im Auftrage des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland lege ich diesen Kranz an Deinem Grabe nieder. Ruhe in Gottes ewigem Frieden!“

Franz Kramer

Anmerkung: Lehrer Josef Schomaker-Lohne hat zu den Werken von Johannes Ostendorf eine Quellensammlung angelegt. In diesem Aufsatz sind Literaturhinweise aus Platzmangel unterblieben.

Der Musiker Clemens Tiemann †

Im Allerseelenmonat 1960 wurde drei Wochen nach dem Tode des bekannten Heimatschriftstellers und Familienforschers Johannes Ostendorf auch sein Klassenkollege Clemens Tiemann zur ewigen Ruhe abberufen, der sich als hochbegabter Musiker weit über die Grenzen seiner Heimatstadt Cloppenburg hinaus einen ehrenvollen Ruf erworben hat. Wenn auch seinem Tode am 24. November eine lange, qualvolle Krankheit vorangegangen war, so riß er doch wiederum im Klassenverbande eine schwere unausfüllbare Lücke auf, die um so schmerzlicher von dem empfunden wird, der über fünf Jahre mit ihm die Schul-

bank drückte und mit ihm fast ebensolange an der gleichen Schule und am gleichen Erziehungsziel arbeitete.

Konrektor Clemens Tiemann wurde am 14. 4. 1887 als Sohn des Küsters und Organisten Gerhard Tiemann und seiner Frau Elisabeth geb. Plochg in Cloppenburg geboren. Von Vater und Mutter lag ihm die Musik im Blut, und schon in den Kinderjahren begann er unter der Leitung seines Vaters mit ihrer Pflege. Als wir uns am 1. Oktober 1902 der Aufnahmeprüfung am Seminar in Vechta unterzogen, erfaßte uns Bewunderung und heilige Scheu über die musikalischen Leistungen des jungen



Cloppenburgs, sowohl auf der Geige als auch am Klavier und an der Orgel. Sein nun ebenfalls in Gott ruhender Klassenkollege Ostendorf berichtete darüber in der Klassenzeitschrift zu unserem 50jährigen Lehrerjubiläum: „Während wir im Wedemann I mit Fingerübungen anfangen und nach Wochen mühsam und unter beständigem Kopfnicken den „Alexandermarsch“ erarbeiteten, spielte Tiemann schon Sonatinen und Etüden, spielte überhaupt alles, was man ihm vorsetzte.“ „Auch in Turnen und Leibesübungen war er dank der Vorbereitung im Cloppenburger Turnverein ein Meister und als Vorturner der beste Ansporn für die ganze Klasse. Im Benehmen und im gesellschaftlichen Verkehr galt er uns ebenfalls als Vorbild, da er als einziger aus der Stadt kam, während wir anderen als schwerfällige Landpomeranzen uns erst an das neue Leben in der „Großstadt“ Vechta gewöhnen mußten.

Gleich nach der Abgangsprüfung am 17. 3. 1908 flogen wir jungen Lehrseminaristen in alle Winde. Nur Clemens Tiemann fand Anstellung in seiner Heimatstadt, da sein Vater erkrankt war und der Hilfe seines Sohnes im Küster- und Organistendienst dringend bedurfte. Mit ihm wurde auch ich als zweiter Junglehrer nach Cloppenburg beordert, und wir konnten die ersten Jahre unbeschwerter Freiheit genießen. Unter Leitung des unvergessenen Rektors Fortmann verdiente sich Clemens Tiemann die ersten Spuren im Lehrerberufe. Da er es stets wunderbar verstand, mit Kindern umzugehen, flogen ihm die Herzen der Kleinen zu, aber auch die Eltern schätzten ihn, da er ja aus ihrer Mitte hervorgegangen war.

Der Tod des geliebten Vaters bedeutete für den jungen Lehrer einen harten Schlag und einen Wendepunkt im Leben, denn nunmehr fiel ihm die Hauptsorge für den Unterhalt der vielköpfigen Familie zu. Trotz seiner Jugend hat er diese Aufgabe mit unermüdlicher Arbeit, mit Gottvertrauen und nicht zuletzt mit unverwüstlichem Humor gemeistert, wozu ihn sein Freund und Pfarrer, Dechant Brust, mit den Worten ermunterte: „Clemens, vergiß Deinen Humus nicht!“ Zu seinem Lehrerberuf übernahm er jetzt den Küster- und Organistendienst an St. Andreas sowie die Leitung des „Liederkranz“, des ältesten Männerchores im Amte, dessen Dirigent bislang sein Vater gewesen war.

In Cloppenburg wirkte Clemens Tiemann

zunächst als Nebenlehrer, erhielt am 1. 4. 1913 seine definitive Anstellung und wurde 1919 Lehrer mit Hauptlehrergehalt. In die Cloppenburger Zeit fallen seine Vertretung in Bühnen (8. 2. 1915 bis 11. 1. 1916), die Kriegsdienstzeit (12. 1. 1916 bis 12. 12. 1918 zunächst bei der M. G. K. in Neustadt und dann im Felde) und die Beauftragung als Musiklehrer am Seminar in Vechta.

Am 1. 10. 1924 erfolgte seine Versetzung nach Essen i. O., wo er 1927 zum Konrektor ernannt wurde. Dort bekleidete er auch das Amt eines rector chori und wurde Dirigent der „Liedertafel“, die sich 1925 den Namen „Männergesangverein Essen“ beilegte. In der Jubelschrift zum 100jährigen Bestehen dieses Vereins heißt es: „In Clemens Tiemann gewann der Chor einen musikalisch hochbegabten, einsatzfreudigen Dirigenten, der in fast zehnjähriger unermüdlicher Arbeit am deutschen Liede den Essener Verein zu hoher Blüte entfaltete. Sowohl auf den kirchlichen Sängerkonventen als auch auf den Festen im Sängerbund Heimattreu stand der Verein wegen seiner guten Leistungen immer in vorderster Front.“ Mit seinem gutgeschulerten Chor wagte sich Tiemann auch an die Aufführung schwieriger Chorwerke ernsten und heiteren Inhalts. Ebenfalls rief er zur Freude der Schuljugend ein Mundharmonikaorchester ins Leben, wodurch die alljährlichen Kinderschützenfeste einen neuen Auftrieb erfuhren.

Wohl die höchste Befriedigung seiner musikalischen Tätigkeit fand er in dem von ihm gegründeten Lehrergesangverein, im Kreise gleichgesinnter, sangesfreudiger Kollegen. Zur Zeit seiner Blüte zählte er 81 Mitglieder, und seine Kollegen wußte der junge Chorleiter mit dem Aufruf in der Schulzeitung anzufeuern: „Von einem Lehrergesangverein muß man mit Fug und Recht Höchstleistungen erwarten!“ Manchem festlichen Ereignisse im Münsterlande, so einem Heimatabend Ostern 1922, dem Katholikentag in Cloppenburg 1922, dem 50jährigen Jubiläum des Katholischen Lehrervereins 1926 und der Jubelfeier der Stadt Cloppenburg 1935 konnte der Verein einen besonders festlichen Rahmen verleihen.

Am 1. 4. 1934 ging Tiemanns Herzenswunsch in Erfüllung, wieder als Konrektor an der Schule seiner Heimatstadt wirken zu dürfen. In seinem rastlosen Schaffen hatte er leider seiner Gesundheit zuviel zugemutet, so daß er sich für mehrere Jahre zur Disposition stellen lassen mußte. Als er dann im Frühjahr 1941 wieder seinen



Dienst antrat, konnte er sich noch mehr als bisher der geliebten Frau Musika widmen, sei es als Organist, als rector chori oder als Dirigent des Kirchenchores St. Andreas. Nun konnte er auch mehr als bisher dem Drange des Herzens nach Kundgebung der ihm innewohnenden musikalischen Intuition folgen, die ihren Niederschlag in zahlreichen Kompositionen religiösen und weltlichen Inhalts fand. (Siehe Aufstellung am Schluß).

Am 1. 10. 1952 trat Konrektor Tiemann in den Ruhestand, behielt aber seine kirchlichen Ämter bei, die er gemeinsam mit seinem Bruder Julius zu Gottes Ehre und zur Erbauung der Gläubigen ausübte. Mit Eifer leitete er auch weiterhin den Kirchenchor, bis eine schwere Krankheit ihn 1957 zwang, den Dirigentenstab aus der Hand zu legen. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er zum Ehrenchormeister ernannt, eine Auszeichnung, die ihm schon vorher vom Liederkranz zuteil geworden war. Trotz seiner schmerzlichen Krankheit ließ er es sich aber nicht nehmen, bis kurz vor seinem Tode den verstorbenen Pfarrkindern von St. Andreas das Requiem zu singen, so daß er mit berechtigtem Stolz auf eine 55jährige Tätigkeit in der Kirchenmusik zurückblicken konnte.

In gleicher Weise wie seine Sänger hatte er die Jugend ins Herz geschlossen. Bis in seine alten Tage war er der Initiator des Kinderschützenfestes, und einen Festumzug der Kinder ohne Tiemann als Tambourmajor an der Spitze konnte man sich im Bürgerschützenverein und in der Stadt Cloppenburg nicht vorstellen. Erinnert sei in diesem Zusammenhange auch an die zahlreichen Privatstunden, in denen Tiemann musikbegabte Jungen und Mädchen in die Tonkunst einführte, an die Abnahme mehrerer neuer Orgeln im Münsterlande und an seine Ehrenaufgabe als Begutachter bei Sängerfesten und öffentlichen Gesangswettstreiten.

Als Mensch erfreute sich Clemens Tiemann zeit seines Lebens gleicher Beliebtheit sowohl bei der ihm anvertrauten Jugend als auch bei der Lehrerschaft und bei der gesamten Bevölkerung. Dazu trugen nicht nur seine Geradheit und Aufrichtigkeit und seine kollegiale Haltung, sondern auch sein gütiges, allzeit zur Mithilfe bereit Herz und vor allem sein nie versiegender Humor bei. So war es nicht zu verwundern, daß an seinem letzten Gange am 28. No-

vember 1960, abgesehen von 60 seiner Kollegen aus dem ganzen Lande, wohl keine Familie des großen Schulbezirks es sich hatte nehmen lassen, wenigstens einen Vertreter zu entsenden, um dem geliebten Lehrer, Chorleiter und Freund zu danken und ihm den ewigen Frieden bei Gott zu erbitten.

Kompositionen von Clemens Tiemann

(Nach einer Aufstellung von seinem Sohn, Studienrat Gerd Tiemann).

A. Kirchliche Kompositionen

Einstimmige Lieder mit Orgelbegleitung: Kriegsgebet — Die Kirche Christi (zum Katholikentag 1922) und das St.-Andreaslied.

Lieder für Gemischten Chor: Beim Tabernakel — Meerstern, ich dich grüße — Der Herr ist mein Hirt — Salve regina.

Dreistimmiger Frauenchor: Nun hab' ich dich gefunden — Gottes Macht und Vorkehrung.

Motetten für Gemischten Chor: Der Herr ist mein Hirt — Juvavit Dominus.

Messen: Missa in honorem St. Theresiae für Männerchor und verschiedene andere Messen ohne Namensbezeichnung.

Orgelwerke: Variationen zu „Freu dich, du Himmelskönigin!“ (vierhändig) sowie mehrere Präludien und Postludien.

B. Weltliche Kompositionen

Kriegslieder für Singstimme mit Klavierbegleitung: Die Oldenburger und Einer Mutter Gebet (wohl das schönste Werk, das Tiemann im Granattrichter angesichts des Todes als Gelöbnis verfaßte).

Heimat- und Naturlieder für Singstimme mit Klavierbegleitung: Meine Heimat — Waldesrauschen — Abendfrieden — Begegnung — Schließet den Reigen! — Warte nur, der Frühling kommt!

Heimatlieder für einstimmigen Chor: Mein Heimatland — Mein Cloppenburg.

Lieder zu besonderen Ereignissen: Zum Jubiläum (zweist.) — Jung-Kolping — Karnevalsgründungslied.

Lieder für Männerchor: Muttersprache, Mutterlaut (mit eingelegtem Solo) — Vergißmeinnicht — Für dich, mein Lieb — Heimkehr — Warte nur! — Poche sachter! — In der Mühle — Waldecho — Maiandacht — Hand am Pflug.



Plattdeutsche Kompositionen für vierstimmigen Männerchor: Min Heimatland — Min Jeverland — Stäwelhölsk — Hochtid in'n Dörpe — ferner für Singstimme mit Klavierbegleitung: Roggenfeld — Vaoderhus.

Märsche: Gruß an die Heimat — O Deutschland, hoch in Ehren (Marsch und Variationen dazu) — Variation zu „Im Feldquartier auf hartem Stein“ — In Eintracht stark zu Deutschlands Ehr.

Walzer für Klavier: Wenn Blumen träumen.

Alle Vögel sind schon da (fröhliche Lieder aus der Vogelwelt) — Zwiegespräch zwischen verschiedenen Instrumenten.

Mehrere seiner Chorschöpfungen fanden Eingang in das Liedgut unserer heimischen Gesangsvereine, die hübschen Vogel- und Blumenlieder wurden in den Liederschatz unserer Volksschulen aufgenommen. Unterlagen für seine Kompositionen lieferten unsere Heimatdichter Dr. Burwinkel, Oberregierungs- und -schulrat Kramer, Prälat Morthorst (Kinderlieder), Dr. Reinke und Hauptlehrer Varnhorst. Erinnert sei noch daran, daß einige seiner Heimatwerke vom Großherzog Friedrich August und auch vom Erbgroßherzog, denen sie gewidmet waren, dankbar angenommen wurden.

Heinrich Bockhorst

Aus der Arbeit des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland 1960/61

Am 8. Dezember 1959 feierte der Heimatbund sein 40jähriges Bestehen. In den Jahren nach dem ersten Weltkrieg wurden überall Kräfte wach, die den Kampf gegen Mächte wagten, die einheitlich geprägte Lebensformen zu zerstören drohten. Es war die Zeit der Wiederbelebung der Volkstumspflege und der Neugründung von Heimatvereinen, die sich in erster Linie für die Erhaltung kultureller, geistiger und geschichtlicher Werte einsetzten. Erst als das Eigene in Gefahr, als Altes, Gewohntes in Bewegung und die eigene Geborgenheit ins Wanken kam, da mußte man schützen, erhalten und abwehren.

Seit dem 8. Dezember 1919 ist der Heimatbund mit der Zeit durch Höhen und Tiefen gewandert, durch all die Jahre hat er treu seine Aufgabe erfüllt und stets das Ziel erstrebt, das er sich bei der Gründung gestellt hatte.

Im Jahre 1960 hat der Heimatbund eine neue Satzung ausgearbeitet. Nach vielen Beratungen konnte der Entwurf der a. o. Generalversammlung am 9. Juli in Vechta, auf Gut Welppe, vorgelegt werden. Die neue Satzung wurde einstimmig genehmigt und ist am 1. November 1960 in Kraft getreten. Aufgabe und Zweck des Heimatbundes bleiben wie seit der Gründung auch in Zukunft die gleichen. Organe des Heimatbundes sind der Vorstand, der erweiterte Vorstand, der die Geschäftsführung und Verwaltung des Vorstandes planend und beratend unterstützt, und der Delegiertentag, der alljährlich im November

einberufen wird und dem die Beschlußfassung über alle wichtigen Fragen des Heimatbundes unterliegen.

Der Heimatbund veranstaltet alljährlich in seiner Gesamtheit einen Münsterlandtag am 8. Dezember und eine Wanderfahrt am 29. Juni (Peter und Paul).

Der erste Delegiertentag nach den neuen Satzungen fand am 5. November 1960 in Bevern statt. Der Verlauf dieses Tages zeigte mit aller Deutlichkeit, daß diese organisatorische Neuerung ein erfreulicher Fortschritt ist. In Aussprache und Referaten hat der Delegiertentag eine Fülle von Fragen und Anregungen gegeben (Einführung in Landschaft und Geschichte von Bevern, Bericht aus der Heimatbundarbeit, Ergänzung der Satzung, Ausschuß für Laienspiel, das neue Heimatlesebuch „Heimatland“, der Heimatkalender 1961, Landschaftsschutz, Bericht von Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann über das Museumsdorf im Jahre 1961, Alwin Schomaker über „Bodenständige Bauen“). Der Delegiertentag wählte einstimmig den Vorstand wieder:

1. Vorsitzender: Bauer Leo Reinke-Bokel MdL; stellv. Vorsitzender: Oberregierungs- und -schulrat Franz Kramer; Schriftführer: Chefredakteur Hermann Thole, Vechta; Kassierer: Hauptlehrer Franz Dwertmann, Cappeln; geschäftsführendes Vorstandsmitglied: Kaufmann Bernhard Beckermann, Cappeln.

Der Delegiertentag berief in den erweiterten Vorstand, dem nach der Satzung die Mitglieder des Vorstandes, die Ehrenmitglieder, die Vorsitzenden der Heimatvereine



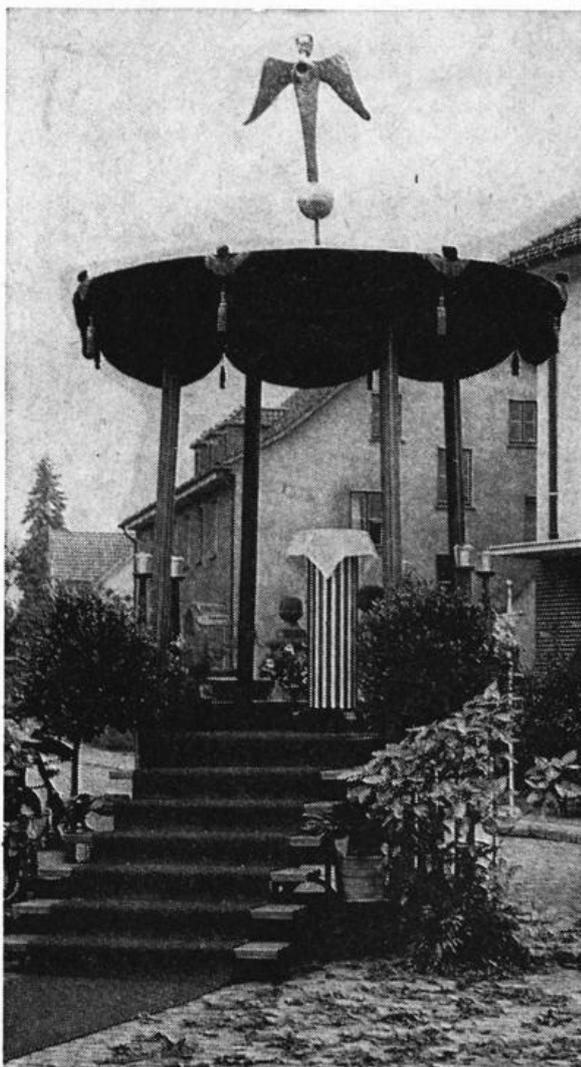
oder ihre Stellvertreter und die Leiter der besonderen Einrichtungen des Heimatbundes angehören, folgende 12 Mitglieder: Dr. Helmut Ottenjann, Cloppenburg; Dipl.-Landwirt Richard, Lönigen; Bauer W. Awick, Scharrel; Conrektor Josef Kluge, Cloppenburg; Oberstudiendirektor i. R. Hermann Bitter, Cloppenburg; Schriftsteller Alwin Schomaker, Langenteilen; Stadtdirektor Clemens Becker, Lohne; Bauer Bernhard Varnhorn, Rechterfeld; Uhrmachermeister B. Schumacher, Dinklage; Gemeindedirektor A. Meyer, Dinklage; Gemeindedirektor Borgmann, Visbek und Architekt Bülld, Damme.

Ehrenmitglieder des Heimatbundes sind z. Z. Chefredakteur Hermann Thole, Vechta; Frau Elisabeth Reinke, Vechta; Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg; Lehrerin i. R. Johanna Kröger, Essen, Oberstudienrat i. R. Hubert Burwinkel, Cloppenburg und Sparkassendirektor i. R. Josef Menslage, Vechta.

Das Ehrenmitglied des Heimatbundes, Konrektor i. R. Johannes Ostendorf, Lohne, starb am 7. 11. 1960.

Der Münsterlandtag soll als Fest- und Werbeveranstaltung abwechselnd in verschiedenen Orten des Oldenburger Münsterlandes stattfinden und die Einheit und Geschlossenheit des Oldenburger Münsterlandes betonen.

Der Münsterlandtag 1960 fand am 8. Dezember in Visbek statt. Aus allen Teilen des Landes war die Veranstaltung gut besucht. Die Teilnehmer besichtigten zunächst die St.-Vitus-Pfarrkirche und die Kapelle in Endel. Dechant Krümpelmann gab eine Einführung in die Geschichte der Christianisierung und die Entstehung der Visbeker Kirche. Beim „Visbeker Bräutigam“ sprach Dr. Helmut Ottenjann-Cloppenburg über die Entstehung der Großsteingräber. Den Münsterlandabend gestaltete der Heimatverein Visbek unter Leitung von Land-



Neuartiger Fronleichnamsaltar in Damme (Entwurf: Hermann Bülld). Diese Lösung ist für eine Straßengabelung vorgesehen und ermöglicht eine Aufstellung der Prozessionsteilnehmer rings um den Stationsaltar. Das Allerheiligste ist von allen Seiten sichtbar.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

wirtschaftsrat i. R. Linnewerth und Lehrer Ruholl. Oberregierungs- und -schulrat Kramer hielt den Festvortrag „Unser Bekenntnis zum Münsterland. Erbe und Auftrag“. Drei Schicksalsjahre sind für die Entwicklung des Oldenburger Münsterlandes bestimmend gewesen: Das Jahr 855 (cellula Fischboeki), das Jahr 1252 (Übergang an Münster) und das Jahr 1803 (Übergang an Oldenburg). Der Redner mahnte: „Wahren wir die Einheit, die Einheit unseres gewordenen und gewachsenen Volkstums! Tragen wir Sorge, daß trotz des Fortschritts und der neuen Wege stets aus dem gesunden Ahnenerbe Wachstum und Fortschritt genährt werden. Manchmal kommt mir der Gedanke, als müsse sich nach 1100 Jahren

De neie Wohnung

„Na, Harm, wo geiht jo dat in de neie Wohnung? Ji hebbt dat nu jo all seß Wäken utprobeert.“

„Jo, to grot is se nich. Wenn all in'n Huse gesund sünd, dann helpt sick dat so äben. Aower wenn't Mallör eis will, dat ein'n 'ne dicke Backen krigg, dor könt wi dann narns mehr mit hen.“

Franz Morthorst

wieder eine cellula Fischboeki in unserer Heimat bilden, als müsse noch einmal Abt Castus in die Lande ziehen und heute — wie vor 1100 Jahren — noch einmal um den Menschen des 20. Jahrhunderts ringen. Noch lebt im Oldenburger Münsterland der alte Geist, um den uns viele beneiden. Noch stehen wir treu zur Botschaft der ersten christlichen Zeit und sind der Beständigkeit der münsterschen Epoche treu geblieben. Seid alle auf der Hut, ihr Alten und ihr Jungen!"

Am 20. Februar 1961 feierten Heimatfreunde aus dem Nordwestdeutschen Raume im Museumsdorf den 75. Geburtstag des Ehrenmitgliedes des Heimatbundes, Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann; aber schon drei Monate später, am 16. Mai 1961, riß der Tod den nimmermüden Heimatforscher nach kurzer Krankheit aus seinem Wirkungskreis.

Die Wanderfahrt des Heimatbundes am 29. Juni 1961 (Peter und Paul) führte die Heimatfreunde in den Raum Ankum-Fürstenau. Mit Kleinbussen und Pkw kamen etwa 300 Teilnehmer aus dem Münsterland. P. Dr. Oswald Rohling OP, Direktor der PH Vechta, führte sie durch Ankum, den

Höhenzug „Gehn“ mit dem Steinbruch, Fürstenau und das Waldgebiet der Maiburg.

Der Vorstand des Heimatbundes tagte am 15. Oktober 1960 in Bokelesch, am 14. Januar 1961 in Calveslage und am 12. August 1961 in Vechta. Der erweiterte Vorstand behandelte am 1. März 1961 in Vechta die Frage der Mitarbeit in der „Oldenburg-Stiftung e. V.“.

Der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland trat der „Oldenburg-Stiftung e. V.“ bei. Dem Vorstand der Stiftung gehören aus dem Münsterland an: Graf Max v. Merveld-Füchtel und Kaufmann Reinhold Niermann-Löningen, dem Stiftungsrat Bauer Glup jun., Thüle, Oberstudien-Direktor i. R. Hermann Bitter, Cloppenburg, Stadtdirektor Clemens Becker, Lohne, Schriftsteller Alwin Schomaker, Langenteilen, und Oberregierungs- und -schulrat Franz Kramer, Oldenburg.

Der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland ruft alle Heimatvereine und Heimatfreunde auf zur Mitarbeit. Auch für die kommenden Jahrzehnte bleibt noch Vieles zu tun. Franz Kramer

Maienzeit im Moor

Von Franz Morthorst

*Im Roggenfeld sprießen die Ähren,
Der Rotdorn leuchtet am Tor . . .
Nun faßt der Zauber des Lenzes
Das braune, das einsame Moor.*

*Der Ginster am sandigen Hange
Bedeckt sich mit goldener Zier,
Und Wollgras mit schimmernden Flocken
Verwandelt das ganze Revier.*

*Der Sonnentau dort in der Senke
Glüht auf wie ein echter Rubin;
Aus moosigen Polstern daneben
Grüßt freundlich das Rosmarin.*

*Der Kuckuck durchjauchzt voller Wonne
Das maigrüne Birkengezelt;
Des Brachvogels Trillern und Pfeifen
Klingt hell durch die sonnige Welt.*

*Am Heiderand kollert der Birkhahn,
Limose zieht klagend vorbei.
Das Meckern der Bekassinen
Gesellt sich zum Kiebitzgeschrei.*

*Die schweifende Waldohreule
Faucht zornig den Wanderer an;
Das kunstvolle Gaukeln der Weihe
Hält still seine Augen im Bann.*

*Braunkehlchen auf graudürrem Pfahle,
Es singt sein bescheidenes Lied
Und schaut, wie die Kette der Enten
Zur glitzernden Blänke hin zieht.*

*Im Heidekraut rufen die Pieper,
Die Lerchen, sie jubeln im Chor.
Beglückt hält der Wandersmann inne:
Wie schön ist das einsame Moor!*

Den gefallenen katholischen Lehrern des Oldenburger Münsterlandes zum Gedenken

(Schluß)

Ludwig Sieverding wurde am 17. Oktober 1902 in Brockdorf bei Lohne geboren. Seine Eltern waren Gutspächter beim Grafen von Galen. Nach Erfüllung seiner Volksschulpflicht in seinem Heimatdorf besuchte er das Lehrerseminar in Vechta von Ostern 1917 bis Ostern 1923. Als junger Lehrer war Ludwig Sieverding tätig an den Schulen in Resthausen und Mühlen. Mehrere Jahre war er Hauptlehrer der einklassigen Schule in Glaßdorf bei Bösel, bis er 1930 nach Lönigen versetzt wurde. Dort wirkte er von 1930 bis 1938 an der kath. Volksschule und trat dann in den Dienst der Berufsschule Lönigen, deren landwirtschaftlichen Klassen er bis zu seiner Einberufung zum Kriegsdienst betreute.

Seine erste soldatische Ausbildung erhielt Ludwig Sieverding im Sommer 1935 beim Inf.-Rgt. 65 in Delmenhorst. Nach Ableistung verschiedener Übungen erhielt er Ende 1937 sein Leutnantspatent. Am 27. August 1939 wurde er als Leutnant zum Inf.-Rgt. 489 nach Delmenhorst einberufen und rückte mit seiner Truppe an die Westfront.



Ludwig Sieverding

Bis Mai 1940 lag er mit seiner 14. Kompanie in Aachen und machte von dort aus den Westfeldzug in Belgien und Frankreich mit.

Von Breitenstein (Ostpr.) aus machte Ludwig Sieverding den Vormarsch im Osten zunächst als Ordonnanzoffizier in seiner Division mit. Am 23. Juli 1941 übernahm er die 10. Kompanie seines alten Regiments während der schweren Kämpfe im Nordabschnitt der Ostfront. Während der Rückzugskämpfe am Wolchow wurde die Kompanie des Oberleutnants Sieverding aufgerieben.

Nach Aussagen von Kameraden fiel Ludwig Sieverding am 13. Januar 1942 schwerverwundet in die Hände der Russen. Seine Beförderung zum Hauptmann hat er nicht mehr erlebt. Für seinen tapferen soldatischen Einsatz wurde Sieverding mit EK 1. und 2. Klasse, dem Infanterie-Sturmabzeichen und der Nahkampfspange ausgezeichnet.

Ludwig Sieverding war ein treuer Sohn seiner Süoldenburger Heimat. Bei seinen Berufskollegen und seinen zahlreichen ehemaligen Schülern genoß er wegen seines zuvorkommenden, stets hilfsbereiten und aufrichtigen Wesens großes Ansehen.

+

Alwin Stubbe stammte aus Norddöllen, Gemeinde Visbek, wo er am 28. September 1906 geboren wurde. Nach beendeter Volksschulpflicht besuchte er von 1921 bis 1927 das Lehrerseminar in Vechta. Seine Klasse verließ als letzte seminaristisch ausgebildete Lehrerklasse Ostern 1927 das Lehrerseminar, das zu diesem Termin zu bestehen aufhörte.

Vom 1. bis zum 20. April 1927 war Junglehrer Alwin Stubbe vertretungsweise an der kath. Schule in Augustfehn beschäftigt. Ostern 1928 kam er nach Delmenhorst an die Schule Luisenstraße. Von Ostern 1932 bis 1934 war Stubbe an der Schule in Sedelsberg beschäftigt, um anschließend in Oldenburg an der Schule Georgstraße eine Lehrerstelle zu übernehmen. 1943 wurde er mit der Leitung der neuengerichteten Schule in Krusenbusch bei Oldenburg beauftragt. Zum Wehrdienst einberufen, fand Alwin Stubbe bei den Rückzugskämpfen in den Niederlanden am 30. September 1944 in



Alwin Stubbe

Venraij in Südwest-Holland den Soldatentod.

Alwin Stubbe war seit dem 14. April 1936 verheiratet mit Käthe Kempe aus Delmenhorst. Der glücklichen Ehe entstammen zwei Söhne und eine Tochter.

Der Verstorbene war ein befähigter und fleißiger Lehrer und Erzieher, der allen pädagogischen und schulischen Bestrebungen großes Interesse entgegenbrachte.

+

Josef Thobe wurde am 18. Mai 1904 in Stapelfeld bei Cloppenburg geboren. Nach dem pflichtmäßigen Grundschulbesuch seiner Heimat ging er zum Realgymnasium nach Cloppenburg. Dann besuchte er das Lehrerseminar in Vechta. Als Lehrer war Josef Thobe nacheinander tätig an den Volksschulen in Beverbruch, Ellenstedt, Garrel, Märschendorf, Dümmerlohausen und zuletzt in Rechterfeld. Seine militärische Ausbildung erhielt er 1938 beim Inf.-Regt. 65 in Delmenhorst. Bei Beginn des Krieges wurde Josef Thobe im Polen- und im Westfeldzug eingesetzt. Dann folgte sein Fronteinsatz im Osten an verschiedenen Abschnitten. Seit März 1944 ist Josef Thobe, der zuletzt die Dienststellung eines Hauptfeldwebels bekleidete, an der Ostfront vermißt.

Josef Thobe war ein lebensfroher, hei-

matverbundener Lehrer. Musikalisch sehr begabt, pflegte er besonders die Streichmusik und gründete in einigen Schulen, an denen er tätig war, Schülerorchester.

+

Unter den Kollegen, deren Verlust die katholische Lehrerschaft des Oldenburger Landes als Opfer des zweiten Weltkrieges beklagt, nimmt Hauptlehrer August Wellbrock eine besondere Stelle ein. Er wurde außerhalb eines soldatischen Einsatzes ein Opfer des grausamen Bombenkrieges und wurde mit seinen Schülern im Tode vereint.

August Wellbrock wurde am 24. August 1877 in Oldenburg geboren. Er war von zehn Kindern seiner Eltern der älteste Sohn und galt bei seinen Geschwistern als ihr Vorbild. Sein Lehrer war Konrad Kruse, später Rektor in Wilhelmshaven, von dem er mit Hochachtung erzählte. Seine glücklichen Anlagen, seine gute Begabung, verbunden mit Charakterstärke und Freude im Umgang mit der Jugend und Geschick, sie zu leiten, führten August Wellbrock in den Beruf, den sein Herz ersehnte, in den Lehrerberuf. Seine Lehrerausbildung genoß er von 1892 bis 1895 auf dem katholischen Lehrerseminar in Vechta. Nach bestandenem erstem Lehr-



Josef Thobe

examen war es schwer für ihn, eine Lehrerstelle zu erlangen, denn damals herrschte im Oldenburgischen ein großer Lehrerüberfluß. So kam es, daß der unvergeßliche Prälat Pille in Oldenburg für August Wellbrock eine Lehrerstelle als Hauslehrer beim Grafen Leo zu Wissen bei Weeze am Niederrhein vermittelte. Dort war er von 1895 bis 1898 erfolgreich tätig. 1898 konnte August Wellbrock ins Oldenburgische zurückkehren. Er wurde Lehrer an der katholischen Privatschule in Brake, wo er von 1898 bis 1903 wirkte. Von 1903 bis 1912 war er Lehrer an der katholischen Knabenschule an der Luisenstraße in Delmenhorst, wo er im besten Einvernehmen mit Rektor August Plochg zusammenarbeitete, den er auch an der Orgel vertreten durfte. Als sich die katholische Stadtschule zu einem 16klassigen System entwickelt hatte und 1908 bereits die Abzweigung der Ostschule erfolgt war, wurde die Gründung einer Hilfsschule notwendig, mit deren Leitung man den Lehrer Wellbrock betraute. Was August Wellbrock hier in aller Stille und Bescheidenheit geschafft und erreicht hat, ist nur wenigen offenbar geworden. Seine nächsten Kollegen, die Schulaufsicht, die Eltern und Geistlichen wußten um die Erfolge Wellbrocks in der schwierigen Arbeit an der Hilfsschule. Er umsorgte seine Hilfsschüler wie ein Vater und bereitete sich gründlich auf den Unterricht vor, um seine Zöglinge nach den besonderen Methoden dieses Schulzweiges zu bilden. Aufgebaut auf dem Fundament seines katholischen Glaubens, half er seinen Schülern bei der Berufswahl und in das Berufsleben hinein.

1933 erfolgte durch den Nationalsozialismus die Aufhebung der katholischen Hilfsschule Delmenhorst und der Übergang in die simultane Hilfsschule. August Wellbrock war an dieser Schule weiter tätig und war im Lehrerkollegium sehr geschätzt.

Am 8. Oktober 1943 gab es während des Nachmittagsunterrichts Fliegeralarm für Delmenhorst. August Wellbrock begab sich pflichtgemäß mit seinen Schülern in den Luftschuttkeller der Mädchenschule an der Stedinger Straße. Bei dem schweren Luftangriff wurden drei Schulen getroffen. Ein Volltreffer schweren Kalibers schlug durch die starken Zimmerdecken der Mädchenschule und löschte das Leben des Lehrers August Wellbrock und 18 seiner Schüler aus.

Der Verstorbene war verheiratet mit der Lehrerin Rosa Bröring, Tochter des Haupt-



Josef Willenbrink

lehrers Clemens Bröring in Ramsloh. Der jähe Tod August Wellbrocks vereitelte ein erhofftes Glück im Ruhestande im eigenen Heim an der Bismarckstraße.

+

Josef Willenbrink, geboren am 11. Juni 1908 in Visbek als Sohn des Malermeisters Friedrich Willenbrink, besuchte die Volksschule seines Heimatortes. Ostern 1927 bestand er in Vechta sein Abitur und bezog anschließend das Pädagogium in Vechta, um sich auf den Volksschullehrerberuf vorzubereiten.

1929 legte Josef Willenbrink seine erste Lehrprüfung ab. Als junger Lehrer wirkte er in Kroege-Ehrendorf, tat dann halben Schuldienst in der Gemeinde Visbek, und zwar in Hagstedt und in Norddöllen. Ferner war Josef Willenbrink tätig an den Schulen in Benstrup bei Lönigen, in Hinterm-Holz bei Scharrel, sowie in Grandorf bei Holdorf.

Seite militärische Ausbildung erhielt Josef Willenbrink vor dem Kriege beim Ergänzungs-Bataillon des Inf.-Rgts. 65 in Delmenhorst-Düsternort. Kurz vor Ausbruch des Krieges 1939 nahm er an einem Ausbildungslehrgang in Döberitz teil und wurde zum Leutnant befördert. Bis 1942 war er dann

als Ausbildungs-offizier eingesetzt und kam anschließend nach Polen. Im Jahre 1943 wurde er, inzwischen zum Oberleutnant befördert, Kompanieführer in einer Fronttruppe im Osten. Es folgte infolge eines Nackenstreifschusses ein kurzer Lazarettaufenthalt in Hanau am Main. Kaum genesen, stellte Oberleutnant Willenbrink eine Kompanie auf und rückte mit ihr im März 1944 an die Ostfront. Während der Absetzbewegungen der Ostfront im Sommer 1944 erlitt Josef Willenbrink nach Aussage eines Kompaniekameraden am 10. August 1944 in Estland infolge Kopfschusses den Soldatentod.

Josef Willenbrink, einer geachteten, kinderreichen Visbeker Familie entstammend, war ein treuer Sohn seiner Heimat und ein berufener Lehrer. Durch seinen Tod wurde nicht nur seine glückliche Ehe zerstört, mit ihm verloren die Eltern Willenbrinks ihren fünften Sohn im Kriege.

+

Anton Zubrägel wurde am 20. März 1911 in Telbrake bei Vechta geboren. Nach dem Besuch der Volksschule in Oythe ging er zur Deutschen Oberschule nach Vechta, wo er Ostern 1931 das Abitur bestand. Von 1931 bis 1933 bereitete er sich an der Pädagogischen Akademie in Vechta auf den Lehrerberuf vor und legte 1933 seine erste Lehrprüfung mit Erfolg ab.

Als vorbildlicher katholischer Erzieher war Anton Zubrägel nacheinander tätig an den Volksschulen in Vechta, Kampe und Einswarden. Seine Gewissenhaftigkeit und sein edles Wollen gewannen ihm die Zuneigung seiner Schulkinder, der Eltern und der Berufskollegen.

Am 18. August 1939 wurde er zum Wehrdienst einberufen. Seine Kriegseinsätze im Frankreich- und im Balkanfeldzug überstand er glücklich. Harte Anforderungen stellte an ihn der Frontkrieg im Osten. Am 14. Februar 1943 fand Anton Zubrägel im Südabschnitt der Ostfront den Soldatentod, und zwar zu dem Zeitpunkt, als er einem schwerverwundeten Kameraden die erste Hilfe bringen wollte. In Kapowo-Nikolajewka, 12 km nordwestlich von Rostow, betteten die Kameraden den Unteroffizier Anton Zubrägel, Inhaber des EK II und des Infanterie-Sturmabzeichens, zur letzten Ruhe.

+

Heinrich Zumbärgel, am 12. Februar 1908 als Sohn des Posthalters Josef Zumbärgel in Höltinghausen geboren, kam nach pflichtmäßigem Besuch der Grundschulklassen seiner heimatlichen Dorfschule



Anton Zubrägel

zum Real-Gymnasium nach Cloppenburg, wo er das Abitur bestand. Er entschied sich für den Volksschullehrerberuf und erhielt seine Ausbildung an der Pädagogischen Akademie in Vechta.

Als junger Lehrer wirkte Heinrich Zumbärgel an den Volksschulen in Haverbeck, Thüle, Cloppenburg, Halen, Tweel, Osterfeine und Ellenstedt.

Im Jahre 1938 nahm er an einer zwei-monatigen soldatischen Ausbildung teil. Kurz vor Beginn des Krieges im Sommer 1939 wurde er zu einer einsatzbereiten Truppeneinheit einberufen und nahm am Feldzug in Frankreich teil. Danach weilte er kurze Zeit in Dänemark. Bei Ausbruch des Krieges mit Rußland im Juni 1941 nahm er am Vormarsch an der Ostfront teil. Heinrich Zumbärgel blieb von da ohne Unterbrechung am östlichen Kriegsschauplatz, wo er an einer Reihe bedeutender Kampfhandlungen beteiligt war. Die Anstrengungen des harten Krieges im Osten, insbesondere die Strapazen des russischen Winters blieben ihm nicht erspart. Sein letzter gefahrvoller Einsatz erfolgte in den Kämpfen um Breslau in der Zeit vom 12. bis 15. Februar 1945. Seit dem 12. Februar 1945 ist Heinrich Zumbärgel vermißt und ist vermutlich an diesem Tage ge-



Heinrich Zumbrägel

fallen. Als Auszeichnungen trug Unteroffizier Heinrich Zumbrägel das Kriegsverdienstkreuz 1. und 2. Klasse mit Schwertern.

Heinrich Zumbrägel, der einem glücklichen Eheleben entrissen wurde, war ein eifriger und berufener Lehrer, der in den Kreisen der Eltern, seiner Schüler und seiner Berufskollegen großes Ansehen genoß.

+

Josef Zumbrägel wurde am 4. April 1910 als Sohn des Posthalters Josef Zumbrägel in Höltinghausen geboren. Wie sein Bruder Heinrich besuchte er das Cloppenburg-Gymnasium und erlangte dort das Abitur. Darauf ging er zur Pädagogischen Akademie nach Vechta, wo er sich gewissenhaft und fleißig auf den Volksschullehrerberuf vorbereitete.

Als Junglehrer war Josef Zumbrägel zunächst ohne Stellung. Er meldete sich zum Arbeitsdienst und kam nach Bühren bei Wildeshausen, von wo aus er bei den Ausgrabungs- und Forschungsarbeiten der Steindenkmäler in Kleinenkneten mitwirkte und eine befriedigende Aufgabe fand. Im Anschluß an die Arbeitsdienstzeit wirkte er als Lehrer an der Schule in Mehrenkamp bei Friesoythe. Von 1935 bis 1936 leistete er sei-

nen einjährigen Militärdienst beim Infanterie-Regiment 16 in Oldenburg ab. Seine nächsten Stellen als Lehrer hatte er in Hohefeld und Resthausen. Josef Zumbrägel, der kurz vor der Ablegung der zweiten Lehrprüfung stand, wurde im August 1939 zum Wehrdienst einberufen. 1940 erhielt er einen längeren Heimaturlaub, währenddessen er seine zweite Lehrprüfung erfolgreich ablegte. Als Unteroffizier in einer Aufklärungsabteilung nahm er an den Fronteinsätzen im Frankreichfeldzug teil. 1941 kam er an die Ostfront. Am 8. Oktober 1941 erlitt er bei den schweren Kämpfen vor Leningrad den Soldatentod. Er war mit dem EK 1. und 2. Klasse ausgezeichnet. Auf dem Soldatenfriedhof in Pleskau fand er seine letzte Ruhestätte.

Josef Zumbrägel war ein heimatverbundener, pflichttreuer Lehrer und ein großer Freund der Jugend. In den Kreisen der Lehrerschaft war er ein geachteter und lieber Kollege, der in Erfüllung seiner Aufgaben im Dienste der Schule sehr gewissenhaft war. Durch seinen und den Tod seines Bruders Heinrich hat die Familie Zumbrägel zwei hoffnungsvolle Söhne dem Vaterlande geopfert.

Hermann Brüggemann



Josef Zumbrägel

Inhaltsverzeichnis

Seite

Ein Wort an die Heimat Kalendarium mit Monatsbildern Zu den Monatsbildern	Bauer Leo Reinke, MdL, Bokel bei Cappeln i. O.	5 6
Die Treue ist kein leerer Wahn	Alwin Schomaker, Schriftsteller, Damme-Langenteilen i. O.	30
De Meesen Seid wachsam im Münsterlande! Nicht wie die versunkenen Jahre	Alwin Schomaker, Schriftsteller, Damme-Langenteilen i. O.	34
„Oll Urker“ un sine Döchter	Hans Varnhorst, Lehrer, Lindern i. O.	49
Ut Seelterlound: Das Interglazial von Hagen	Kurt Schmücker, MdB, Lönningen i. O., Allee	50
Ein Leben für ein Werk	Alwin Schomaker, Schriftsteller, Damme-Langenteilen i. O.	53
Die Hauptreisewege zwischen Hamburg und Amsterdam vor 200 Jahren	Fritz Bitter, Oberpostmeister i. R., Friesoythe, Hansaplatz	57
Vermögensbericht eines Gutes vom Jahre 1858	Hermann Janssen, Lehrer, Ramsloh i. O.	59
Dat neimödske Leckermuul Ut Seelterlound: Weere Geschichte ut de Franssoosentied Eichenwälder und Eichelmast im Münsterland	Dr. Hermann Schettler, Essen i. O., Wilhelmstr., Deutsche Vakuum Öl AG	60
Die rote Waldpolizei Die Gnade des einfachen Lebens Grüne Wanderer Böllerjungens Räuberbanden im Münsterland Erlebnis mit einem Fischadler Über das Daumenrecht 50 Jahre Fußball in Lohne Vechtas ehemalige Stadttore Der alte Seebär und das Meer	Franz Kramer, Oberregierungs- und -schulrat, Oldenburg i. O., Sachsenstraße 51	63
Taufall? Im Brutgebiet der Wiesenweihe Aus der Vogelwelt eines Erdölbetriebes	Dr. Otto Harms, Oberregierungs- u. Vermessungs- rat, Oldenburg i. O., Kastanienallee 15	66
Landesvermessung und Karte im Dienste der HEIMATFORSCHUNG	August Wöhrmann, Mittelschullehrer, Lohne i. O., Am Windmühlenberg	69
Bei Goldvoss Erzbischof Heinrich Wienken zum Gedächtnis Heimatsforscher und Heimatschriftsteller Johannes Ostendorf †	Erika Täuber, Vechta i. O.	72
Der Musiker Clemens Tiemann †	Hermann Janssen, Lehrer, Ramsloh i. O.	73
Aus der Arbeit des Heimatbundes für das Olden- burger Münsterland 1960/61	Heinrich Bockhorst, Konrektor i. R., Oldenburg i. O., Adlerstraße 1	74
Den gefallenen katholischen Lehrern des Oldenburger Münsterlandes zum Gedenken (Schluß)	Oskar Ehrlich, Edzell bei Fulda	77
GEDICHTE	Constanz Vogel, Mittelschullehrer, Lönningen i. O.	78
Heimat	Gregor Mohr, Lehrer, Damme i. O., Bahnhofstr.	84
Anklage	Heinz von der Wall, Hemmelte i. O.	86
Ruf zur Mutter der Gnaden	Konrad Händel, Staatsanwalt, Mannheim	90
Huckepack Waldherbst Kornblumen Immenschuur Vergäten	Georg Vetter, Hoheging i. O.	92
In'n laten Harfst	Dr. Alfons Grave, Rechtsanwalt, Lönningen i. O.	93
Maienzeit im Moor Der Mahner	Josef Schomaker, Lehrer, Lohne i. O.	94
SINNSPRUCHE UND ANEKDOTEN	Dr. Vormoor, Osnabrück, Schnatgang 2	100
Sinnsprüche	P. Dr. Callistus H. Siemer O.P., Walberberg b. Köln Dominikanerkloster St. Albert	105
De neie Wohnung	Clemens Tombrägel, Bauer, Brägel üb. Lohne i. O.	110
	Georg Vetter, Hoheging i. O.	112
	Dr. Karl Münzing, Essen i. O., Deutsche Vakuum Öl AG	114
	Fritz Diekmann, Oberregierungs- u. Vermessungs- rat, Oldenburg i. O., Regierungsgebäude	115
	Hans Varnhorst, Lehrer, Lindern i. O.	118
	Franz Morthorst, Prälat, Cloppenburg i. O.	120
	Franz Kramer, Oberregierungs- und -schulrat, Oldenburg i. O., Sachsenstraße 51	123
	Heinrich Bockhorst, Konrektor i. R., Oldenburg i. O., Adlerstraße 1	125
	Franz Kramer, Oberregierungs- und -schulrat, Oldenburg i. O., Sachsenstraße 51	128
	Hermann Brüggemann, Konrektor, Cloppenburg i. O.	131
	Hermann Thole, Chefredakteur, Vechta i. O., Bremer Straße	3
	Hermann Thole, Chefredakteur, Vechta i. O., Bremer Straße	47
	Elisabeth Reinke, Heimatschriftstellerin, Vechta i. O.	64
	Hans Varnhorst, Lehrer, Lindern i. O.	72
	Hans Varnhorst, Lehrer, Lindern i. O.	76
	Erika Täuber, Vechta i. O.	79
	Heinz von der Wall, Hemmelte i. O.	87
	Dr. Hubert Burwinkel, Oberstudienrat i. R., Cloppenburg i. O.	109
	Elisabeth Reinke, Heimatschriftstellerin, Vechta i. O.	111
	Franz Morthorst, Prälat, Cloppenburg i. O.	130
	Hermann Thole, Chefredakteur, Vechta i. O., Bremer Straße	122
	Elisabeth Reinke, Heimatschriftstellerin, Vechta i. O.	52
	Franz Morthorst, Prälat, Cloppenburg i. O.	129



Für Basteln und Werken in Schule und Haus

Flug- u. Schiffsmodelle, Klein-Diesel- u.
Elektromotore, Kupfer- u. Messingplatt.,
Bast u. Peddigrohr, Laubsäge-Arbeiten

Ludwig Rauber

Buchbindermeister

Vechta (Oldb), Füchteler Str. 2

OBERBETTEN

nur von der **Fachfirma**



BLAHUT

Furth im Wald und

BLAHUT

Krumbach / Schwb.

Verlangen Sie Aufklärung, auch wenn
Sie augenblicklich keinen Bedarf haben!



Fleisch - Wurstwaren

in reicher Auswahl und bester Qualität
erhalten Sie in unseren modern eingerichteten

FILIALEN

**CLOPPENBURG, OLDENBURG,
FRIESOYTHE, VECHTA, LOHNE,
DIEPHOLZ**

Friedrich Pieper, Cloppenburg (Oldb)

Oldenburgische Fleischwarenfabrik und Schmalzsiederei

Ruf 3233 und 3234

Fernschreiber 025894



Hotel zu den 3 Kronen

INH: THEO MELCHERS

Vechta (Oldb)

Vereinszimmer · Saal

Anerkannt beste Küche

Bernhard Born

K U L T U R I N G E N I E U R

Straßenbau- u. Tiefbau-Unternehmung

Wasserbau
Landeskulturbau
Meliorationen
Trockenbaggerung
Kanalisation
Kläranlagen
Straßenbau
Brückenbau
Betonbau
Landschaftgestaltung
Ingenieurbüro
(Planbearbeitung und Entwürfe)

C L O P P E N B U R G

Am Museumsdorf

Fernruf 2455 und 2095



Wenn Du sparst,
dann denke dran,
daß alles Große klein begann

COMMERZBANK

AKTIENGESELLSCHAFT

Filialen in

Cloppenburg

Bahnhofstraße 8

Vechta

Große Straße 59

Zieh' Dich an bei

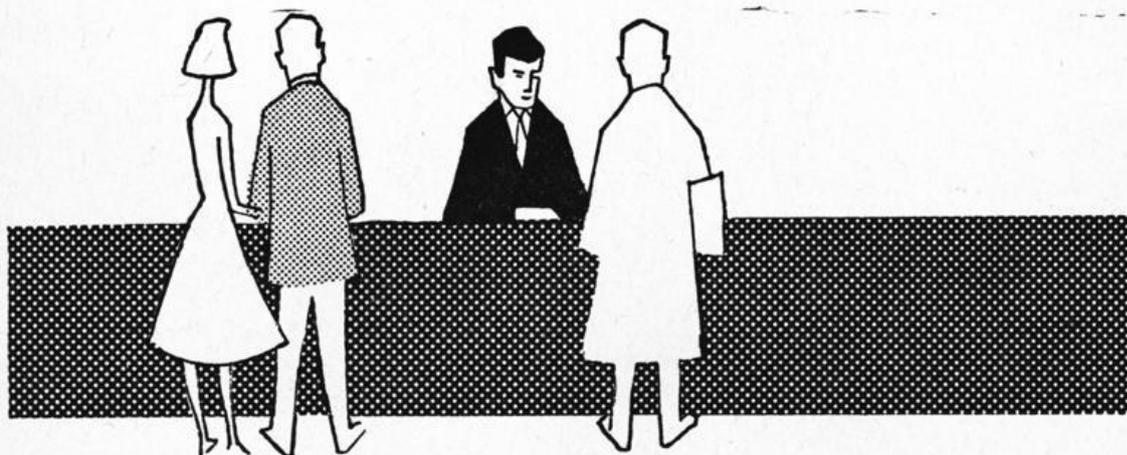
G. Werrelmann
C L O P P E N B U R G

**Das große Textil- und Konfektionshaus
für Stadt und Land**

- **mit der großen Auswahl**
- **den guten Qualitäten**
- **und den niedrigen Preisen**

*Immer erst zu Werrelmann -
der gute Weg
zum besseren Einkauf!*

G. Werrelmann
C L O P P E N B U R G



Am Sparkassen- schalter

werden viele Fragen gestellt
und sachkundig beantwortet.

Dort findet jedermann
für sein Anliegen
ein offenes Ohr
und diskreten Rat.

LO
1786

Landessparkasse zu Oldenburg

Mündelsicheres Geldinstitut der oldenburgischen Stadt- und Landkreise

Ihre Drucksachen

sind das Spiegelbild ihres Unternehmens!

Wir drucken alles

- **Für Behörden**

liefern wir alle vorkommenden Formulare

- **Für den Geschäftsbedarf**

Briefbogen, Rechnungen, Postkarten usw.

- **Für den Familienbedarf**

Verlobungs- u. Vermählungskarten, Totenbriefe, Totenbilder (m. Fotografie)

- **Vereinsdrucksachen**

Wirkungsvolle Plakate, Programme und Festbücher, Eintrittskarten usw.

Buchdruckerei

Ferdinand Ostendorf

CLOPPENBURG, Langestraße / Bahnhofstraße / Fernruf 2190

Liefere sämtliche Fabrikate von Schreib- und Rechenmaschinen sowie Büromöbel

DORFKRUG

im Museumsdorf

Cloppenburg (Oldb)

Die gute Gast- und Tagungsstätte
im alten Bauernhaus empfiehlt sich für
alle Gelegenheiten

Willi und Charlotte Adolph



Rechnen lernt man in der Schule

**aber haben Sie auch gelernt,
mit den verschiedenen
Sparmöglichkeiten zu rechnen?
Wissen Sie, daß es eine
ganze Anzahl von Wegen gibt,
sicher und ertragreich
zu sparen?
Haben Sie zum Beispiel schon
gehört vom Investmentsparen,
von der Geldanlage in Gold,
von der „Verbrieften
Sicherheit“?**

**Nur ein erfahrener Fachmann
kann heute die vielfältigen
Sparformen übersehen und
beurteilen. Nur er kann Ihnen
die für Sie und Ihren Zweck
günstigste Art der Geldanlage
empfehlen.**

**Lassen Sie sich von uns beraten;
wir beraten Sie gern.**

OLDENBURGISCHE LANDESBANK AG





Wellplatten
und Formstücke
aller Art

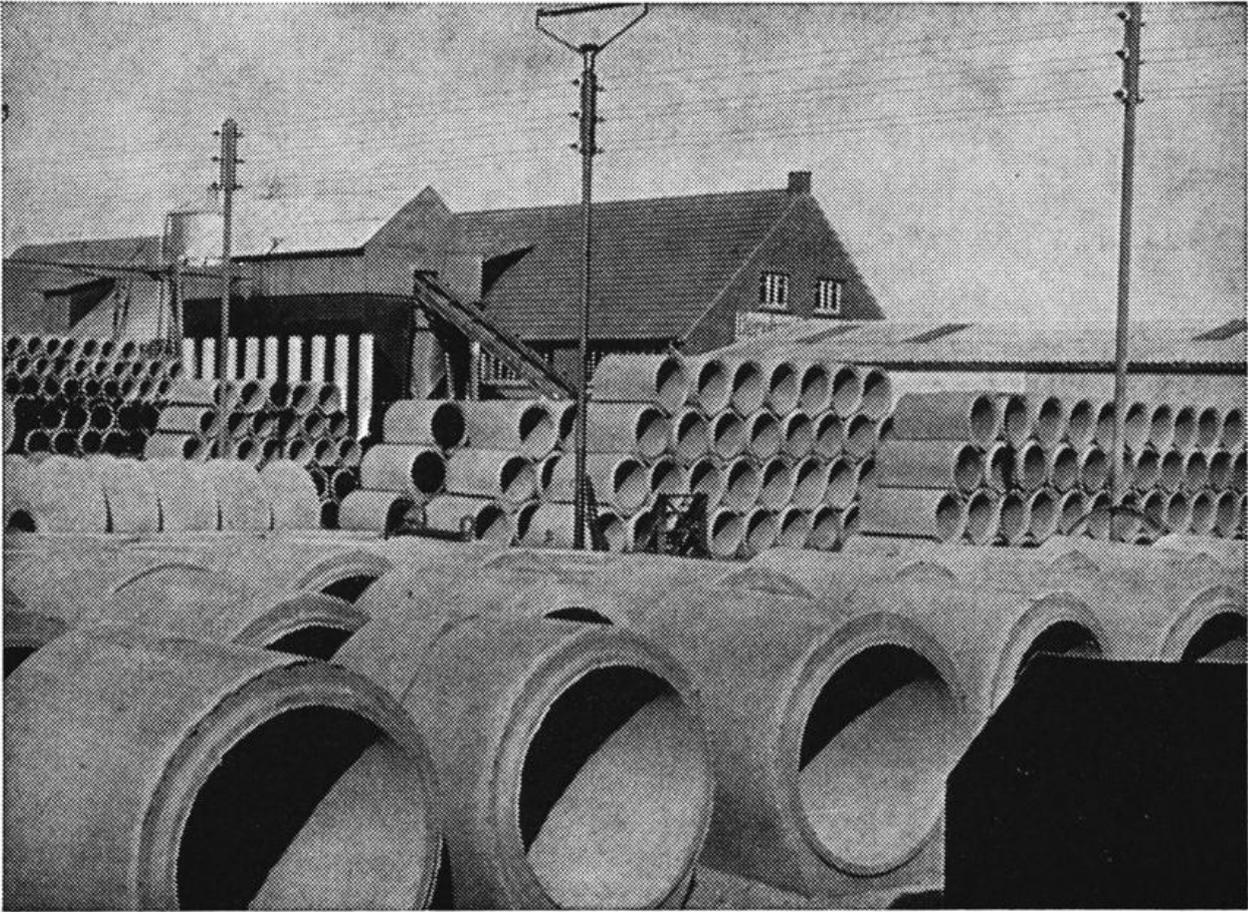


Eigene Schneidanlage
für Fensterbänke
und Treppenstufen



Blumenspindeln
Blumenschalen
Blumenkübel
Blumenkästen
Blumenvasen
Pflanzbeete
Blumenfenster
Gartenbassins
Vogelbäder
Spielkästen





Werksanlagen : Vordergrund Betonsteinwerk, Hintergrund Dachsteinwerk

Holz - Baustoffe - Eternit-Vertrieb

BETONWERKE

Bernhard Bergmann

Ruf 232 / 233

Steinfeld (Oldb)

Postfach 50

* 145 *



Hotel »Walhalla«

Inhaber: Hans Werner-Busse

Cloppenburg

Telefon 2293

Speiserestaurant · Saal · Klubzimmer · Fremdenzimmer · Garagen

A

FUSSBODEN-SPEZIALGESCHÄFT

Dunloplan-, Mipolam-Parkett - Terry

M

August Morthorst

CLOPPENBURG

Ecke Mühlenstraße-Antoniuststraße, Fernruf 2625

C

Holz · Baustoffe · Fußbodenbeläge · Kunststoffe





Eine Kraftquelle der Wirtschaft sind die Kreditgenossenschaften der Raiffeisen-Organisation, die seit Jahrzehnten der Heimat dienen. Wenden Sie sich deshalb in allen Geld- und Kreditangelegenheiten stets vertrauensvoll an Ihre

Spar- und Darlehnskasse

Bakum

Dinklage

Hausstette

Langförden

Lutten

Neuenkirchen

Steinfeld

Spar- und Darlehnskasse Vechta

Damme

Goldenstedt

Holdorf

Lohner Bank, Lohne

Mühlen

Osterfeine

Visbek

Vitamehl

das bewährte

Markenfütter!

Nehmelmann & Co. KG

Cloppenburg (Oldb) · Fernruf 2368

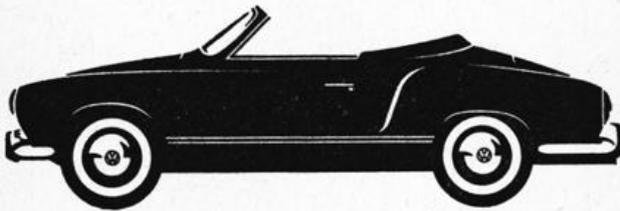
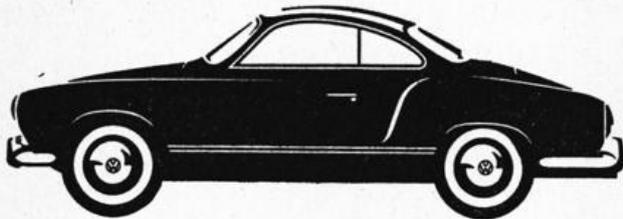
FUTTERMITTEL-GROSSHANDLUNG

Geflügelzucht-Bedarfsartikel



**General-Vertretung Weser-Ems
der Kraftfutterfabrik August Jülicher, Kleve (Ndrh)**

* 148 *



Volkswagen (Standard) 3810,-
ab Werk

**VW-Karmann-Ghia-
Coupé 6935,-**
ab Werk

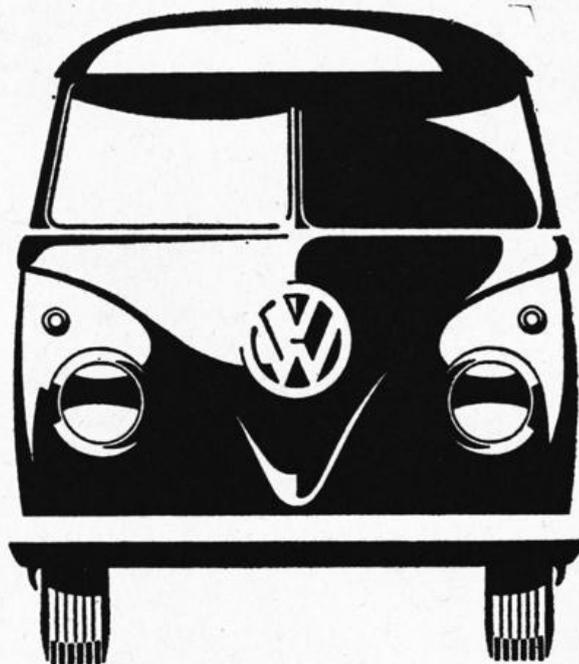
VW-Pritschenwagen 5745,-
ab Werk



**Autohaus
H. Asbree KG, Lohne**

B. Goda, Damme

A. Klöker, Vedda





Für die Reise-Saison

empfehlen wir allen Reisegesellschaften wie Schulen, Vereinen, Behörden, Betrieben usw. unsere nachstehenden, modernen und bequemen Reiseomnibusse für In- und Auslandsreisen:

- 1 47-Sitzer Kässbohrer SETRA**
- 1 47-Sitzer Mercedes-Heck**
- 1 47-Sitzer Büsing-Unterflur**
- 1 47-Sitzer Büsing-Unterflur**
- 1 47-Sitzer MAN**
- 1 43-Sitzer Mercedes-Heck (Schlafsessel)**
- 1 39-Sitzer Kässbohrer SETRA (Schlafsessel)**
- 1 35-Sitzer Mercedes**
- 1 22-Sitzer Kässbohrer SETRA (Schlafsessel)**
- 1 15-Sitzer Mercedes Luxus-Clubwagen**

Die angegebenen Sitzplatzzahlen sind feste Sitze, da Mittelsitze nicht mehr zulässig sind.

Rufen Sie uns bitte rechtzeitig an, damit wir Ihnen den entsprechenden Omnibus reservieren können.

Fordern Sie bitte auch unsere kostenlosen Prospekte über unsere Urlaubsfahrten und über unsere Pilgerfahrten nach Lourdes an.

Schomakers Gesellschaftsfahrten

ALOYS SCHOMAKER

In- und Auslandsreisen

LOHNE (OLDB)

Tel. 216

Tel. 216

Man kann an manchem sparen, nur nicht am richtigen Huhn!

Rechnen Sie nüchtern

Fordern Sie viel:

Verlangen Sie



Das bewährte Huhn mit internationaler Geltung

robust, gesund
250 - 280 Eier pro Jahr
langanhaltende, hohe Legeleistung
große Qualitätseier
– und preisgünstig

KA-Line - Küken sind nur echt mit Garantieschein und kosten
bei einer Abnahme von über 250 Stück nur **2,75 DM**

Mustergeflügelhof Kathmann

Calveslage üb. Vechta (Oldb), Telefon: Sammel-Nr. Vechta 881

KATHMANN-FUTTER überall ...

... bürgt für

**gesunde, frohwüchsige Küken / kräftige Jung-
hennen / robuste, leistungsfähige Legehennen**

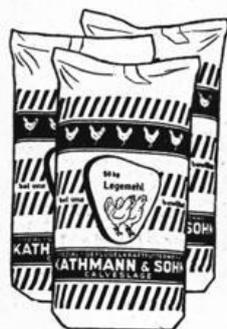
Zu beziehen durch Landhandel und Genossenschaften

Spezial-Geflügelkraftfutterwerk

Kathmann & Sohn

Calveslage über Vechta (Oldb)

Telefon: Sammel-Nummer Vechta 881

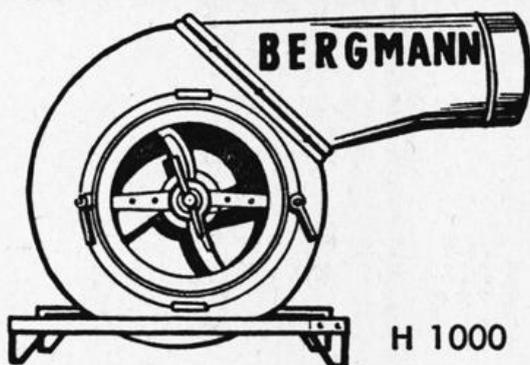
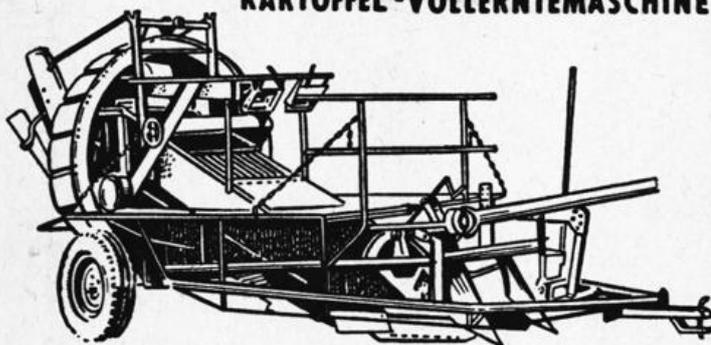


BERGMANN

Landmaschinen

zuverlässig
rationell

KARTOFFEL-VOLLERNTEMASCHINE



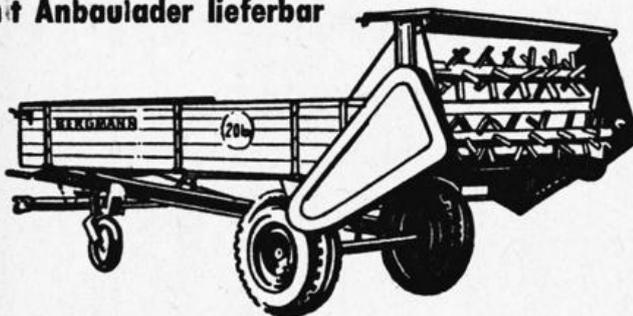
Ein Allzweckgebläse
von hoher Leistung
u. einfacher Bedienung

H 1000

STALLUNGSTREUER-VIELZWECKWAGEN auch
mit Anbaulader lieferbar

überragend
leichtzügig

2½ t - 3½ t



L. BERGMANN

MASCHINENFABRIK · GOLDENSTEDT (OLDB.)



